Gs
6686





Die Walhalla bei Regensburg.

Historischer Guckkasten,

enthält:

eine Reihe geschichtlicher Erzählungen, Anekdoten, Bonsmots, Charakterzüge, interessanter Auftritte und Nachrichten aus dem Leben großer und merkwürdiger Männer und Frauen aus allen Zeiten.

Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, Feldzüge, Kriege, Schlachten, Belagerungen und viele andere merkwürdig-historische Gegenstände.

Neu bearbeitet und herausgegeben

von

Johann Nepomuck Moser.

Mit zwölf schönen Abbildungen in feinen Holzschnitten.

Augsburg, 1861.
Verlag von Anton Herzog.
(Leonhard Doll.)

Stadtbibliothek
Augsburg

1956,1773

Einleitung.

Die allgemeine Weltgeschichte, so wie die Geschichte des eigenen Vaterlandes sind gewiß für Jedermann, besonders aber für jeden guten Patrioten, die interessanteste Lectüre, und den albernen und abgeschmackten Ritter-, Räuber-, Geister- und Liebes-Romanen unendlich weit vorzuziehen. Die allgemeine Geschichte, so wie die Geschichte des eigenen Vaterlandes sind gewiß wichtige Gegenstände jugendlicher Staatsbürger. Es verräth eine traurige Geistesdürftigkeit, wenn man gleichsam wie ein Fremdling dasteht, und nicht ein Mal die Namen, viel weniger die Thaten, das Leben und Wirken grosser und verdienstvoller Männer und Frauen seines eigenen Vaterlandes kennt. Aegypter, Griechen, Römer und alle berühmten Völker der alten und neuen Zeiten studirten die allgemeine Geschichte, besonders aber die Spezial-Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, sammelten sich daraus die nützlichsten Erfahrungen und Kenntnisse zur Richtschnur und Nachahmung für Gegenwart und Zukunft.

Beinahe jedes Land, jedes Volk hat in den Jahrbüchern der Menschheit eine oder mehrere Epochen aufzuweisen, wo es sich vor andern Völkern durch große Thaten hervorgethan und sich auf diese Weise ein ehrenvolles Denkmal setzte. Dadurch sind die Quellen des Nationalstolzes, sind die Muster, der Sporn zur Nachahmung für Söhne, Enkel und spätere Nachkommen entstanden. Selbst rohe und ungebildete Völker erhielten das Andenken ihrer berühmten Ahnen durch Traditionen und Volksgesänge. Die Siege der Griechen lehrten die Römer siegen. Der erste Brutus erzeugte den zweiten Brutus. Aus den großen Thaten der Väter entstanden die der Söhne, und so ward Rom endlich die Beherrscherin der ganzen damals bekannten Welt. Die Heldengesänge der Barden von den Thaten der Väter entflammten **Herrmann's** des großen Deutschen Muth und vernichteten die Legionen des römischen Kaisers August. Das Andenken dieses großen deutschen Helden erzeugte neue Helden und lehrte unsere Urahnen, daß die vermeintlich unüberwindlichen Römer doch überwindlich seyen, und so wurden endlich **die** durch deutsche Riesenarme gefesselt, **welche** früher alle Könige und Völker an ihre Triumphwägen geschmiedet hatten.

Auch die Geschichte unsers großen theuren Vaterlandes **Deutschland**, sowie diejenige unsers engern lieben Vaterlandes **Bayern** sowohl der alten, mittlern und neuern Zeit, stellen uns eine große Zahl berühmter und merkwürdiger Männer und Frauen zur Bewunderung und Nachahmung dar. In dem Werkchen, welchem ich den Titel gab: Historischer Guckkasten und sich auf mehrere Bändchen ausdehnen wird, jedoch jedes Bändchen ein Ganzes für sich ausmacht und jedes einzeln ab-

gegeben wird, werde ich den Geschichtsfreunden verschiedene, mannichfaltige, zum Theil noch unbekannte historische Darstellungen, als das Leben berühmter und merkwürdiger Männer und Frauen aus verschiedenen Zeitaltern, welche sich durch hohe Tugenden, edle Thaten, Wohlthätigkeitssinn, Tapferkeit, Heroismus, Kunst oder Wissenschaft, oder auch durch Bosheit und Lasterleben auszeichnet haben, erstere als Muster zur Nachahmung, letztere zum Abscheu und Verachtung, vorführen. Es werden in diesem Guckkasten auch gezeigt werden verschiedene Baudenkmale alter und neuer Zeiten, als merkwürdige Kirchen, Klöster, Wallfahrten, Palläste, Schlösser, Ritterburgen und Ruinen, Theater, Gasthöfe, Kunstgärten, Fabriken, Bäder, Krankenhäuser, Kirchhöfe oder Gottesäcker mit ihren künstlichen Mausoleen und Grabdenkmälern. Ferner viele merkwürdige Ereignisse, als Kriege, Kriegslager, Schlachten, Belagerungen, Plünderungen, Verschwörungen ꝛc. Ferner Elementar-Ereignisse, als: Verheerungen durch Elemente, furchtbare Stürme, erschreckliche Feuersbrünste, vernichtende Ueberschwemmungen und Erdbeben. Ansteckende Krankheiten: Die Pest, die Cholera, theure Zeiten und Hungersnoth; schauerliche Criminalgeschichten; mit einem Wort: Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart, was sich nur Merkwürdiges nicht nur allein in unserm großen Vaterlande Deutschland, sondern auch im Auslande zu verschiedenen Zeiten zugetragen hat, wird im Guckkasten an dem Blicke der freundlichen Leser und Leserinnen vorgeführt werden.

Was immer die Aufmerksamkeit des wißbegierigen Menschen fesseln kann, was dem Geiste Stoff zum Nachdenken oder zu unterhaltender Plauderei

in Gesellschaften und überhaupt im öffentlichen Leben wie am häuslichen Heerde im Kreise der Familie, der Eltern und reifern Jugend bietet, werde ich durch gründlichen, belehrenden und unterhaltenden Text mit schönen Bildern geschmückt, klar und verständlich schildern. Was die historischen Aufsätze in diesem Werkchen betrifft, sind selbe zum Theil aus meiner eigenen Feder geflossen, zum Theil wurden mir selbe von andern Geschichtsfreunden mitgetheilt oder eingesendet, und theils wurden selbe aus ältern Geschichtswerken längst verstorbener Autoren ausgezogen und neu bearbeitet.

Wenn diese historische Schrift beim Publikum nur einigen Anklang finden wird, woran ich nicht im Mindesten zweifle, so wird mein Streben und meine Mühe reichlich belohnt seyn, und werde in einiger Zeit eine Fortsetzung herausgeben, welche ebenfalls wieder höchst merkwürdige und interessante Aufsätze enthalten wird, um dadurch für Alt und Jung Unterhaltung und Belehrung, Lust und Freude zu verschaffen und die Wißbegierde zu befriedigen.

Johann Nepomuck Moser.

Die Walhalla bei Regensburg.

Mit einer Abbildung.

(Das Titelbild.)

Die Walhalla, der Tempel der deutschen Ehre, nächst dem niedlichen Marktflecken Donaustauf in der Provinz Oberpfalz und Regensburg, im Königreiche Bayern, am nördlichen Donau-Ufer, auf mäßig steiler Anhöhe stellt sich schon in weiter Ferne dem Auge des Wanderers auffallend prächtig dar. Die Walhalla ist unstreitig eine der prächtigsten, großartigsten und vollkommensten Schöpfungen der neuen Baukunst.

König Ludwig I. ist der Begründer dieses majestätischen Prachtbaues. Dieser deutscheste der deutschen Könige hatte schon als Kronprinz im Jahre 1807 bald nach dem gänzlichen Untergange des tausendjährigen deutschen Reiches den Entschluß gefaßt, ein stattliches historisches, unvergängliches Denkmal dem deutschen Ruhme der ganzen germanischen Vorzeit zu errichten. — Nachdem die Vorarbeiten vollendet waren, legte der große Beschützer der Künste und Wissenschaften König Ludwig I. am 18. Oktober 1830 den Grundstein, am Jahrestage der furchtbaren, erschrecklichen Völkerschlacht bei Leipzig, an welchem blutigen Tage im Jahre 1813 die damals eng vereinigten Deutschen der Welt zeigten, was deutsche Einigkeit vermag (ach, ach, wo ist jetzt die deutsche Einigkeit!) an diesem für Deutschland denkwürdigen Tage wurde das schimpfliche Joch Napoleons, des korsikanischen Weltbeherrschers zerbrochen und zertrümmert. Am nämlichen Tage im Jahre 1842 beging König Ludwig die Eröffnungsfeierlichkeiten. Auch dieses Prachtwerk der Baukunst wurde der strengsten Kritik unterworfen. Manche waren der Meinung, es sei ein großer Mißgriff, daß man anstatt im altdeutschen Style, das Ehrendenkmal des deutschen Volkes in dem für unsere

Nationalität ganz fremden griechischen Style aufgeführt hat. Ein anderer bitterer Tadel, der besonders oft von unsern protestantischen deutschen Brüdern ausgesprochen wurde ist nun auch beseitigt, denn im Jahre 1848 wurde auch Doktor Martin Luther's Büste, dieses historisch merkwürdigen deutschen Mannes, in der Walhalla aufgestellt. Von den deutschen Männern und Frauen, welche in der Walhalla aufgestellt sind, haben wir eine Charakteristik mit beigefügten Abbildungen der Büsten, welche der königliche Begründer unter dem Titel: Walhallas Genossen herausgegeben hat, und bereits in zweiter Auflage erschienen ist, und von dem berühmten Baumeister haben wir eine architektonische Beschreibung mit Ansichten von der Walhalla.

Walhalla, — Walhalle — die Halle der Erschlagenen, war bei den alten Deutschen der Aufenthalt und Vereinigungsort jenseits des Grabes für die Helden und Alle, welche in der Schlacht gegen den Feind geblieben, und also durch einen blutigen Heldentod aus der Welt gegangen waren. In einem äußerst schönen, lieblichen Thal, lag dieser Ort Gimle genannt (Himmel), und dauerte bis zum Ende der Welt. Höchst sinnreich ist also dieser Name zur Bezeichnung eines Gebäudes gewählt, durch welches der König Ludwig I. von Bayern dem deutschen Ruhme ein herrliches Denkmal gestiftet hat. Dort, wo sich bei dem Orte Donaustauf (bei Regensburg) ein Berg, umkränzt von gewaltigen Eichen und von den mächtigen Wogen der Donau umspült, erhebt, sich nordwärts beschattete Hügel wölben und bis an den Böhmerwald reihen; wo südwärts der Blick über die mit Getreide reich gesegneten Ebenen Bayerns schweift; dort neben den Trümmern der Veste Stauf, wo ehedem ein starkes Rittergeschlecht gehaust, wurde hoch auf dem gedachten Berge der Standpunkt der Walhalla, mitten im Kreise von Bildern deutscher Eigenthümlichkeit und deutscher Kraft gewählt. In ihren Hallen sind die Bildnisse der größten Fürsten, Feldherren, Weisen, Künstler, Dichter und Gelehrten Deutschlands aus allen Jahrhunderten aufgestellt, gleichsam wie in einem Wohnsitze der Seligen vereint. Schon im Jahre 1821 waren bereits viele Brustbilder, alle aus weißem Marmor, und alle das Werk deutscher

Künstler, vollendet. Die Ausführung des Gebäudes wurde noch in dem nämlichen Jahre dem vortrefflichen Baumeister Leo von Klenze (dem gefeierten Erbauer der Münchener Glyptothek) übertragen und zugleich in den Marmorbrüchen des Untersberges an der Ausführung der einzelnen Theile gearbeitet. Im Herbste des Jahres 1830 waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß die Grundsteinlegung zur Walhalla stattfinden konnte. Der König wählte zu dieser Feierlichkeit den 18. Oktober (den 17ten Jahrestag der Schlacht bei Leipzig) und begab sich an demselben, von Regensburg aus, auf einem prachtvoll geschmückten Schiffe mit einem zahlreichen Gefolge an die auserwählte Stätte. Als er nach der Legung des Grundsteins den silbernen Hammer ergriff, um damit die gebräuchlichen drei Schläge auf denselben zu machen, sprach er die tief zu beherzigenden Worte: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit, fest wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten." — Seitdem erhebt sich nun der Bau Walhallas stolz und prachtvoll; das Gebäude prangt auf des Berges Haupte in seiner ganzen Majestät, welch ein Anblick für den Wanderer, wenn er sich den Ufern der Donau naht! Vor ihm imponirt ein großartiger Tempel von weißem Marmor, die würdige Halle der Verklärten, — ruhend auf mächtigen dorischen Säulen, umgeben am Abhange des Berges mit Mauern von kolossalen Felsstücken. Nach beiden Seiten laufen bis tief hinab zwei prächtige, steinerne Treppen aus, in deren Mitte sich die Halle der Erwartung für die Brustbilder der noch Lebenden befindet. Den Wanderer reißt es fort an jenen Stufen hinauf. Von den Giebelfeldern des Tempels leuchten ihm Bilderwerke in runder Arbeit entgegen, dem Andenken der Besiegung der Römer durch die Cherusker und des jüngsten Befreiungskrieges gewidmet. Er tritt in den Tempel, und sein erster Blick fällt auf ein die Wände desselben umlaufenden Fries (Borte, in der Baukunst, der mittelste Theil eines Säulengesimses, mit Schnitz- oder Bildhauerarbeit), darstellend der deutschen Urbewohner Einwanderung, Religion und Gebräuche, Krieg und Verkehr bis auf Wittekind nnd seiner Sachsen Taufe, durch welche der Sieg der christlichen Reli-

gion in Deutschland entschieden wurde; unter diesem Fries umringen den Wanderer Bilder und die Namen großer Männer, die unser herrliches Vaterland — das Herz von Europa — in allen öffentlichen Verhältnissen, in allen Zweigen des Wissens und der Thatkraft hervorgebracht hat. Die Reihe dieser Großen beginnt mit jenen alten Helden, an deren Urkraft zuerst die römische Weltmacht sich gebrochen; ihnen folgt der Stamm Pipins von Heristal, als einziges Beispiel einer vier Generationen hindurch fortdauernden Geistesgröße; die Hohenstaufen mit dem weit über ihr Reich und weit über ihre Zeit hinausragenden Streben, endlich die Habsburger, vor Allen der Friedebringende Rudolph, der Erste Maximilian, mit Recht der letzte Ritter genannt, und die größte der Frauen, welche je geherrscht, Maria Theresia, und ihr großer Sohn, der edelste Menschenfreund, Kaiser Joseph II.

An diese Reihenfolge der Kaiser schließen sich die großen und guten Fürsten, die nicht dem gesammten Reiche, sondern nur ihrem eigenen Lande, oder in Deutschland geboren, fremden Völkern vorgestanden, in verhängnißvoller Zeit mit bleibendem Ruhme, wie Bayerns Otto und Maximilian, Hessens Amalia, Zweibrückens Karl auf dem schwedischen und Wilhelm von Oranien auf dem englischen Throne, Preußens Friedrich II. der Große, Anhalts Katharina als Selbstherrscherin der Reußen. Alle diese Fürstenhäupter sind umgeben von den größten Männern, die mit ihnen für Glauben und Wahrheit, für Ruhm und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst gelebt, gekämpft, gestorben. — Feldherren, von dem Cherusker Herrmann, der die Römer, bis auf Schwarzenberg und Blücher, die das französische Kaiserthum besiegten. — Weise, wie Leibnitz und Haller, Deutschlands erste Dichter, von dem Verfasser des Niebelungen-Liedes bis auf Schiller und Göthe, und endlich die Heroen der deutschen Tonkunst, Gluck und Mozart. Die Geister aller dieser großen Deutschen scheinen in diesen heiligen Hallen versammelt zu sein, um dem Wanderer den Ruhm und die Herrlichkeit des deutschen Volkes zu vergegenwärtigen! L.

Maria von Brabant.

Die unglückliche Gemahlin Ludwigs des Strengen, Herzogs in Bayern.

Unter allen Leidenschaften, welche das menschliche Herz, gleich einem Schiffe, stürmend auf dem Ocean des Lebens herumtreiben, und es nicht selten an Felsenspitzen in schauerliche Abgründe schleudern, ist keine schrecklicher, als die, so mit dem Namen: Eifersucht bezeichnet wird. Mit eisernem Scepter beherrscht sie ihre Sclaven; mit siebenfacher Nacht umhüllt sie den Geist der getäuschten Sterblichen.

Menschlichkeit und Vernunft verstummen über ihr gräßliches Gebrülle. Sie wandelt lachend über Leichen, dürstet ewig nach Blut. Ihr fürchterlicher Zauberstab verwandelt plötzlich das zärtlichste Weib in eine wüthende Furie, den gefühlvollsten Mann in das reißendste Thier. Mit Tiegerklauen zerreißt sie alle Bande der Menschheit und der Natur; sie umstaltet in einem Nu die heißeste Liebe in den bittersten unversöhnlichsten Haß. Ihr blüht in der Rose nur Unkraut, und in der Distel erblickt sie die Blume der Freude.

Unter den zahllosen Beispielen, welche die Geschichte von den Wirkungen dieser Leidenschaft liefert, stellt sie uns fast keines derselben in einem so schauderhaften Bilde dar, als in einer trauervollen Begebenheit, die ganz Deutschland — ja man kann sagen ganz Europa — mit Entsetzen und Abscheu erfüllte.

Maria, die schöne tugendhafte Tochter Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs von Brabant, strahlte unter allen Fürstentöchtern jener Zeit wie der Abendstern unter seinen flimmernden Brüdern. Schaaren von Freiern, aus den edelsten Geschlechtern entsprossen, warben um den Besitz dieses weiblichen Kleinods; aber nur Ludwig von Bayern war der Glückliche, der all seinen Nebenbuhlern den schönen Preis ihrer Hand entriß, und diese kostbare Perle triumphirend mit sich nach Donauwörth zurückbrachte. Glücklich wie ein Gott, lebte Ludwig in den Armen seiner reizenden Gattin. Beinahe an Wahnsinn gränzte seine Liebe. Bei aller Jugendfülle, bei den heftigsten Begierden eines durch die Adern tobenden

Blutes, konnte er nicht satt werden in dem Paradiese ihrer Schönheit zu schwelgen. In einer langen himmlischsüßen Trunkenheit entschwand ihm das erste Jahr seiner überglücklichen Ehe gleich einem angenehmen Traume, gleich einer heitern mondhellen Sommernacht. Nicht so glücklich fühlte sich Maria. Zwar blühte sie, der lieblichsten Blume ähnlich, deren Reize sich mit jedem Tage in höherer Pracht entfalten; aber nicht selten bethaute diese Blume eine geheime Thräne des Kummers. Ohne Seeleneinklang — jener süßen Harmonie der Herzen — wurzelt keine Freundschaft, sonnet keine Liebe hienieden. Nur sie können diesen beiden Kraft und Dauer gewähren; aber thierischer Hang allein findet im Genusse sein Grab. Maria hatte von der Hand der Natur ein sehr weich geschaffenes Herz empfangen, ihr Busen war voll der edelsten, sanftesten Gefühle, geschaffen für Freundschaft und erhabenere Liebe, empfänglich für alles Schöne und Gute, wofür Menschen, mit gröberen Nerven, keinen Sinn haben. Der hehre Anblick der Natur; das Zirpen der Heimchen, die Melodie der Nachtigallen, das freundlche Herniederlächeln des Mondes, das sanfte Gemurmel einer Felsenquelle, und die aromatischen Düfte der schönen bunten Kinder des Frühlings waren ihr werther, denn aller Fürstenprunk, womit sie sich täglich umschimmert sah. Fern von allem Hoheitsdünkel ihres Ranges, haßte sie alles steife Ceremoniel, liebte die Menschen als Kinder Eines Vaters — als ihre Brüder, und suchte nur edle Herzen, gleichviel, ob sie unter Pupur oder unter einem Bettlergewande pochten. Bei solchen Gesinnungen und Gefühlen war es wohl unmöglich, daß ein Gatte, wie Ludwig, all' ihre Wünsche befriedigen, all' ihre Lücken ausfüllen konnte. Zwar edel war die Denkungsart dieses jugendlichen Fürsten; aber sein wilder kriegerischer Muth, sein heftiger, aufbrausender, gähzorniger Charakter stimmte nicht zu den sanften Accorden ihrer milden Seele. Obschon es ihr nicht selten gelang, seine Hitze zu mäßigen, so fühlte sie doch einen gewissen Mangel — eine gewisse Leere in ihrem Innersten, so ihr manchen geheimen Seufzer, manche verborgene Thräne entlockten. Ihr Herz sehnte sich nach Freundschaft. Sie blickte umher unter den Edeldamen ihres Hofes, und hoffte doch Eine — unter so vielen —

doch Eine zu finden, welche empfänglich für ihre Gefühle, fähig ihrem Geiste sich nachzuschwingen, ihres Zutrauens würdig wäre. Sie forschte, prüfte, und ach! sie fand nichts, als fühllose Maschinen — steife, kalte, herzlose Puppen, nur für die Laune fürstlicher Kinder geschaffen. Traurig zog sich Maria in sich selbst zurück. Sie erfüllte mit scheinbarer Seelenruhe die Pflichten einer getreuen Gattin, duldete im Stillen, und that Verzicht auf die Hoffnung, je ein Wesen zu finden, dem sie sich mittheilen könnte, das sie verstehen — und von dem sie verstanden würde. In dieser Lage und Gemüthsstimmung durchlebte sie das erste — das zweite Jahr ihrer Ehe, als zufällig an Ludwigs Hof ein Mann erschien, dessen Betragen, dessen Scharfsinn und Verstand dort allgemeines Aufsehen erregte. Es war ein Edler aus dem berühmten Geschlechte der sogenannten Rauhgrafen, der auf den, in den damaligen finstern Zeiten so sonderbaren Entschluß kam, sich, trotz seines Adels, den Wissenschaften zu weihen. In Italien sammelte er sich einen Schatz von Kenntnissen, und seine weiten Reisen durch ganz Europa und einen großen Theil von Asien, bis zu Aegyptens Pyramiden, vollendeten die Bildung seines Geistes. Ueberall, wo er sich zeigte, zeichnete er sich unter den Rittern und Edlen jener Zeit wie die Ceder unter den Gesträuchen aus. Seine Erfahrungen, seine Völker- und Länderkunde, verbunden mit einer hinreißenden Beredsamkeit, eroberten ihm alle Herzen. Ludwig ward so sehr von ihm bezaubert, daß er nicht abließ, ihn so lange mit Bitten zu überhäufen, bis der Graf die Zusage that, bei ihm zu bleiben, und die Stelle seines Freundes und geheimen Rathgebers anzunehmen.

Jetzt hatte Maria Gelegenheit, diesen sonderbaren Fremdling öfter und genauer zu beobachten. Bald machte er auch auf sie keinen geringen Eindruck. Wenn die übrige Welt seinen Verstand und seine Kenntnisse bewunderte, so hatte hingegen jener gerade heitere Menschensinn, jenes feine tiefe Gefühl, welches aus all' seinen Aeußerungen unverkennbar hervorstrahlte, für sie die größte Anziehungskraft. Seine anspruchlose Bescheidenheit, sein männliches Betragen, sein edler Anstand, seine Höflichkeit, immer gleich fern von jenem zu

viel und zu wenig, deren Mittellinie so schwer zu finden — noch schwerer zu erhalten ist, zogen zwar Mariens empfindende Seele schon in den ersten Tagen mächtig zu ihm hin; aber bis zur Bewunderung stieg diese Zuneigung, als sie endlich entdeckte, daß die Handlungen des Grafen mit seinen Worten vollkommen übereinstimmten; als sie sah, mit welcher richtigen Menschenkenntniß er das Zutrauen des Herzogs benützte, seinen heftigen Charakter zu mildern, seine Begriffe zu läutern, ihn zum guten Regenten, zum Vater seines Volkes zu bilden.

Edle Herzen finden — verstehen sich bald; so erging es auch diesen Beiden. Manche Stunde brachte die Fürstin in der Gesellschaft des Grafen zu, und jedes Mal, wenn sie nach seiner Entfernung ihr Innerstes prüfte, fühlte sie sich besser, reicher an Kenntnissen und moralischer Güte. Das reinste, erhabenste Freundschaftsband umschlang nun ihre Herzen auf das Innigste; ein Band, frei von allen Flecken niederer Sinnlichkeit, ein Band, gleich demjenigen, so die Bewohner besserer Welten jenseits des Grabes vereinigt. — Streng waren Mariens Grundsätze von den Pflichten ihres Standes, felsenfest stand ihre Tugend: denn damals hatten Gallier (heut zu Tage nennt man's Franzosen) noch nicht die Seelen und Körper der Deutschen verpestet. Auch der Graf dachte zu edel, das Weib eines andern zu verführen, und durch eine lange, mühsame Uebung hatte er endlich seiner Vernunft eine feste Herrschaft über die Anwandlungen der Leidenschaften erkämpft.

Ludwigs unruhiger Geist fing nun allgemach an, der häuslichen Unthätigkeit, des müßigen Hoflebens satt zu werden, und so wie der erste Liebestaumel sich minderte, kehrten seine ehemaligen Lieblingsneigungen: Hang nach Thätigkeit, Jagd- und Kampfbegierde in sein stürmisches Wesen zurück. Reisen zu Turnieren und Banketten, Fehden und Streifzüge entfernten ihn jetzt nicht selten auf mehrere Tage und Wochen von seinem Hoflager, und da ihn der Graf überall hin begleiten mußte, so hatte Maria das traurige Loos, ihr Leben in zerstreuungsloser Einsamkeit hinzuträumen. Zwar sollte ihr Ludwigs Schwester, Elisabeth, (die Mutter jenes unglücklichen Conradins, mit dem hernach auf dem Blutgerüste

zu Neapel das Hohenstaufische Kaisergeschlecht erlosch) eine Gesellschafterin sein; allein diese gute Frau, durch den frühen Tod ihres durch Gift gemordeten Gatten, und durch so viele andere Unglücksfälle tief gebeugt, war zu so einem Geschäfte sehr wenig geeignet. Der Graf schlug also der Herzogin, für die Zeiten seiner Abwesenheit, einen Briefwechsel vor, den dieselbe mit Vergnügen annahm, und wodurch sie in der Folge wenigstens des Trostes genoß, sich schriftlich mit ihrem Freunde unterhalten zu können.

In jenen verworrenen Zeiten eines langen Interregnums hatten, wie bekannt, Raub- und Mordsucht über ganz Deutschland ihre Gräuel verbreitet; selbst auch der Wachsamkeit Ludwigs gelang es nicht ganz, diese Uebel von seinen Staaten abzuwenden. Er sah sich also zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit genöthigt, ein Heer zu sammeln, und an dessen Spitze, in Gesellschaft des Grafen, nach der untern Pfalz zu ziehen, um dort dem Unwesen der Raubritter zu steuern, nnd ihre Felsennester zu zertrümmern.

Tiefe Schwermuth, innige Beklemmung fühlte Mariens Innerstes, als der Tag des Aufbruchs erschien. Aengstlich und zitternd erwiederte sie den Abschiedskuß ihres Gatten, laut pochte ihr Herz, als der Graf zum letzten Mal ihre Hand küßte, und mit den Worten schied: Wir sehen uns wieder! — Nein, nie sehen wir uns wieder! rief ihr eine ahnende Stimme aus den bewölkten Tiefen ihrer Seele zu. Sie eilte halb sinnlos an das Fenster, sah den Scheidenden nach, wie sie im schimmernden Stahlgewande über die Ebene hinflogen. Jetzt sahen sie sich zum letzten Male um; sie winkten, Maria erwiederte die Winke mit ihren Lilienhänden; und sie verschwanden. Thränen flimmerten jetzt über ihre Rosenwangen auf den unstät wogenden Busen herab; kraftlos sank sie auf ihr Ruhebett hin.

Stumm und verschlossen in klageloser Traurigkeit, brachte die Herzogin die ersten acht langen Tage der Trennung, von allen Menschen fern, in stiller Einsamkeit zu; aber endlich erwachte in ihr das Verlangen, sich mitzutheilen, und sie nahm ihre Zuflucht zur — Feder. Zwei Briefe schrieb sie; einen an ihren geliebten Gemahl, den andern an ihren Freund, wovon der

letztere so manche Ausdrücke einer zärtlichen Freundschaft enthielt, welche, bei uneingeweihten Lesern, sehr leicht einen Mißverstand erregen konnten. Der Bote, so die beiden Schreiben nach dem Lager bringen sollte, mußte selbst vor ihr erscheinen; sie übergab ihm dieselben eigenhändig und band es ihm auf das nachdrücklichste ein, daß der Brief mit dem rothen Siegel dem Herzog, der schwarzgesiegelte aber dem Rauhgrafen zuzustellen sei. Mit hastigen Schritten trabte nun der Bote der Gegend zu, wo er den Herzog zu finden glaubte, und vergaß schon in der ersten Schenke, wo er übernachtete, bei einem Humpen Bier der ganzen Belehrung, die er von der Fürstin erhalten hatte. Er kam endlich im Lager an, eilte in Ludwigs Zelt, und als er diesen erblickte, tappte er blindlings in seine Tasche, und übergab ihm, ohne weitere Besinnung — den Brief mit dem schwarzen Siegel.

Der Herzog las die Ueberschrift, und erkannte sogleich den Irrthum; allein ein böser Dämon schleuderte in diesem unseligen Augenblick einige Funken von Mißtrauen in sein argwöhnisches, leicht zu entflammendes Herz. Hastig erbrach er den Brief und las. — In einer Miuute, wie durch einen Zauberschlag, verwandelte sich dieser Fürst in das grimmigste, wüthendste Ungeheuer, gegen welches selbst die Wuth der grausamsten Thiere Taubensanftheit gewesen wäre. — Jetzt kam es ihm vor, als schwände ein dichter Nebel vor seiner Stirn, als ging in seiner Seele ein neues Licht der Enträthselung auf. In raschem Fluge überdachte er des Grafen und Mariens Betragen, und in jedem unschuldigen Lächeln, in jedem freundlichen Blicke, in jedem herzlichen Worte fand der Verblendete die Bestätigung seiner vermeintlichen Entdeckungen, die unwiderstehlichsten Bürgen ihrer Treulosigkeit und Verrätherei. Von Secunde zu Secunde stieg seine Wuth, kaum hatte er des Briefes letzte Zeile gelesen, als er tobend das Schwert aus der Scheide riß, und es dem unglücklichen Boten bis an den Griff in das Herz stieß. Rasend eilte er nun mit bluttråufelnder Klinge in das Zelt des Grafen, den er so eben lesend in einem Buche traf. „Ziehe, Verräther!" schnaubte ihm Ludwig schon beim Eintritte zu. Freund! was ist Dir? erwiederte ihm der Erstaunte mit

Gelassenheit. „Zieh, Schandbube!“ schrie jetzt der Herzog zum zweiten Mal und drang schäumend auf ihn los. Der Graf zog; sie fochten. Mit voller Fassung und Seelenruhe wandte dieser die heftigen Streiche des Sinnlosen von sich ab; oft bot sich ihm die Gelegenheit dar, ihn mit einem Streiche zu Boden zu strecken, aber nur Vertheidigung war des Grafen löbliche Absicht. Endlich gelang es ihm, der Faust des Herzogs das Schwert zu entwinden. Er warf es ihm vor die Füße, und mit den Worten: Ich bedauere Dich, Ludwig! verließ er das Zelt.

Aber auch diese Worte wurden mißverstanden, und gaben den Flammen seiner Wuth neue Nahrung. Für Spott, für einen hämischen schadenfrohen Triumph über seine befleckte Ehre hielt sie der Herzog. Er eilte weg, schwang sich auf das flüchtigste seiner Rosse, und sprengte mit Pfeilesschnelle aus dem Lager. Wie Sturmwind brauste er fort — fort sonder Rast, bis er Donauwörth erreichte. Der Vogt jener Burg bemerkte von einem Thurme die eilfertige, unvermuthete Ankunft seines Gebieters. Schnell lief er ihm entgegen, und — entsetzlich! — ein gleiches Schicksal, wie jenem Boten, ward auch ihm zu Theil. Helica von Brennberg, eine Hofdame der Fürstin, kam dem Herzog bei seinem Eintritte in das Schloß zuerst vor Augen, und auch dieser stieß er seinen Dolch tief in die Brust. Einigen herbeieilenden Knechten befahl er, die Ober-Hofmeisterin der Herzogin alsogleich vom höchsten Thurme des Schlosses hinabzustürzen, während er hinaufstürmte in Mariens Gemach, bei welcher sich gerade Ludwigs Schwester Elisabeth befand. Wer schildert den Schreck, das Erstaunen dieser beiden Fürstinnen, als sie sein leichenblasses Gesicht, seine feuersprühenden Augen, seine blauen schäumenden Lippen, das Zittern all seiner Glieder ansichtig wurden? Einige Secunden standen sie wie versteinert da; aber endlich faßte sich Maria, und eilte ihrem Gemahl mit offenen, liebevollen Armen entgegen. „Zurück Schlange!“ brüllte dieser, und stieß sie so gewaltig von sich, daß sie taumelnd rücklings zu Boden stürzte. Um Gottes willen, Bruder! was hast du vor? rief ihm Elisabeth zu; doch der Rasende horchte ihr nicht, und sprach zu seiner mit Ohnmacht kämpfenden

Gattin: „Ist das die eheliche Treue, so du mir schuldig bist, daß du in meiner Abwesenheit, indeß ich das Land von Straßenräubern säubere, den Feind in mein Schloß, in mein Haus, in mein Schlafzimmer, ja in mein Ehebett selbst herbeirufest?" *). Maria raffte sich auf, warf sich ihm zu Füßen, und rief unter Thränen und Schluchzen den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld an. „Wohlan! erwiederte er hämisch, so belüge denn auch den allwissenden Richter, vor dem du jetzt erscheinen wirst, wie du mich zu belügen versuchest. — Fort, Knechte! holet den Scharfrichter!" Vergebens war Mariens Händeringen, vergebens ihr Flehen und Gewimmer, vergebens waren Elisabeths Bitten und Beschwörungen, diese Gräuelthat nur wenigstens auf den kommenden Tag zu verschieben, und zuvor eine nähere Untersuchung des Verbrechens vorzunehmen; vergebens war das herzzermalmende Geheul und Gestöhne aller anwesenden Dienerinnen der Fürstin; mit ehernen Pforten war sein Busen allem Menschengefühl verschlossen. Kaum trat der Scharfrichter ein, so schrie er ihm zu: „Henker! ziehe dein Schwert, ergreife die Ehebrecherin, und schlag es ihr ab das lasterhafte Haupt." Maria, welche sah, daß nichts den Wütherich zum Mitleid bewegen könne, raffte nun all' ihre Seelenkräfte zusammen. So sei es denn! sprach sie, mit wonniger Ergebenheit werfe ich mich in die Arme des Todes, der mich von dir Unmensch! befreiet. Gott verzeihe dir diesen Mord, so wie ich ihn dir vergebe. Gott lasse meine Unschuld an den Tag kommen, und richte dich nicht, so wie du mich richtest. — Sie hob ihre Hände flehend zu dem Himmel, kniete dann standhaft hin, und — der Streich geschah. Ludwig weidete sich einige Minuten an dem Anblicke ihres hinströmenden Blutes; aber bald fühlte er in seinem Innersten eine plötzliche Anwandlung von Schauder. Wie einem geblendeten Wandler, welchem in dem Momente Licht um das Auge wird, als ein unabsehbarer Abgrund unter seinen Füßen sich öffnet; so war es ihm jetzt. Entsetzliche Seelenangst ergriff ihn nun; heftig zuckten all' seine Nerven, es schlotterten seine Glieder,

*) Nach alten Urkunden sind dieß Ludwigs eigene Worte.

es klapperten seine Zähne. Fort trieb es ihn, hinweg von der Mordstätte. Er irrte umher; suchte sich zu fassen — zu beruhigen; aber er vermochte es nicht. Um sich von der Gewißheit des Verbrechens der Geschlachteten unwidersprechlich zu überzeugen, eilte er jetzt in Mariens Wohnung zurück. In dem ersten Schranke, den er öffnete, fand er die Briefe des Grafen. Gierig ergriff er sie, las — und las wieder. — Ha! wie ward ihm da zu Muthe, als er in jeder Zeile den Stempel des edelsten Charakters, keine Spur von Liebe — nicht den geringsten Schein eines Verbrechens entdeckte! — Unmöglich ist es, Ludwigs Empfindungen in dieser Stunde zu schildern. Kain schlachtete nur Einen, und Gottes Finger bezeichnete ihn; aber ein fünffacher Mord schrie hier um Rache zum Himmel über den Herzog. So wie vor einer Stunde seine Raserei wild und zügellos aufflammte, eben so gränzenlos ward jetzt seine Reue. — Gleichzeitige Urkunden melden, es seien in Einer Nacht die Haare dieses sieben und zwanzigjährigen Fürsten so grau geworden, wie die eines Greises von neunzig Jahren. Seine Schwermuth ging in der Folgezeit nahe an Verzweiflung; stets umschwebten ihn die Schatten der schuldlos Geopferten. Wie ein Vervehmter und Geächteter irrte er in ganz Deutschland umher, suchte Ruhe — und fand sie nirgends, in keinem Erdenwinkel. Endlich kam er auf den Entschluß, eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen. Zu Fuße und in Pilgerkleidern trat er die Reise an. Nur nach langer Buße ertheilte ihm dort Papst Alexander der Vierte die Lossprechung von der Sünde eines fünffachen Mordes, mit der Verpflichtung, ein Kloster zu erbauen, welches hernach Fürstenfeld genannt und von dem Büßenden auf das reichlichste beschenkt wurde. Nach Verlauf von mehreren Jahren kehrte endlich vollkommene Seelenruhe in des Herzogs Inneres zurück, wo dann die Tochter des großen Rudolph von Habsburg seine zweite, glücklichere Gemahlin ward. Doch blieb ihm von dieser den 18. Jänner 1256 verübten Gräuelthat der Name: Ludwig der Strenge, in den Jahrbüchern des Vaterlandes für Zeit und Folgezeit.

Der Leichnam der unglücklichen Maria ruht zu Donauwörth im Kloster zum heiligen Kreuze, in einer

schönen Kapelle, mitten darin ist ein einfacher steinerner Sarg, worin die irdischen Ueberreste dieser unglücklichen Fürstin ruhen, und noch weihet manchmal ein gefühlvoller Wanderer ihrer Asche eine Mitleidsthräne.

Der edle Rauhgraf ward von der Nachricht des jammervollen Todes seiner Freundin bis in das Innerste erschüttert. Jetzt hatte die Welt für ihn keine Reize mehr. Er liebte die Menschen, aber er floh sie. Laut verkündigte er durch ganz Deutschland Mariens Unschuld; er zeigte alle ihre Briefe dar, und forderte durch Herolde jeden vors Kampfgericht, der sich erkühne, das Gegentheil zu beweisen. Als aber Niemand zum Kampfe erschien, als er sah, daß seine und der Gemordeten Ehre gerettet war, und Ludwig selbst die Unschuld seiner Gattin öffentlich bekannte: da verließ er sein Vaterland auf ewig. Nach einer alten Sage zog er nach Palästina, und erwählte seinen Wohnsitz auf dem Libanon. Mit ihm erlosch ein edles Geschlecht, welches durch eine Reihe von Jahrhunderten so viele Helden und Patrioten dem deutschen Vaterlande erzeuget hatte. *) K.

*) Nächst dem schönen Marktflecken Bruck in Oberbayern, jenseits des Ammerflusses, liegen die prächtigen Gebäude des ehemaligen Cisterzienser-Klosters Fürstenfeld mit ihrer herrlichen Kirche, welche zu den schönsten Gebäuden dieser Art in ganz Deutschland gehörten. Nach der allgemeinen Säkularisation der Klöster wurde Fürstenfeld am 28. Mai 1828 in ein Invalidenhaus umgewandelt.



Maximilian I. von Oesterreich.*)

Kaiser der Deutschen.

Aufenthalt in Augsburg. Damaliger Reichthum, Glanz, blühender Handel und Gewerbe in Augsburg.

Maximilian I., geboren in der Wiener Neustadt den 22. März 1459, bestieg den deutschen Kaiserthron 1493, und starb zu Wels in Ober-Oesterreich am 12. Jänner 1519. Der einzige Sohn Kaiser Friedrich III., der den Vater überlebte. — Als Kind hatte er nicht viel versprochen, und Alles war ihm zuwieder, was er lernen mußte. In der Werbung um Maria von Burgund errang er unter eilf Bewerbern den Vorrang, und wurde mit derselben am 19. August 1477 vermählt. Wechselnd war das Glück der Waffen im Kriege, der darüber mit Frankreich sich entspann, und nach Mariens Tode (26. März 1482) mit den empörten Niederländern fortgeführt, von denen Maximilian sogar 1488 verhaftet

*) Das Portrait Kaiser Maximilians ist nach einem Albrecht Dürer'schen Gemälde geschnitten.

wurde. Durch die Heirath mit Bianca Sforza erwarb er das Herzogthum Mailand, 400,000 Dukaten und noch dazu eine geistreiche Frau (1494). Vom kinderlosen Siegmund hat er 1489 Tyrol geerbt und 1491 den ungarischen Königstitel und das Versprechen der Erbfolge erhalten vom König Wlatislaw, der ohne männliche Erben starb. Die Erfolge seines 40jährigen Krieges waren ungünstig oder doch unbedeutend. Maximilian war weder Feldherr noch Staatsmann; dessenungeachtet arbeitete er mit unermüdlichem Feuereifer an dem Vollzuge der drei Hauptpläne seines hochstrebenden Geistes und seines edlen Herzens: die Macht seines Hauses zu erhöhen; das deutsche Kaiserthum zu erstarken, daß es in Rom und Byzanz herrsche; Deutschland zu beruhigen und es durch Wissenschaften und Künste zu veredlen. Oesterreich zu einem Churstaate zu erheben, ist ihm nicht gelungen. Durch die Heirath seiner Enkel Ferdinand und Marie mit den Kindern des Königs Wlatislaw waren ihm für die Zukunft die ungarischen und böhmischen Kronen für sein Haus gewiß. Seinen Enkel Karl sah er auf dem Throne von Kastilien zugleich als König von Aragonien und Navara. Maximilian war Herr der Niederlande, Herr einer neuen Welt, deren fabelhafter Reichthum zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. Er gab dem deutschen Reiche durch Eintheilung in Kreise festere Gestalt und größere Sicherheit; errichtete zuerst in den Niederlanden die Posten; schuf die ersten Armenanstalten; gründete die große kaiserliche Bibliothek in Wien; verbesserte die Geschütze; verfaßte ein Kriegsrecht und eine Bergwerks-Ordnung. Er hochachtete sehr die Priester; Gelehrte und Künstler unterstützte er reichlich; mit den Bürgern feierte er die Festtage; den Adel gewann er durch Höflichkeit und ritterlichen Sinn, er war muthig bis zum Abentheuerlichen. Er war sehr groß und schön, und gewann Jedermann durch seine Freundlichkeit, und auf solche Art ist Kaiser Maximilian der Liebling der deutschen Nation geworden, und wird mit Recht zu den volksthümlichsten Monarchen gezählt, die je geherrscht haben.

Kaiser Maximilian I. kam öfter nach Augsburg und hielt sich recht gerne darin auf; er gab der Stadt

viele Freiheiten und trug zu ihrem Wohlstande und Aufblühen sehr viel bei. Er selbst hatte ein eigenes Haus in Augsburg; manche seiner Räthe und Bedienstete waren Bürger, und hatten ebenfalls eigene Häuser darinnen. Kaiser Max war ein großer Liebhaber der Jagd, verspätete sich oft und man mußte deßwegen manchmal mitten in der Nacht ihm die Thore öffnen. Deßhalb kam man auf den Gedanken, ein besonderes Nachthor zu bauen, wodurch sowohl der Kaiser als auch andere Leute zu allen Zeiten in der Nacht hineingelassen wurden Dieß war der Einlaß, welcher noch heute der alte Einlaß genannt wird. Dem Kaiser Maximilian zu Ehren wurden viele Lustbarkeiten angestellt als Jagden, Turniere, Fechtereien, Tänze oder Bälle; er nahm an allen diesen Vergnügungen meist persönlich Antheil. Kaiser Maximilian war so gerne in Augsburg, daß ihn deßwegen König Ludwig von Frankreich spottweise den Bürgermeister von Augsburg genannt hat. Der Kaiser wußte, daß Augsburg einen großen Geldreichthum besaß, und daß einem dabei Lieb geschah. Besonders war auch Kaiser Maximilian ein ausnehmend großer Liebhaber von den Tänzen unserer adeligen Geschlechter. Ueber diese Tänze will ich hiermit einige Worte sagen: Unsere Ahnen müssen große Freunde des Tanzens gewesen sein. Außer dem, daß auf allen Hochzeiten getanzt wurde, wurden auch alle Jahre mehrere große sehr glänzende Bälle gehalten. Auf diesen Bällen erschien sowohl der hiesige als auch der fremde Adel sehr zahlreich. Für diese Bälle war ein eigenes Tanzhaus vorhanden, welches zwischen dem Rathhaus und Perlachthurm stand, später wurde es auf dem St. Moriz-Platz verlegt; erst im Jahr 1632 wurde es wegen seiner Baufälligkeit abgetragen und der Platz leer gelassen. Wenn man einen solchen Tanz halten wollte, mußte man bei dem Stadtrath um Erlaubniß anhalten, welche man aber sogleich erhielt. Nachher wurden einige junge Herren aus der Gesellschaft beauftragt, die Einladungen zu machen; diese bedienten sich dabei mit Kleidern nach sehr alter Mode. Ihr Anzug bestand in rothen Hosen, carmesinrothem Wammes von Atlas, und einem kurzen wollenen Mantel; alles mit rothseidenen Schnüren durchzogen; ferner einen mit goldenen Schnüren umwundenen

Kranz. Die Kleidung der Herren und Frauen, welche beim Tanze erschienen, war äußerst prächtig und kostbar. Nach alten Malereien zu urtheilen, haben sie sich einer Art Masken bedient, doch hatten sie keine Visire; nur die verheiratheten und bejahrten Frauen trugen Schleier, welche einen großen Theil des Gesichtes verbargen. Dem Kaiser Maximilian gefiel diese Tracht der Frauen nicht. Einstmal war des Kaisers Wunsch, die Frauen sollten eine andere Tracht einführen, denn er war ein großer Freund von schönen Frauengesichtern, und solche waren unter den Augsburgerinnen genug zu finden. Hierauf wurde von den Frauen die Mode, das Gesicht mit Schleiern zu bedecken, abgeschafft. Die Jungfrauen trugen keine Schleier, aber nette kleine Hütchen, worin die niedlichen Gesichtchen der schönen Augsburger Jungfrauen sich allerliebst ausgenommen haben, so berichtet wenigstens ein damals lebender Schriftsteller. Der Schmuck der Jungfrauen bestand vorzüglich in goldenen Ketten und Ringen, auch in Perlen und Edelsteinen. Wenn die Gesellschaft auf Ihrer Stube versammelt war, so wurde daselbst Mittags gespeist, und wenn man genug gespeist hatte, zog man von der Stube auf das Tanzhaus und nun fing man an zu tanzen. Man tanzte paar- und paarweise hinter einander und die Musik dazu wurde mit den schwermüthigen Instrumenten Zinken und Posaunen gemacht. Die Augsburgerinnen waren damals im Tanzen so geschickt, daß Kaiser Maximilian einst Lust bekam, nur die Damen ohne Herrn paar- und paarweise tanzen zu sehen, und die gefälligen Augsburgerinnen haben dem Kaiser dieses Vergnügen auch gemacht. Solche Lustbarkeiten kosteten damals nicht viel; es war einmal ein Tanz, wo zweiunddreißig große Tische ganz voll mit vornehmen Gästen besetzt waren; man trug leckerhafte Speisen und Getränke auf und da mußte jede Person sechs Groschen bezahlen. Solche Tänze waren jedes Jahr zur Fastnachtszeit gewiß, und wenn gerade große Herren hier waren, wurden sie mit besonderer Pracht gehalten. Nach dem Tode des Kaisers Maximilian wurden diese prächtigen Bälle seltener und nach dem Jahre 1577 haben sie ganz aufgehört. Bei solchen glänzenden Tänzen und Schmausereien sah man vorzüglich auf edlen Anstand, feine Sitten und Ehr-

barkeit; daher sang ein damals lebender Dichter zum Lobe der Augsburgerinnen:

Die Augsburgischen Jungfrauen
Lassen sich wahrlich beschauen,
Sind holdselig vom Angesicht
Und mit Geberden abgericht'
Mit Kleidern also angethan,
Daß sie gefallen Jedermann
Im Haus, auf der Gassen, beim Tanz
Haben sie Acht auf ihre Schanz.

Aber nicht nur die Vornehmen, sondern auch die gemeinen Leute waren solchen Vergnügen und Lustbarkeiten ergeben und durften von dem Tanzhaus Gebrauch machen; Sie tanzten eben so gerne wie die Vornehmen und Adeligen. Bei solchen Bällen, Tanzunterhaltungen und Hochzeiten hatte man auch gerne sogenannte Narren oder Spaßmacher, welche während dem Gastmahle durch verschiedene Possen, sonderbare Sprünge und komisches Grimassenschneiden die Gäste belustigten. Allein an den größten Höfen waren solche Narren angestellt. Kaiser Maximilians Hofnarr, Kunz von der Rosen, war von Kaufbeuren und später auch Bürger in Augsburg. Kunz von der Rosen soll ein scharfsinniger und satyrischer Witzbold gewesen sein. Wenigstens haben die Hofnarren das Gute gehabt, daß sie den großen Herren die Wahrheit unverblümt in das Gesicht sagen durften. — Dagegen waren die Narren, welche man bei gemeinen Hochzeiten und Tänzen gebrauchte, gewöhnlich nur ordinäre einfältige Leute; auch sahen solche Narren, wie man sie auf alten Gemälden abgebildet sieht, recht albern aus; auch hatten solche sehr sonderbare Namen, als Kunz-Narr, Lenzi-Narr, Toni, Huri u. dgl. Anstatt der Tafelmusik batte man bei gemeinen Tänzen und Hochzeiten einen Sänger, welcher ein albernes Lied sang nach Art der Meistersänger und dazu etwa auf einer Zither klemperte, oder auf einer Violine fidelte.

Bei den oben gemeldeten Tänzen der vornehmen Geschlechter war Kaiser Maximilian immer dabei, wenn er hier war; denn er liebte das Vergnügen; diese Unterhaltungen waren ihm zur Erholung nach seinen vielen und großen Regierungsgeschäften. Die Jagd war des Kaisers Zeitvertreib. Er selbst stellte öfters herrliche

Turniere und Rennen an, auf welchen er sich in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit sehen ließ. Auch die Frau Gemahlin des Kaisers Maximilian, welche eine sehr freundliche und volksthümliche Dame gewesen sein soll, liebte diese verschiedenen Vergnügungsarten; deßwegen wurde einmal ihr zu Ehren, da sie eben längere Zeit allein in Augsburg gewesen, der Kaiser in Regierungsangelegenheiten abwesend war, von den reichen Brüdern, den Herren von Langenmantel von Sparren, von welchen Johannes von Langenmantel Hauptmann im schwäbischen Bunde war, und bei dem Kaiser in großer Gnade stand, in der Mehringer Au, welche den Langenmanteln gehörte, eine große Jagd gehalten, woran die Kaiserin sehr großes Vergnügen gefunden hat.

Aus dem bisher Gesagten kann man annehmen, daß die Augsburger damals sehr lustige und lebensfrohe Leute gewesen sein mußten. Jedoch damals zu Kaiser Maximilians Zeiten stand die Stadt Augsburg auf dem höchsten Glanzpunkt. Augsburg war eine reiche, ja eine sehr reiche Handelsstadt; daselbst lebte ein reicher Adel, reiche Kaufleute, ein sehr wohlhabender Bürgerstand und die arbeitenden Klassen hatten auch gute Nahrungsquellen. Zudem war auch Augsburg der Wohnsitz der damaligen Rothschilde: ich meine nämlich die **Fugger**. Diese sehr reichen Leute ließen in alle Stände reichlich Geld fließen; sie liehen den Kaisern und Königen Geld wie heutzutage die Juden Rothschild. Diese Zeitperiode war für Augsburg das goldene Zeitalter; es hatte mehr als 80,000 Einwohner, folglich fast um 40,000 mehr wie heutzutage. Da war ein lebhafter Handel und Wandel, Künstler und Handwerker hatten vollauf zu thun, alle hatten guten Verdienst; da muß ein Leben und Treiben gewesen sein! Aber wie Alles auf diesem Erdenrunde dem Wechsel und der Veränderung unterworfen ist, wie Alles nur kurze Zeit dauert, so kamen auf diese glücklichen Zeiten wieder traurige Zeiten.

Ebenso war auch der Sohn des Kaisers Maximilian, Prinz Philipp, welcher in späterer Zeit König von Spanien geworden ist, ein großer Freund von Lustbarkeiten und Spektakelstücken; er betrachtete die Stadt

Augsburg für einen Platz, wo man sich auf das Beste belustigen könnte. Es fiel ihm einmal ein, ein sonderbares Spektakel aufzuführen. — Die jungen Leute in unserer Gegend, besonders auf den Dörfern, hatten eine große Freude an dem sogenannten Veitsfeuer, um welches die jungen Burschen mit den jungen Mädchen herum tanzten. Dem Prinzen Philipp gefiel diese Lustbarkeit ungemein und er wollte sie nachahmen. Zu diesem Zwecke ließ er am Festabend St. Johannes des Täufers auf dem Frohnhof einen 54 Schuh hohen Scheiterhaufen aufrichten, und ließ nachher alle Mädchen von Augsburg einladen. Man kann sich leicht denken, daß die schönsten Augsburger Mädchen in großer Menge und zwar im größten Putz auf den Frohnhof gekommen sind. Sie stellten sich der Reihe nach auf und erwarteten, was der Prinz im Sinne hatte; sie hatten zwar schon gehört, daß er Eine von ihnen auffordern und mit ihr um den Scheiterhaufen tanzen würde. Jetzt stelle man sich die Bewegungen vor, die unter diesem großen Chor von schönen Mädchen vorgingen. Eine jede suchte vor der andern zu gefallen, eine jede wollte die schönste sein, denn ein wenig eitel waren sie damals wie heutzutage, sonst wären es ja keine Frauenzimmer gewesen! Sie betrachteten einander mit neidischen Augen, die Schönste war bei jeder andern die Häßlichste: der fehlte Dies, der Andern Jenes. Die wußte sich nicht geschmackvoll zu kleiden, eine Andere setzte einen Fuß nicht graziös, wieder eine Andere wußte ihre Hände nicht ästhetisch zu bewegen und an einer jeden Andern gab es Etwas zu tadeln. „Ei," dachte jede, „wenn ich der Prinz wäre, ich wüßte schon, welche ich wählen würde!" Endlich kam der Prinz unter Trompeten- und Paukenschall. Ach, wie schön, wie freundlich, wie einnehmend war der kaiserliche Jüngling mit seinen himmelblauen Augen und kastanienbraunen Locken! Zuerst hielt er freundlich lächelnd Mädchen-Revue. Die Mädchenherzen fingen an zu pochen; jede dachte: „Ei, vielleicht fordert mich der Prinz zum Tanzen auf!" Das ganze Mädchenchor war beim Anblick dieses Prinzen wie verzaubert. Endlich wählte der Prinz ein Mädchen zum Tanz; es war eine Ulmerin, Namens Susanna Neidhart, welche eben auf Besuch bei ihrer verheiratheten

Schwester in Augsburg war. Nun war bei allen übrigen Mädchen Feuer im Dach, keiner wollte diese Wahl gefallen. Die Eine sagte, „ich habe nicht geglaubt, daß der Prinz so schlechten Geschmack hätte," die Andere meinte, der Priaz wisse nicht, was schön sei, eine dritte bösmaulige sprach: „Einem jeden Lappen gefallen andere Kappen," und jede wußte etwas Anderes. Es kann ja sein, daß Susanna Neidhart eben nicht die Schönste war, sondern, daß sie nur dem Prinzen am schönsten vorkam. Nun mußte die auserwählte Susanne Neidhart eine brennende Fackel nehmen und den Scheiterhaufen anzünden. Als derselbe in Flammen stand, tanzte er mit ihr unter dem Schalle der Trompeten und Pauken herum und alle übrigen Mädchen tanzten ihm nach; man tanzte so lang herum, bis der Holzhaufen niederbrannte, und so endete diese sonderbare Comödie; dieser komische Tanz war am 24. Juni 1494. — Der Prinz Philipp machte sich gerne lustig und liebte die Tänze, Turniere, Jagden, Rennen ebenso wie sein Herr Vater Kaiser Maximilian. L.

Wenn man von Augsburg nach Göggingen lustwandelt, so erblickt man an der Straße, ehe man zum schönen Landgute des Herrn Banquier Erzberger kommt, links eine von Backsteinen aufgeführte Säule, mit sehr verwitterten Heiligen-Figuren; Christus der Gekreuzigte ist von diesen Figuren noch etwas erkenntlich. An dieser Stelle stand einstens eine Wallfahrtskirche, welche dem heiligen Leonhard geweiht war. Zur Zeit als sich Maximilian I., Kaiser der Deutschen in Augsburg aufhielt, der unserer Vaterstadt so sehr gewogen war und sie mit Wohlthaten überhäufte, befand sich benannter Kaiser einstens an der Sinkel und belustigte sich auf der Jagd. Einmal kam der Kaiser in der Frohnleichnams-Oktav von der Jagd zurück und trat in Göggingen im Schlößchen ein, als man eben in der Gögginger Pfarrkirche mit allen Glocken zusammenläutete. Der Kaiser Maximilian fragte nach der Ursache, und als er erfuhr, daß die Gemeinde Göggingen eine Wallfahrt nach St. Leonhard unternehme, entschloß sich der Kaiser, die Prozession mit seinem ganzen Gefolge nach

St. Leonhard zu begleiten. Als dieß der Pfarrer erfahren, kleidete er sich, so wie alle Bewohner Göggingens, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, festtäglich an, und putzten sich so viel es möglich war in dieser kurzen Zeit; nachher wurde der Kaiser an der Kirchenthüre erwartet. Der Kaiser kam mit seiner zahlreichen Dienerschaft, wiewohl in Stiefel und Spornen, vor die Kirche. Hierauf begann der Wallfahrtszug nach St. Leonhard; zuerst der Pfarrer, die Heiligen-Pfleger, der Vogt, nachher die Bauern und Bäuerinen, Knaben und Mädchen, die Knechte und Mägde, hierauf kam der Kaiser, begleitet von Grafen und Herren, und den Schluß machte das zahlreiche kaiserliche Gefolge. In der Kirche St. Leonhard hörte der Kaiser die heilige Messe, opferte mit den Bauern und kehrte zu Fuß mit den Wallfahrern nach Göggingen zurück. Als der Gottesdienst beendet war, schenkte der Kaiser der ganzen Pfarrgemeinde acht Gulden zum Trinken, (welches zu damaliger Zeit ein großes Trinkgeld war). Nachdem der Kaiser den Gögginger Adieu gesagt hatte, gingen die Meisten ins Wirthshaus, zechten fröhlich und sprachen mit Freuden von dem merkwürdigen Kreuzgang nach St. Leonhard. Die Gögginger meinten, ein solcher Kreuzgang sei nicht gehalten worden, seit Göggingen steht. Ich bin auch der Meinung, daß es tausend Jahre hergehen kann, bis wieder ein Kaiser mit den Gögginger eine Wallfahrt macht. Diese Begebenheit hat sich ereignet in der Frohnleichnams-Oktav des Jahres 1510.

L.

Unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. hatte die Stadt Augsburg gute und glückliche Tage, sie hatte Ruhe vor den Feinden, von denen sie früher oft in Schrecken versetzt wurde. Handel und Wandel waren im höchsten Flor und der Reichthum und Wohlstand der Augsburger Bürger wuchsen von Tag zu Tag. Kaiser Maximilian war ein großer Wohlthäter der Stadt Augsburg, aber man kann auch sagen, daß nie ein Kaiser von der Augsburger Bürgerschaft so sehr geliebt worden ist, wie der gute volksthümliche Maximilian. Als er das letze Mal von Augsburg Abschied nahm, hatte er fast schon eine Ahnung, daß er die geliebte Stadt

nicht mehr sehen werde. Nämlich als er auf das Lechfeld kam, wendete er sich nochmals gegen die Stadt und sah sie mit tiefer Rührung an, und sprach vor seiner zahlreichen Begleitung: Nun behüte dich Gott, du liebes Augsburg und alle braven Bürger darinnen! Wohl haben wir manche Freude und viel Vergnügen in dir gehabt, lebe wohl, nun werden wir dich nicht mehr sehen Das ist wirklich eine Sprache des Herzens, eine innere und menschliche Empfindung von Freundschaft und Gewogenheit und nicht eine Huld die mit Geld erkauft wurde. Leider traf seine Vorhersagung nur zu bald ein, auf seiner vorhabenden Rückreise nach Wien starb er, wie oben erwähnt, im Städtchen Wels in Ober-Oesterreich, am Schlagflusse, in einem Alter von sechszig Jahren. Augsburg hatte nicht mehr die Freude, diesen huldvollen Gönner in seinen Mauern zu sehen. Ganz Deutschland wurde durch den Tod dieses ächt deutschen Kaisers, dieses hochherzigen Nachkömmlings des edlen Rudolph von Habsburg, in die höchste Betrübniß und in die tiefste Trauer versetzt.

L.

Weibliche Treue.

Die Geschichte gleicht einer großen Bilder-Galerie, deren Hallen die Jahrhunderte, deren zahlreiche Gemälde die Thaten und Begebenheiten derselben vorstellen. Welche Verschiedneheit, welche bunte Mannigfaltigkeit überrascht hier das Auge des Forschers! Es staunt und irrt entzückt umher in diesen weiten Gebieten, trunken von der Erscheinung so vieler abwechselnden Scenen.

Aus der Schlafkammer einer Aspasia wandelt der Blick zu dem Giftbecher eines Sokrates; aus den friedlichen Fluren einer blühenden Landschaft zu Leonidas Todeskampfe; von den über Göttinnen richtenden Schäferjüngling auf Ida zu Troja's verheerendem Brande; von Cäsar's blutendem Leichnam zu den Prunkgelagen einer in Wollüsten schwelgenden Cleopatra. Hier be-

trachtet man ein wunderschönes Frauenbild aus unserm Vaterlande Bayern; es ist die engelschöne Agnes Bernauer, die für ihre treue Liebe in den Wellen der Donau büßen mußte; weiter sieht man in einem prächtigen goldenen Rahmen wieder ein liebliches Frauenbild, ach es ist die unglückliche Maria von Brabant, dieses weibliche Kleinod, eine der schönsten und tugendhaftesten Prinzessinnen Europas, mußte für ihre eheliche Treue aus Eifersucht und Mißverständniß durch Henkersschwert den Tod erdulden. Was ist das hier für eine düstere finstere Mannsgestalt? Ach, es ist der erschreckliche Tyrann, der Augsburgische Nero, der abscheuliche Ulrich Schwarz, Bürgermeister von Augsburg, der für seine gräßlichen Laster und Verbrechen seine teuflische Seele am Galgen aushauchen mußte. Zahllos sind die Gestalten, welche aus den Luftströmen der Vergangenheit hervorsteigen, und sich dem Philosophen und Menschenbeobachter zur Betrachtung darstellen. Die rege Phantasie durchstreift das wolkige Mondengedämmer längst entwichener Jahrtausende, und der Erinnerung heiliger Schauder durchbebet sein Innerstes.

Doch wir wollen in dieser Erzählung unserm Herzen eine Wohlthat erweisen, wollen das Gräßliche des Lasters entfernen, verlassen die blutigen Todesfelder, die Brandstätten der Verheerung, und hinwegwenden den Blick von den besudelten Lorbeern des Ehrgeizes! Einen sanften, milden Gegenstand, die schönste Tugend des Weibes wollen wir aufsuchen, und uns erquicken in der Beschauung seines anlockenden Reizes. — Seht dort zwei holde weibliche Gestalten, die uns so freundlich entgegenlächeln! Güte und Wohlwollen strahlen aus jedem Zuge ihres Antlitzes. Die Tugend hat ihr unverkennbarstes Siegel auf ihre heitern Stirnen gedrückt. — Es sind die Gemälde zweier Königinnen aus den Zeiten des Mittelalters, welche durch glänzende Proben einer seltenen Liebe und Treue gegen ihre fürstliche Gatten sich ein unzerstörbares Erden-Denkmal erbauten, und deren Geschichte wir jetzt den Schatten der Vergessenheit entführen, um den Schönen des neunzehnten Jahrhunderts ein Vorbild der Nachahmung aufzustellen.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zeichnete sich Eduard, der Kronprinz Heinrichs des Dritten, Königs von England, unter allen Fürstensöhnen Europas auf das vorzüglichste aus. Sein Muth, seine Tapferkeit, seine Geistesbildung, mit der edelsten Denkungsart vereint, waren die Wonne seines alternden Vaters, waren die Quelle süßer Hoffnungen seiner künftigen Unterthanen, und ein Muster rühmlicher Nacheiferung für alle Söhne der Herrscher jener Zeit. Eduards feuriger, hoch empor strebender Geist fand kein Behagen an den langweiligen Vergnügungen des väterlichen Hofes; er haßte die Schlangenpfade feiger Schranzen floh den Müssiggang und die Weichlichkeit, und seine große Seele dürstete nach rühmlichen Thaten.

Nach den Begriffen jenes Zeitalters konnte keiner auf die Ehre eines vollkommenen Helden und Ritters Anspruch machen, welcher nicht wenigstens ein Mal in seinem Leben, mit den Zeichen des Kreuzes geschmückt, Asiens Fluren besucht, und für das Grab des Erlösers gegen die ungläubigen Sarazenen gefochten hatte.

Diesen Grundsätzen zufolge entschloß sich der Prinz zu einer Pilgerschaft nach Palästina, um dort neue Lorbeeren zu sammeln, und den Verehrern des Mondes die Kraft seines Heldenarms zu verkünden. Mit einem zahlreichen auserlesenen Heere, geleitet von einer Menge eben so tapferer als schwärmerischer Ritter, betrat er seine Laufbahn, und fand auch in diesen Ländern bald Gelegenheit, so manches Abentheuer zu bestehen, so mancherlei Gefahren zu besiegen, so viele schimmernde Proben der ruhmvollsten Entschlossenheit darzuthun.

Leonore von Castilien war Eduards Gemahlin; die schönste — die tugendhafteste der Frauen im Reiche der Briten! Mit innigster, zärtlichster Liebe hing ihre Seele ganz und einzig an ihm, und im vollem Maße erfüllte ihr sanftes Herz die süßen Pflichten einer getreuen Gattin. Keine frostige Politik, sondern freie Wahl, harmonischer Einklang ihrer Gefühle hatte dieses Fürstenpaar mit Hymens Rosenketten aneinander gefesselt. Strenge waren Leonorens Grundsätze von den Pflichten einer würdigen Gemahlin. Von dieser Richtschnur geleitet, war es ihr ein heiliges, unverletzbares Gesetz, jedes Schicksal mit dem Gefährten ihres Lebens zu

theilen, ihn nie, auch in den größten Gefahren und Widerwärtigkeiten, zu verlassen. Sie hing mit einer solchen Innigkeit an ihm, daß sie schon der Gedanke, sich von ihm trennen zu müssen, getödtet haben würde.

Zwar verschwendete der Prinz alle seine Beredsamkeit, sie bei dem Antritte seiner gefahrvollen Pilgerfahrt von der Begleitung nach einem andern, fernen Welttheile abzuhalten; allein es war vergebens. Sie blieb standhaft bei ihrem Entschlusse, und ward seine treueste Gefährtin auf der langen, mühseligen Wanderschaft.

Mit einer spartanischen Festigkeit ertrug sie jedes Ungemach an der Seite ihres geliebten Gatten. Nie entfuhr ihren Lippen der leiseste Klageton, nie zeigte sich ein Wölkchen auf ihrer immer heitern Stirn. Eine himmlische Vergelterin, eilte sie stets mit dem süßen wohlwollenden Lächeln der Liebe ihrem Erwählten entgegen, wenn er von Kämpfen und Schlachten ermüdet zurückkehrte. Sie schloß ihn in ihre Arme, überströmte ihn mit zärtlichen Küssen, und wischte den Schweiß von seiner Heldenstirn. Doppelt süß schmeckte dem Müden die Ruhe an ihrem schwellenden Busen, und er vergaß in solchen seligen Augenblicken die Mühseligkeiten des Tages. Ihre ausharrende Standhaftigkeit beschämte die ältesten, abgehärtesten Krieger, ihre Treue und Tugend erwarb ihr die Liebe und Bewunderung des ganzen Heeres.

Nach langen blutigen Gefechten, nach vielen stürmischen Gefahren drang der heldenmüthige Prinz endlich mit seinen siegreichen Schaaren bis vor die Mauern von Ptolemais. Die Eroberung dieses so wichtigen Platzes war nun der Gegenstand seiner eifrigsten Anstrengung.

Doch sehr schwer ward ihm die Erreichung seines Zweckes; denn hohe feste Wälle und eine zahlreiche Besatzung beschützten diese Stadt; ungeheure Sarazenen-Schwärme bemühten sich rastlos, dieselbe zu entsetzen.

Einst als Eduard soeben beschäftigt war, einen wüthenden Ausfall der feindlichen Besatzung zurückzuschlagen, erschienen während seiner Abwesenheit Gesandte aus England im Lager, ihn von dem Tode seines königlichen Vaters zu unterrichten, und zur schleunigen Besitznahme des erledigten Thrones abzurufen. Leonore

harrte in dem Zelte, und wartete dießmal mit mehr als Sehnsucht auf die Rückkehr ihres Inniggeliebten.

Aber welch ein entsetzlicher Schlag erwartete sie. Tödtlich verwundet wurde ihr Gemahl auf einer Lanzenbahre in das Lager zurück getragen. Welch ein Anblick für Leonoren! welch ein Schmerz! welch ein betäubender Schreck für sie! Eduard! Gott! mein Eduard! rief sie, und sank ohnmächtig in die Arme des englischen Gesandten. Nach einigen Minuten kam sie wieder zur Besinnung; sie raffte sich auf und eilte in das Zelt, wohin man ihren blutenden Gatten getragen hatte. Ausgestreckt auf seinem Lager fand sie ihn dort. Seine Augen waren geschlossen, schwach war sein Odem, Todesbläße bedeckte sein Antlitz. Sie wankte zu ihm hin, und ihre Thränen überströmten ihn; ihr Schluchzen und ihre Verzweiflung erschütterte die Herzen aller Anwesenden. Endlich öffneten sich seine Augen, und sein erster Blick war auf sie geheftet; sein erstes leises Wort: Leonore! von einem schwachen Händedruck begleitet.

Jetzt schimmerte wieder ein schwacher Strahl von Hoffnung in dem Busen der Leidenden auf. Ihr erstes Geschäft war, Eilboten nach allen Aerzten des Lagers zu schicken. Schnell erschienen diese, und säumten nicht, die Wunde zu untersuchen. Aber ein neuer Schreck erschütterte das Innerste der liebenden Fürstin, als jene erklärten, daß es ein vergifteter Pfeil gewesen, welcher tief in die Brust des Gatten gedrungen sei. So ist denn keine Rettung! rief sie verzweifelnd, und einstimmig erwiederten die Aerzte, daß jedes Heilmittel fruchtlos sein würde, es wäre denn, daß sich Jemand entschlösse, mit dem Opfer seines eigenen Lebens das Gift aus der Wunde zu saugen.

Mit freudigem Herzen hörte Leonore diese Aeußerung an, und schnell loderte in ihrer edlen Seele der kühne Entschluß auf, ihr Leben für die Erhaltung ihres Gatten zu opfern. Sie wollte an der Stelle diese kühne That unternehmen, aber die Anwesenden hielten sie zurück.

Eduard verabscheute den Gedanken, sein Dasein um so einen Preis zu erkaufen. Mit hoher Fassung und fester Geistesruhe ergab er sich seinem herben Loose. Er entließ die Anwesenden, und verlangte mit seiner geliebten Gattin allein zu sein, ihr den letzten Willen

zu eröffnen, und sich sodann zur Reise in eine bessere Welt zu bereiten. Welche Feder vermag es, diese herzzermalmende Abschiedsscene zu schildern? Durch Gründe der Religiou und Vernunft suchte er sie zu trösten, aber alle Trostgründe hatten keine Heilkraft für ihr blutendes Herz. Sie hatte keine Worte — aber sprechender waren die Thränen, welche von ihren dunkelblauen Augen über die erblassenden Wangen flimmernd herab rieselten. Man denke sich die Lage dieses edlen Paares! Die heftigsten Schmerzen seine Verwundung ertrug er mit aller Standhaftigkeit, aber die Leiden seiner theilnehmenden Gattin waren ihm unerträglich. Jener mächtige Drang der Gefühle, und die Anstrengung, sie durch beredsame Vorstellungen zu beruhigen, erschöpften endlich den Rest seiner Kräfte, und er versank in eine Ohnmacht, welche die wohlthätige Natur in einen tiefen Schlummer verwandelte.

Kaum hatte dieß Leonore bemerkt, als der Entschluß, ihren Gatten zu retten mit neuer Festigkeit in ihre Seele zurückkehrte. Günstig war die Gelegenheit; denn keine Zeugen störten sie jetzt Mit gefalteten Händen bat sie den Himmel um Begünstigung ihres Vorhabens, kniete dann leise zur Seite des schlummernden Gatten hin, zog langsam die Decke von seiner Brust, öffnete sanft mit behutsamer Hand den Verband und — sog mit ihrem Munde das tödtliche Gift aus der Wunde — und bestand jetzt der ehelichen Treue schönste, erhabenste Probe.

Durch die Empfindung, welche die reizbare Berührung seiner Wunde erregte, erwachte endlich der Schlafende. Aber wie vom Blitzstrahl getroffen, sah er mit Erstaunen Leonore in dieser Stellung, bei dieser entsetzlichen That der Liebe. „Unglückliche! was unternimmst Du?“ rief er mit bebender Stimme aus. „Ich rette Dich, und wandle voraus, wohin Du einst mir folgen wirst,“ erwiederte sie mit einem ruhigen Lächeln.. Eduard vergaß jetzt ganz seines eigenen Zustandes, und war nur allein um die Erhaltung seiner Leonore bekümmert. Er klingelte hastig. Die Aerzte eilten herbei, und säumten nicht, all' ihre Kunst zu erschöpfen, die Wirkung des Giftes durch die kräftigsten Arzneien und Vorbauungsmittel zu hindern.

Ihre sorgfältigen Bemühungen krönte ein glücklicher schneller Erfolg. Das Leben dieser edlen Fürstin wurde gerettet, und auch ihr geliebter Gemahl genas endlich von seiner gefährlichen Wunde, deren Heilung er nicht den Aerzten, sondern der großen Tugend eines edlen Weibes zu verdanken hatte. —

In Gesellschaft seiner edelmüthigen Retterin kehrte dann der Fürst nach Britanien zurück. Mit lautem Jubel empfingen ihn seine neuen Unterthanen. Er bestieg den Thron seines Vaters, auf welchem er an der Seite seiner tugendhaften Gattin unter dem Namen Eduard der Erste eine lange, glückliche, glänzende Regierung führte, von seinen Völkern als Vater geliebt wurde, und sich in den Jahrbüchern des Reichs unter Englands vortrefflichen Königen ein ruhmvolles Andenken erwarb.

Ein würdiges Seitenstück zu Leonoren stellt uns die Geschichte aus dem nämlichen, an edlen Frauen so reichen Jahrhundert in Elisen von Polen zur Bewunderung dar. Auch sie, die Gemahlin Canroberts, des Beherrschers der Ungarn, machte ihren königlichen Gemahl zum glücklichsten Gatten; auch sie war ein seltenes Muster weiblicher Tugend, Sanftmuth und Treue, und auch sie rettete, so wie jene, das Leben ihres Ehe-Gefährten.

Bedaurungswürdig war Ungarns damalige Lage. Innere Unruhen hatten seine fruchtbaren Fluren verheeret, überall zeigten sich die Spuren einer grausamen Verwüstung und alle Gräuel eines zweifach schrecklichen Bürgerkrieges. Verblüht war mit Andreas dem Dritten der alte Königsstamm Pannoniens, und drei nur von weiblichen Sprossen desselben erzeugte Fremdlinge stritten sich um den Besitz des verwaisten Thrones. Zwar gelang es Canroberten, einem Prinzen von Neapel, seine zwei Gegner, Otto von Bayern und Wenzel von Böhmen daraus zu verdrängen; aber noch hatten die Besiegten einen großen Anhang unter Ungarns Magnaten, noch wankte Stephans heilige Krone auf seinem Haupte, noch hatte er die Liebe der Nation nicht zu erringen vermocht, und mancherlei Stürme umtos'ten seinen neuerworbenen Thron. Zu ohnmächtig, noch

ferner der Macht seiner siegreichen Waffen zu trotzen, erniedrigten sich seine Gegner zu jenen verächtlichen Hilfsmitteln feiger Schwächlinge zur — List Nach ehrloser Banditten-Sitte strebten sie meuchelmörderisch nach seinem Leben; und obgleich die schützende Vorsicht schon manchen ihrer Versuche vereitelt hatte, so ließen sie gleichwohl noch nicht ab, nach diesem schändlichen Ziele zu trachten.

Einst, als der König bei der kühlenden Dämmerung eines schönen Sommerabends mit seiner zärtlich geliebten Elise ohne Gefolge im Garten lustwandelte, beide sich erquickten an den balsamischen Düften der sie in buntem Schmucke freundlich umnickenden Blumen, und sie, Arm in Arm in ahndungsloser Ruhe sich vergnügten im Anblicke der schönen Natur und des prachtvollen Scheidens des majestätischen Weltlichtes; sieh! da schlich sich ein Bösewicht unbemerkt in den Garten ein. Für ihn blühten keine Blumen, grünten keine Schattengänge; für ihn hatte die ganze Natur keine Reize; denn nach Blut — nach dem Blute des Königs lechzte die schwarze Seele dieses gedungenen Mörders. Wie ein giftiges Insekt in krummen Wendungen durch das hohe Gras dem Gegenstand seiner Mordlust sich nachwindet, so schlich er sich leise durch die Bogengänge hin, und verbarg sich in einer Laube, dort den günstigen Augenblick zur Ausführung seiner Frevelthat zu erspähen. — Ach! nur zu bald war ihm derselbe zu Theil. Teuflische Schadenfreude spannte all' seine Muskeln, als er das königliche Paar in harmloser Unbesorgtheit langsam heranwandeln sah. —

Jetzt nahte es sich, und jetzt zuckte der Verruchte seinen Säbel, stürzte wie ein grimmiges Ungeheuer aus der Laube hervor, und hieb mit aller Kraft nach dem Haupte des Königs. Dieser taumelte zurück, und durch eine glückliche Ausbeugung hatte ihn die Klinge nur gestreift, dies vermehrte die Wuth des Tollkühnen. Von neuem schwang er seinen Säbel und führte einen zweiten noch gewaltigeren Hieb. Aber nun stürzte sich ihm Elise laut jammernd entgegen. Sie fing mit ihrem Arm den Todesstreich auf und verlor die rechte Hand, welche weit auf dem Rasen dahin flog. Während sie in ihrem Blute mit Schmerz und Ohnmacht rang, waren

die Wachen schon durch Gebüsche herbei geeilt, welche den verruchten Bösewicht in Stücke zerhieben.

Geschickte Wundärzte heilten Elisens verstümmelten Arm. Mit der zärtlichsten Liebe lohnte ihr Canrobert diese beispiellose Edelthat, und gleich einer Reliquie bewahrte er den kostbaren Theil ihrer Rechte in einem goldenen Gefäße als das heiligste Denkmal ehelicher Treue und Liebe. — —

O ihr Schönen dieses aufgeklärten, empfindsamen Zeitalters, schenket diesen zwei edlen Frauen, welche einst die Zierde Eures Geschlechtes waren, ein Plätzchen in dem Tagebuch Eures Gedächtnisses! Lasset ihre Thaten Euch ein würdiges Beispiel der Nachahmung sein, und wenn Euch dann zuweilen Evens Schlange zu beschleichen versucht, so denket — ich bitte Euch — an Leonoren und Elisen!! — K.



Kunz von der Rosen,

genannt der lustige Rath, Hofnarr Kaiser Maximilians I.

Einer der berühmtesten und achtbarsten der Hofnarren war unstreitig Kunz von der Rosen. Das Meiste was man von diesem sonderbaren und ausgezeichneten Mann weiß, hat man dem fleißigen Geschichtschreiber Johann Jakob Fugger zu verdanken.

Kunz von der Rosen stammte aus Kaufbeuren, sein Vater Hans Röslin, aus einem ehrbaren Geschlechte daselbst, zog jedoch schon früher in die Stadt Landsberg und errichtete daselbst ein Wirthshaus, und als Schild

steckte er eine gemalte Rose aus. Er gewann starken Zuspruch von vielen Gästen, zumal von den alten Geschlechtern, die bei ihm ihre Trinkstube hielten. Als sein Sohn zu Jahren gekommen, übergab er ihm einem Kürschner, welcher ihm das Kürschner-Handwerk lehren sollte. Kunz aber (wie sich Fugger ausdrückt) war von Natur redlich und rechtschaffen, aber ein fast frecher und muthwilliger Bube, konnte oder wollte die strenge Zucht, die sein Lehrmeister gegen ihn anwenden mußte, nicht in die Länge aushalten und entlief aus der Lehre, des Willens sein Glück in der weiten Welt zu suchen.

Es war im Jahre 1478, als der Erzherzog Maximilian sich nach den Niederlanden begab, um mit der Hand der schönen Maria auch die Krone von Burgund zu erwerben, und, um sich gegen innere und äußere Feinde zu schützen, viele Mannschaft aus Schwabenland in Sold nahm. Der flüchtige Kunz benützte auch diese Gelegenheit und trat in Maxens Dienste, wo er sich auch unter den Augen des Herrn so tapfer und redlich gehalten, daß ihn Maximilian zu einem Trabanten gemacht hat. Von dieser Zeit an kam er nicht mehr von Maximilians Seite und ist immer der Erste und Letzte bei ihm gewesen und hat sich in allen Kriegen so männlich gehalten, daß sich Maximilian in einigen Jahren bewogen fand, den braven Kunz zu einem Reiter zu machen.

So in die nächste Umgebung Maximilians gekommen und als ein besonders vertrauter Mann gehalten, befliß sich Kunz in aller möglichen Weise, sich immer mehr tüchtig zu machen zum Nutzen und Ehre seines Herrn, um in Allem nach dem Wunsche und Willen des erhabenen Maximilians zu handeln. Er lernte auch die flämische, französische, italienische und spanische Sprache, welche er alle vier so ziemlich geläufig gesprochen hat. Besonders ließ er sich sehr angelegen sein, seinen kaiserlichen Herrn so viel als möglich durch seine natürliche Komik, durch seine Späße immer bei guter und heiterer Laune zu erhalten und den Unmuth, die vielen Mühen und Sorgen, die mit einem Herrscheramt verbunden sind, durch seinen lustigen Humor von des Kaisers Stirne zu verscheuchen. Hiezu besaß nun unser Kunz schon von Natur aus treffliche Anlagen, und da Maximilian selbst eine reiche Ader des Witzes besaß und viel Vergnügen fand

an treffenden und beißenden Reden und Gegenreden, so wie an lustigen Possen und Schwänken, so konnte es nicht fehlen, daß Kunz, der in solchen Dingen unerschöpflich war, ihm von Tag zu Tag lieber und werther wurde.

Im Jahre 1482 kam Maximilian nach dem frühzeitigen Tode der Königin Maria mit seinen Unterthanen in Zwietracht, in der Art, daß sogar die Einwohner von Brügge sich erfrechten, ihn hinterlistiger Weise gefangen zu nehmen und festzuhalten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Treue und Anhänglichkeit Kunzens an seinen Herrn Maximilian im schönsten Lichte. Kunz, sonst ein beherzter und tapferer Mann, rieth Maximilian, nicht nach Brügge zu reisen, es möchte ihm sonst übel gehen; allein Maximilian kehrte sich nicht daran und ging doch nach Brügge. Nach seinem Einzuge in Brügge entstand ein Tumult und Maximilian wollte denselben stillen. Da rissen ihn die Bürger vom Pferde und schleppten ihn in einen Kerker, wo er mit einem Anhalt'schen Prinzen des Nachts auf einer Bank liegen mußte. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahrt waren. Den Fenstern gegenüber standen drei geladene Armbrüste; er konnte also nicht wissen, ob man ihn gar wollte todtschießen lassen. Kunz blieb während der Gefangenschaft seines Herrn nicht müssig, sondern bewies seine Treue und Anhänglichkeit durch mehrere Wagstücke, um seinen kaiserlichen Herrn aus seinem Gefängniß zu befreien, von welchen nachstehendes das merkwürdigste ist. Da Kunz auch das Barbieren und Haarschneiden gelernt hatte, stahl er sich in Brügge hinein und besuchte den Pater Guardian des Franziskanerklosters, welcher dem Kaiser sehr wohl gewogen war. Er entdeckte dem Guardian sein Vorhaben, den Kaiser zu befreien, und begehrte, der Guardian solle ihm eine Platte scheeren lassen und ihm eine Mönchskutte leihen, auch einen Klosterbruder mitgeben; so wolle er sich in's Gefängniß begeben, und vorgeben, er sei der Beichtvater des Kaisers; er wolle nachher den Kaiser in die Kutte hüllen und dieser solle mit dem Bruder in's Kloster zurückkehren. Der Guardian fragte ihn dann, wo er bleiben werde? Kunz antwortete: Ich werde des Kaisers Kleider anziehen und wenn die Bür-

ger von Brügge den Kaiser suchen, werden sie an dessen Statt einen Narren finden, mit dem sie nachher anfangen können, was sie wollen. Meinetwegen können sie mich umbringen — wenn ich nur den Kaiser befreit habe, und diese Rebellen von einem Narren betrogen worden sind. Der Guardian wunderte sich sehr über diese seltene Treue und that, was Kunz begehrte. Er befahl dem Klosterbruder, daß er sagen sollte, Kunz sei des Kaisers Beichtvater. Als sich Kunz in die Kutte gesteckt hatte, besah er sich noch im Spiegel und mußte über seinen Anzug selbst herzlich lachen; und scherzend sagte er: Nun seh' ich einem ächten Beichtvater gleich.

Als sie zum Gefängniß des Kaisers kamen und der Wachthauptmann fragte, was sie beim Kaiser zu verrichten hätten, zog der Hofnarr Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte, machte ein sehr frommes und andächtiges Gesicht und sagte: er sei vom P. Guardian abgeordnet, dem Kaiser Beichte zu hören und ihn mit Gottes Wort zu trösten. Als Kunz in des Kaisers Gemach gekommen war, begann er nun, denselben mit starker Stimme anzurufen: Siehe, nun finde ich dich da, mein frommer Kaiser? Warum hast du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe deinetwegen mein Leben gewagt; ich will dich nun aus den Händen deiner Feinde befreien, du mußt mir aber jetzt besser folgen. Der Kaiser wußte nicht, wie ihm geschah. Er erkannte wohl Kunzen an der Rede, hielt es aber für ein Räthsel, wie er durch drei Wachen zu ihm hatte kommen können. Als Kunz den Kaiser so bestürzt sah, sagte er fromm zu ihm: Lieber Max! laß dich nicht befremden, du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunz. Da habe ich einen Scheerzeug; damit will ich dir eine Platte scheeren, denn deinetwegen habe ich das Barbier-Handwerk gelernt. Max! ich will mit dir deine Kleider tauschen, du schlüpfst in meine Kutte hinein und ich ziehe deine Kleider an und so gehe in meiner Kutte an der Wache vorbei. Vor der Pforte wirst du einen Mönch finden; mit diesem gehe in sein Kloster. Ich habe mich beim Hauptmann der Wache für deinen Beichtvater ausgegeben und wenn ich zu lange ausbleibe, könnte ich mich verdächtig machen und deine Freiheit könnte sich noch in die Ferne stellen. Mit dem Guardian

habe ich schon alles abgemacht; derselbe wird dir Schiffe und Pferde verschaffen und morgen um diese Zeit kannst du bei den deinigen in Middelburg sein. Es ist Alles bestellt; laß dir jetzt nur eine Platte scheeren, daß du fort kommst. Nun fragte Max: aber Kunz, wo wirst du bleiben? Da antwortete Kunz: Dafür, lieber Kaiser, darfst du nicht sorgen; du ziehst meine Kutte und ich ziehe deine Kleider an; ich werde mich stellen, als wenn ich Kaiser Max wäre und wenn die von Brügge kommen, dich suchen und mich finden, so werden sie sich überzeugen, daß der Kaiser entwischt ist, daß sie einen Narren gefangen haben und von einem Narren gefoppt worden sind. Hierauf fragte Max, wie es mit dem Kriegsvolke, überhaupt wie es im deutschen Reich aussehe. Kunz sagte: es steht gut. Herzog Christoph von Bayern und ich haben mit wenig Mannschaft 6000 Franzosen und Gentner bei Hulst todtgeschlagen und gefangen genommen. Eine bedeutende Armee ist im Anrücken und will dich aus deinem Kerker befreien. Wie Maximilian vernommen, daß Hilfe im Anzuge sei, so sagte er zu Kunz, er wolle die Stadt Brügge doch nicht auf solche Art verlassen. Kunz wurde über dirse Antwort sehr zornig und sagte: Mein lieber Kaiser, ich sehe jetzt wohl ein, daß du noch so närrisch bist wie ehedem und mir nicht folgen willst und daß ich meine gefährliche Reise hieher umsonst gemacht habe. So behüte dich Gott, mein närrischer Kaiser! Du bist für die Fläminger allzu fromm und zu redlich. Hierauf nahm er vom Kaiser Abschied und ging weinend zur Thür hinaus. Solchergestalt ist Kunz anstatt des Kaisers nach Middelburg gefahren.

Kunz begriff vor Allen gar wohl die Stellung, die er an dem Hofe hatte, nämlich das Privilegium, Jedem, er mochte hoch oder niedrig sein, unverblümt und ungestraft die Wahrheit sagen zu können, eine Freiheit, deren er sich unbeschadet der persönlichen Gunst seines Herrn um so rücksichtsloser bedienen konnte, da alle seine treffenden und beißenden Bemerkungen strenge Wahrheit neben großer Gemüthlichkeit und einen durchaus ehrenwerthen Charakter zur Grundlage hatten. So ward er denn bei Hofe immer als ein wachsamer Zuchtmeister angesehen und gefürchtet, dessen satyrischen Ruthenstreichen

nicht leicht ein Schuldiger entging. Insbesondere hatte er ein scharfes Auge auf die neuen Ankömmlinge bei Hofe, junge Gräflein und andere adelige Herrchen, die nicht selten auf ihren Adel, auf ihre Schönheit und Jugend pochend, gegen alte und treue Diener ihres Herrn sich spröde und barsch benahmen. Diese hochmüthigen Junker nahm Kunz alsogleich in die Schule und dressirte sie gegen ihren Willen, daß sie ihr Benehmen wenigstens in Acht nahmen, um sich nicht dem Spott des Hofnarren auszusetzen und dem Gelächter derer, die er auf seiner Seite hatte.

Eben so wenig schonte er auch alte Herren und Ritter, zumal wenn sie sich im Felde nicht heldenmüthig ausgezeichnet hatten, und er konnte sich um so mehr zum Richter solcher Handlungen aufwerfen, da er selbst ein tapferer Krieger, ein kernhafter Held war. Ebenso war unser guter Kunz ein abgesagter Feind von Verstellung, besonders in religiösen Dingen; verstellte Frömmler, scheinheilige Betbrüder, ehrabschneiderische Betschwestern, abergläubische Rosenkranz-Zupfer, bigotte Heiligen-Küsser u. dgl. Sippschaft war unserm guten Kunz das größte Aergerniß, obwohl er selbst ein religiöser streng christlicher Mann war.

Solche wie oben angeführte, mit der Scheinheiligkeit geschminkte Leute, entgingen seiner satyrischen Geißel nicht und erhielten von ihm die heftigsten Streiche; öfter riß er solchen Frömmlern die falsche Larve vom Gesichte.

In den Kriegen mit den Franzosen und Italienern war Kunz beständig an der Seite des Kaisers und ein Muster der Tapferkeit; er machte beißende Satyren auf die Zaghaften, Furchtsamen und Fliehenden.

Während der italienischen Kriege geschah es eines Tags, daß Kunz, im Getümmel der Schlacht, den Kaiser ganz aus dem Gesichte verlor, und sich dem Haufen der sich zurückziehenden Kaiserlichen anschloß. Nach der Schlacht stellte ihn der Kaiser in Gegenwart seiner Kriegsleute auf scherzhafte Weise deßhalb zur Rede. Kunz erwiderte: „Ich sah den Werdenberg, Zollern, Montfort, Nassau, Reuß, die immer um dich sind, da glaubt' ich, du wärest auch bei ihnen. Ich bin also nicht geflohen, sondern ich habe dich gesucht.“ Dann,

an die umstehenden Herren sich wendend, sprach er mit schalkhaftem Spotte: „Man sagt gemeiniglich, es sei viel besser ehrlich erstochen als schändlich geflohen; es ist aber erlogen; denn wenn einer erstochen wird, so kann er keinen Wein mehr trinken; wer aber flieht, dem schmeckt erst der Wein recht.“

Wenn überhaupt ein Rückzug im Felde und während der Schlacht beliebt wurde, so pflegte er seinen Brustharnisch abzuschnallen und denselben auf den Rücken festzubinden. Seht, seht! — rief er dann wohl den Retirenden zu — daß ich nicht fleuch; denn mein Harnisch sieht den Feind an.“ Oder er rief wohl auch: „Haltet an, und laßt den Herrn zuerst fliehen.“

Im Verlaufe derselben italienischen Kriege erwies er seinem Herrn in schwieriger Lage einen großen Dienst, indem er einen Aufstand der Landsknechte stillte, die wegen rückständigen Soldes Urlaub nehmen und den Kaiser im Stich lassen wollten. Kunz, der bei ihnen wohl bekannt und beliebt war, trat mitten unter sie, versprach seine Verwendung, daß ihre Forderung sogleich wenigstens bis zur Hälfte bezahlt werden sollte; und er war so glücklich auf sein Wort hin sie zu beschwichtigen. „Es sollt uns wohl — sagten sie — von des Kaisers Narren mehr geschehen, als von seinen Schreibern.“ Nun hatte er erfahren, daß Gelder aus Deutschland über Trient angekommen seien; er wußte aber auch, daß des Kaisers Räthe, die so eben mit dem Herrn beisammen saßen, über die Summen nach ihrer Weise verfügen würden; und es war daher um so nothwendiger, daß er sogleich den Kaiser spräche. Er ließ sich melden; man wies ihn ab; er ließ wieder zurücksagen, seine Angelegenheit sei wichtig und dringend und er wolle sie dem Herrn mit drei Worten vorbringen. Unter dieser Bedingung wurde er vorgelassen; doch, setzte der Kaiser hinzu: wenn er mehr als drei Worte sprechen werde, so werde er ihn zu bestrafen wissen. Kunz trat ein, ging trutzig auf den Kaiser zu und sprach: „Geld oder Urlaub!“ Dann schwieg er, machte aber die Geberden eines Menschen, der, empört, davon ging. Max verstand seinen lustigen Rath und er bevollmächtigte ihn, die nöthige Summe vom „Pfennigmeister“ zu

erheben und die Truppen einstweilen mit der Bezahlung des halben Soldes zu befriedigen.

Einen Beweis eines ähnlichen und noch keckern Freimuths gab er einst gegen die Gesandten der Venetianer, welche, wie überhaupt kaufmännische Nationen, gern große Vortheile um kleine Opfer zu erhandeln suchten. Um ihrer Botschaft mehr Eingang zu verschaffen, hatten sie dem Kaiser eine krystallene Credenz zur Verehrung mitgebracht, welche sofort in dem Speisesaale auf einem Nebentische zur Schau aufgestellt wurde. Während der Mahlzeit nun, da Kunz, in der Manier eines Schalksnarren, seine Possen mit Springen, Hüpfen und dergleichen vor der Tafel trieb, legte er's absichtlich darauf an, daß er mit dem einen Sporen an dem Tischtuche des Nebentisches, da die Credenz aufgestellt war, hangen blieb und alles mit einander herunterriß, so daß es zu kurz und klein in Stücke zerbrach. Die Gesandten, welche vielleicht nicht ohne Grund argwohnten, daß Kunz ihnen mit Fleiß diesen Schimpf zugefügt, verlangten vom Kaiser, zur Genugthuung, eine nachdrückliche Bestrafung des Frevels. Allein Max, welcher die Absicht seines lustigen Rathes wohl einsah und insgeheim auch guthieß, entschuldigte ihn und sagte: „Liebe Herren, es waren nur Gläser; wären die Gefäße von Gold und Silber gewesen, so wären sie noch ganz, oder doch die Scherben davon zu gebrauchen."

Eine ähnliche Probe seiner Kenntniß und Würdigung der Welthändel zeigte er bei der Gelegenheit, als Max auf dem Reichstage zu Augsburg (1510) die unerwartete Kunde erhielt, daß der Papst Julius II., der mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Venetianer geschlossen hatte, gleichsam hinter dem Rücken des Kaisers mit dem Feinde sich ausgesöhnt und vom Bunde sich losgesagt habe. Während nun dieser höchst befremdliche Umtritt bei dem Herrn und den versammelten Fürsten eine allgemeine Entrüstung verursachte, richtete Kunz mit ruhiger Miene an die Anwesenden die Frage, wie alt sie wohl meinten, daß er wäre? Nachdem nun unterschiedliche Antworten fielen, sagte er endlich: Er sei nunmehr über 200 Jahre alt, weil er die beiden zu Hagenau und Camerich, jede auf hundert Jahre, geschlossene Bündnisse überlebt habe. Womit er zu ver-

stehen gab, daß man sich solchen Bundesbruches wohl hätte versehen können.

Und diesen Freimuth äußerte er nicht nur gegen Fremde, zumal offene oder geheime Feinde seines Herrn, sondern er kehrte denselben auch gegen den Herrn selbst, wo es in dessen Interesse lag, die Wahrheit zu vernehmen; und Max, der seine Treue und Ergebung kannte, verargte es ihm um so weniger, da der Schalk die Kunst in hohem Grade verstand, den Ernst mit Scherz zu überkleiden, und, wie man zu sagen pflegt, die Pille zu überzuckern. So hatte denn z. B. der sonst so verständige, aber auch ehrgeizige Herr das Vorurtheil: man könnte vielleicht wohl sein Geschlecht bis auf Noah in einer genealogischen Reihe zurückführen; ein Vorurtheil, das er übrigens mit gar vielen Fürsten und Herren seiner Zeit theilte und worin ihn zu bestärken seine Schmeichler wohl alle Mühe und Kunst aufboten. Wirklich gab auch sein Geschichtschreiber Johann Stabius im Jahre 1510 ein Buch heraus, worin er den Stammbaum des Kaisers bis Noah hinauf führte. Als nun Kunz dieses erfuhr, zog er einen Gulden aus der Tasche und überreichte ihn dem Stabius mit den Worten: „Habe Dank, mein lieber Stabius; durch dich habe ich erst erfahren, daß der Kaiser von Noah her mein Vetter ist.“ Max soll hierauf der Sache weiter nachgedacht, und das Lächerliche solcher übertriebenen Genealogien erkannt haben.

Bekannt ist, daß Kaiser Maximilian gegen seine Räthe und Diener ein überaus gnädiger Herr gewesen und ihre Verdienste auf eine wahrhaft kaiserliche Art belohnt hat; eine Großmuth, welche vielleicht mitunter Schuld gewesen, daß er nicht selten in Geldverlegenheit gekommen, wozu denn mißbrauchte Güte von Seiten einiger Diener das Ihrige beigetragen. Der ehrliche Kunz, der das alles mit ansehen mußte, war darum — wie Fugger bemerkt — „den Schreibern überaus gram, weil sie dem Kaiser viele Schlösser und Dörfer abgebettelt haben.“ Eines Tages daher, als Max sich über Geldmangel beklagte, sagte Kunz unverholen: „Wenn du Geld haben willst, so werde ein Schreiber: deine Schreiber haben jederzeit mehr Geld als du.“ Damit wollte er dem

Kaiser seiner Amtleute „Alfanz, Finanz und Reichthum" zu verstehen geben.

Ein ander Mal nahm er Gelegenheit, seines Herrn zu große Gelindigkeit gegen die Fürsten, die dessen Güte und Nachsicht oft mißbrauchten, in scherzender Weise zu tadeln. Während er nämlich mit einigen Fürsten in Gegenwart des Kaisers in der Karte spielte und zwei Könige bekam, fragte er sie, ob derjenige das Spiel gewänne, welcher drei Könige hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwei Könige in der Karte, ergriff zugleich den Kaiser bei dem Arm und sagte: „Hier ist der dritte König!" wobei er alsbald das Geld einstrich. Dann aber, sich an den Kaiser wendend, sprach er: „Siehe, Max! für einen solchen Kartenkönig halten dich deine Fürsten! — —

Wir haben bisher unsern Kunz in der ehrenwerthen Rolle eines lustigen Raths gesehen, als welcher er in wichtigen Angelegenheiten den strengen Ernst unter der spielenden Form des Scherzes, oder wie die Alten sagten, Schimpf mit Glimpf zur rechten Zeit an den Mann brachte. In den folgenden Geschichten gewahren wir ihn dagegen schlechtweg in dem Geläß und Gewand des Schalknarren, der seine Possen und Schwänke muthwilliger Weise ausdenkt und ausführt, lediglich zur Belustigung seines Herrn und dessen Gäste. Wir theilen sie ohne alle Bemerkungen mit, wie dieselben der oft erwähnte Fugger zwischen seine wichtigen und ernsten Geschichten einzuschalten kein Bedenken trug.

Zur Feier der Vermählung des Markgrafs Casimir zu Brandenburg mit der Prinzessin Susanna aus Bayern zu Augsburg im Jahre 1518 wurde unter Anderm zum Anfang von vier Scharfrennern ein Paar Treffen gehalten. Kunz machte hiebei ein Possenspiel, nahm noch zwei seines Gleichen zu sich und befahl ihnen, daß sie, was sie ihn thun sehen würden, ihm nachthun sollten. Darauf stellten diese drei und mit ihnen viele Hofdiener, neben einen Prediger-Mönch, sich auf den Röhrkasten des Brunnens am Weinmarkt, um dem Stechen zuzusehen. Als nun das letzte Rennnen geschah, fing Kunz an zu taumeln, fiel zurück in den Röhrkasten und riß die nächsten mit sich hinein, um Hilfe schreiend und sich stellend, als ob er an ihnen sich erhalten wolle.

Weil die zwei andern Hofnarren ihm solches nachthaten, so fielen 16 Personen sammt dem Mönche in's kalte Bad und lockten dem Kaiser, wie auch der Braut ein großes Gelächter ab, zumal als Kunz den Mönch beschuldigte, als ob er ihn hineingerissen hätte.

Einst sah Kunz einen armen Geistlichen vor dem Hause des Kaisers vorbeigehen, der sein Gebetbuch in der Hand trug. Diesem nahm er sein Buch und als jener es mit vielem Flehen wieder begehrte sagte Kunz: „Folge mir nach, ich will dich an einen Ort führen, wo dir dein Buch gut bezahlt soll werden.“ Als nun der Priester ihm folgte, führte er ihn unvermuthet zum Kaiser. Auf die Frage des Kaisers nun: was der Priester wollte, sagte Kunz: Ach, lieber Max! er hat sein Buch ins „Mummenhaus“ versetzt; gib ihm doch eine Steuer, daß er es wieder auslösen kann. Der Kaiser merkte seines Dieners Schalkheit, sprach dem Priester freundlich zu und schenkte ihm zehn Gulden. Damit war ihm, wie Kunz versprochen hatte, sein Buch wohl bezahlt worden.

Einen ähnlichen Possen, der eben nur dem Schalksnarren anstand, spielte er dem Abte zu St. Ulrich in Augsburg, Mörlin geheißen. Als nämlich der Kaiser eines Tags auf Besuch in's Kloster kam, empfing ihn der Abt auf der „Gred“ mit abgezogener „Gugel“ und in knieender Stellung. Kunz, dem dieses Benehmen vielleicht als etwas gar zu demüthig für einen Abt erscheinen mochte, setzte ihm flugs seine Narrenkappe auf den geschorenen Kopf und sagte: „Botz Marter! wie steht dir meine Kappe so gut, Herr Abt!“ Der Kaiser mußte über die possierliche Figur des geistlichen Herrn lachen (der Abt lachte selbst mit) und der improvisirte Possen verbreitete allgemeine Heiterkeit unter dem Gefolge.

Während Maximilian zu einer Zeit sich in Innsbruck aufhielt, brachte Kunz in Erfahrung, daß dessen Leibschneider, Meister Martin, dem Kaiser ein kostbares Kleid nach italienischer Mode zurichtete, womit er seinen Herrn angenehm zu überraschen hoffte. Nachdem nun vorerst Kunz den Kaiser ausgeforscht, ob er des Willens wäre, sich auf italienische Weise zu kleiden, und dieser ihm

geantwortet, daß er bei der deutschen Manier zu verharren gedenke: so legte der schlaue Mann alsbald seinen Plan darauf an, den Meister um den Lohn seiner unzeitigen Dienstgefälligkeit zu bringen und sich selbst zugleich auf gute Weise in den Besitz der kostbaren Kleidung zu setzen. Begleitet von seinem Buben trat er in die Werkstätte des Meisters, besah sich das Kleid — Hosen, Wammes und Rock — das von eitel Seide und Sammet war, wog dessen Schwere in seiner Hand und sagte: Es sei gar ring (leicht), und er glaube, es könnte dasselbe sein Bub leicht heben. Mit diesen Worten übergab er das Kleid gleichsam zur Probe dem Buben, der schon zum Voraus in den Schelmenstreich eingeweiht war, und dieser lief nun mit seinem Schatz eilig davon, ohne auf das Mahnen und Schelten des Meisters und auch Kunzens (der sich so stellte) zu hören. Der Meister, der Kunzen dessen ungeachtet in Verdacht hatte, es sei ein von demselben angelegter Handel gewesen, drohte, bei dem Kaiser Klage zu stellen. In derselben Zeit aber, wo der Meister vor dem Kaiser trat, erschien auch Kunz, mit der kostbaren Kleidung angethan. Nachdem jener seine Klage gestellt und zugleich zornig bemerkt, daß dieß eine Kleidung sei für einen Kaiser und nicht für einen Narren: nahm der Schalk das Wort und sagte, daß der Herr nie Willens wäre, sich auf wälsche Art zu kleiden und daß es übrigens besser wäre, der Narr verderbe, als der Kaiser. Dann, die Sache in einen Scherz hinüberspielend, bat er den Kaiser, den Hut ihm vorhaltend: er möchte ihm eine Verehrung zu dem neuen Kleide machen. Max, gütig, wie er war, schenkte ihm zehn Gulden, aber deßgleichen auch dem Meister, dessen guten Willen er nicht unbelohnt lassen wollte.

Dergleichen Schelmenstreiche, welche Kunz zur Belustigung seines Herrn verübte, muß man eben nur mit dem Auge jener Zeit betrachten und lediglich nach deren Sitte beurtheilen, um dieselben einiger Maßen lächerlich, ja nur leidentlich zu finden. Zu dieser gemeinen Sorte von Späßen gehört denn auch jenes Lustspiel, das der Schalk eines Tages zu Augsburg seinem Herrn gab, als dieser bei Jakob Fugger an dem Weinmarkt seinen Imbiß einnahm. Er bestellte sich neun

Blinde, und, nachdem er jedem derselben eine Maß Wein zu trinken gegeben, versah er sie mit Kolben und gab ihnen sodann eine, an einen Pfahl gebundene Sau Preis, in der Art, daß diese demjenigen zufallen sollte, der sie zu Tod schlüge. Nun war vorauszusehen (was auch geschehen), daß ein Blinder den andern mitunter um die Beine oder auf den Kopf schlug, was wiederum Händel absetzte. Dieser „Cartumel“ (sagt Fugger) hat wohl eine halbe Stunde gedauert, bis die Sau erschlagen worden ist. Der Kaiser aber, dessen Wirth und übrige Gäste haben an dem Spektakel große Lust gehabt.

Erbaulicher zu vernehmen ist, was weiter von seinem Edelmuthe erzählt wird, den er übrigens auch gern unter der Maske des Lustigmachers ausübte. Er hatte „große Gnade“ gegen die Armen (wie Fugger sich ausdrückt). Gar oft, wenn er einen sehr dürftigen Mann auf der Straße traf, nahm er denselben mit sich, führte ihn unter die großen Herren und bettelte für ihn in seiner Weise, welcher Niemand widerstehen konnte. — Deßgleichen nahm er von vielen armen Personen Bittschriften ab, die er dem Kaiser selbst mit seinem Fürwort übergab. Wenn ihm sodann einer oder der andere Schreiber (Rath) des Kaisers Vorwürfe machte, daß er den Herrn mit solchen armseligen Dingen belästige, so sagte er blos: „Lieber, diene dem Kaiser so lange und treulich als ich gethan, so wirst du solche Freiheit bei dem Kaiser auch erlangen.“ — Auch hatte er die Gewohnheit, daß er zum Besten seiner Armen — wenn die Herren um hohes Geld gespielt — von dem Antheil des Gewinnenden einen „rheinischen Gulden oder Gold-Dukaten“ zu nehmen pflegte, den er sofort an seinen Hut befestigte und bei Gelegenheit irgend einem Armen gab.

Ohne Zweifel waren zu J. J. Fuggers Zeiten unzählige Anekdoten über Kunz von der Rosen in Umlauf, welche der fleißige Chronist wohl gehört und gekannt hat, ohne von demselben in seinem Werke Erwähnung zu thun. Dieß Stillschweigen darf keineswegs befremden; vielmehr müßte man sich verwundern, wie der edle und verständige Biograph überhaupt dem lustigen Rathe nur so viel Aufmerksamkeit habe schenken können, wenn man nicht bedächte, daß ein Geschichtschreiber den vollen,

zumal auch rein menschlichen Charakter eines Helden nicht wohl lebendig und wahr zeichnen könnte, ohne daß er zugleich das Bild dessen, der ihn gleichsam wie sein Schatten durch das Leben begleitete, mit in sein großes Gemälde hineinzöge. — Diese Bemerkung schien uns auch deßhalb nothwendig zu sein, um zu zeigen, daß das bloße Stillschweigen unseres Geschichtschreibers gegen die Aechtheit der noch folgenden Geschichten nicht als Grund geltend gemacht werden könnte.

Es ist im Vorhergehenden schon mehrmalen bemerkt worden, daß Kunz in schwierigen und gefährlichen Lagen eben so viel Muth als Besonnenheit zu zeigen fähig gewesen, zumal wo es sich um die Person und die Sache seines Herrn gehandelt. Folgende Geschichte führt uns ihn, in selbsteigener Angelegenheit befangen, vor, wo es galt, Herz und Kopf am rechten Fleck zu haben. — Als er einst durch einen dichten Wald reisete und ihn die Nacht überfiel, wurde er genöthigt, in einem Wirthshause sein Nachtlager zu nehmen, dessen Wirth ein Diebshehler und Spitzbube war. Kurz darauf sah er eine Magd in seine Stube treten, welche weinte und ihm von der Gefahr Nachricht gab, worin er sich befände. Sie sagte ihm unter andern: der Wirth pflege zu klingeln, auf welches Lockzeichen die Räuber herbeieilten und einer von ihnen träte, unter dem Vorwand der Bedienung, in die Kammer des Fremden, als wollte er das Licht putzen, welches er aber mit Fleiß auslöschte. Als nun Kunz das Zeichen mit der Klingel hörte, ließ er sich durch die Magd eine Laterne mit einem angezündeten Lichte bringen und versteckte sie unter der Bank, hielt sein Gewehr in Bereitschaft und erwartete die Räuber. Kaum hatte er sich an den Tisch gesetzt so trat ein Bauer in die Stube, stellte sich als einen Aufwärter und putzte das Licht aus. Kunz ließ die Laterne hurtig hervorbringen, griff mit seinem Bedienten zum Gewehr, tödtete einige von den Räubern, jagte die andern in die Flucht und bemächtigte sich des Wirths, den er der Obrigkeit überlieferte, welche ihm denn auch seinen verdienten Lohn gab.

Schließlich müssen wir noch des freundschaftlichen Verhältnisses gedenken, in welchem er Zeitlebens mit seiner Vaterstadt Kaufbeuren und deren Bürgern ge-

standen. Denn die Muthmaßung ist wohl nicht zu gewagt, wenn man annimmt, daß die Stadt in allen ihren reichsstädtischen Angelegenheiten sich an den vertrauten Günstling des Kaisers gewandt und, soweit es thunlich war, seine Verwendung angesprochen habe. Höchst wahrscheinlich that auch Kunz alles Mögliche, um den Kaiser zu bestimmen, daß er, so oft er sich in jenen Gegenden befand, in müßigen Zeiten, wo er seiner Lieblingsneigung, der Jagd, obliegen konnte, gern und oft Kaufbeuren zu seinem Aufenthalte wählte und sogar, um desto ungestörter mit seinem Hofgesinde und nicht selten mit glänzendem Gefolge da zu wohnen, sich eine eigene geräumige Behausung in der Stadt, nebst einem Jagdschloß in dem nahen E b e n h o f e n erwarb. Natürlich, daß die Nähe und Gegenwart des kaiserlichen Herrn von großem Segen für die Stadt gewesen, wie sie sich denn wirklich der Gewährung vieler Wohlthaten und Privilegien von Seite des Kaisers zu erfreuen hatte. Ob und wiefern nun Kunz in solchen Fällen als Fürsprech bei seinem Gönner aufgetreten, darüber liegen freilich keine Thatsachen vor; aber geschichtlich nachgewiesen ist seine thätige und auch erfolgreiche Verwendung in einer der wichtigsten Angelegenheiten, welche die Freiheit und das Leben einiger seiner Mitbürger und die Ehre und Würde seiner Vaterstadt selbst betraf. Edelleute von H o h e n - K r ä e n im H e g a u, die sich Gottes Freunde und aller Welt Feinde nannten, warfen auf offener Landstraße einige Kaufbeurer Bürger nieder und schleppten sie als Gefangene auf ihr wohlbefestigtes Schloß (1512). Auf die erhaltene Anzeige am kaiserlichen Hofe war es denn insbesondere Kunz, der den Kaiser zur strengen Bestrafung der Gewaltthat aufreizte, in der Art, daß nicht nur die Ruhe- und Friedensstörer feierlich in die Reichsacht erklärt, sondern daß auch der schwäbische Bund zur Verfolgung der Frevler aufgeboten wurde. Der kaiserliche Befehl ward auch so schnell und streng befolgt, daß schon nach drei Tagen die Veste fiel und in Feuer und Rauch aufging.

Der edle Kunz, der den größten Theil seines komischen Lebens an der Seite des braven, biedern Kaisers Maximilian zugebracht, hatte späterer Zeit noch das Glück, sich in glückliche häusliche Verhältnisse nieder-

zulassen; nämlich im Jahre 1504 vermählte er sich mit einer sehr schönen Jungfrau von Augsburg, mit Namen Maria Anna Greßler; sie war der Augsburger Bürgerstube fähig und wurde gewöhnlich die lieblich schöne blauaugete Nanni genannt und soll wirklich eine ausnehmende Schönheit gewesen sein; aber nicht allein ihre körperliche Schönheit, sondern auch ihre Seelenschönheit wurde als Muster dem weiblichen Geschlechte vorgestellt. Kunzens Frau, Nanni, hatte ein einziges Töchterlein, mit Namen Felizitas und sie soll auch ein bildschönes liebliches, aber auch sehr frommes und tugendhaftes Mädchen gewesen sein. Der brave Kunz hatte aber dieses sein einziges Töchterlein so lieb, daß er es oft auf die Arme nahm, mit ihm in der Stube herumhüpfte und es von oben bis unten küßte. Diese kleine Felizitas war Kunzens größte Freude und Vergnügen. Im Jahre 1529 verheirathete sich Felizitas von der Rosen mit dem Herrn Melchior von Ilsung. Kunz von der Rosen gab seiner Tochter Felizitas 12,000 Gulden Heirathgut. Der edle Kaiser Maximilian gedachte auch an seinen getreuesten Diener Kunz. Vor seinem Abschiede aus dieser Welt, als er in Wels schwer erkrankte, wurde Kunz mit einem jährlichen Gnadengehalte von 200 Gulden bedacht, welche auf dem Amte in Linz ausbezahlt wurden. Der Kaiser bemerkte dabei: Kein Mensch hat mir so getreue Dienste geleistet als Konrad Röslein. Als der allgeliebte Kaiser Maximilian mit Tod abgegangen war, hatte Kunz alle Freude verloren und zog sich nach Augsburg zurück; er lebte daselbst sehr traurig und einsam und prophezeite auch seinen baldigen Tod, indem er sagte: Ich werde meinem lieben Herrn in kurzer Zeit nachfolgen, welchem ich in meinem Leben so oft Kurzweil machte, für welchen ich oft in Lebensgefahr und beständig in seinem Gefolge als besonderer Günstling war. Wirklich starb er auch noch im nämlichen Jahr 1519, und folgte seinem kaiserlichen Herrn nach und wurde in der St. Anna-Kirche in Augsburg begraben.

Eine ungeheure Menge Menschen begleitete seine Leiche, und als der Priester an seinem Grabe noch eine Lobrede hielt, wie es der Edle verdiente, brach Alles in einen Strom von Thränen aus, Alles weinte, Alles

schluchzte; und als der Priester nach dem heiligen Gebete des Herrn die Worte sprach: Herr, gib ihm die ewige Ruhe u. s. w., rief die ganze versammelte große Menge: Der allmächtige barmherzige himmlische Vater vergelte tausend Mal dem edlen braven Kunz alle Wohlthaten und alles Gute, was er den Armen erwiesen hat.

Von diesem berühmten Hofnarren oder sogenannten lustigen Rathe giebt es verschiedene Abbildungen. Das gelungenste Bildniß von ihm befindet sich in einem handschriftlichen Werke von J. J. Fugger, welches auf Papier gemalt ist. Kunz von der Rosen erscheint hier als ein Mann von mittlerer Statur. Sein Gesicht mit stark markirten Zügen, mittelgroßer Nase, feinem Munde und leuchtenden Augen verräth wie sein Charakter war, Kraft und Milde, Witz, Schalkheit mit Herzensgüte vereint. Seine starken schwarzbraunen Haare verlieren sich tief in das Antlitz, und sein krauser Bart zieht sich um die Lippen und über das Kinn. Auf dem Kopfe trägt er einen schlappen Hut, durch dessen aufgestülpte Krämpe sich eine goldgewirkte Schnur windet. Ein Theil der Brust zeigt sich entblößt; er ist mit einem blauen Wamms bekleidet, auf welchem sich weiße Streifen durchziehen. In der linken Hand hält er sein Schwert, an dessen Scheide oben Messer und Gabel angebracht sind. Das Beinkleid ist roth mit weißen Streifen.

Auf einem andern Gemälde (dessen Flögel *) erwähnt) steht Kunz hinter dem Prinzen Philipp, des Kaisers Maximilian I. Sohn, in ganz rother Kleidung, die Finger der rechten Hand auf den Mund gelegt und in einer komischen Stellung, als dächte er auf einen Schwank; in der linken Hand hält er einen Pokal, gleichsam als wollte er „auf Gesundheit" trinken. Kunz selbst hat sich einige Mal in der Gestalt des rechten Schächers abmalen lassen, so erzählt wenigstens Jakob Fugger. Auch Flögel erwähnt namentlich ein Gemälde, die Kreuzigung Christi, worauf der rechte Schächer das Portrait von Kunz von der Rosen gewesen sein soll, und man er-

*) Flögel schrieb ein Buch unter dem Titel: „Lebensbeschreibungen der berühmtesten Hofnarren." Leipzig und Liegnitz 1789.

zählt, dieses Gemälde soll in früherer Zeit lange im St. Sebastians-Kirchlein zu Augsburg gehangen sein.

Die Literatur, welche merkwürdige Männer dieser Klasse zu schildern sich vorgesetzt, hat vielleicht auf Kunz von der Rosen weniger Bedacht genommen, als seine bedeutende Stellung zu einem der größten Fürsten, sowie seine in jeder Hinsicht achtungswerthen Persönlichkeit verdienen möchte. Die Italiener wissen viel von ihrem lustigen Gonella, die Franzosen von ihrem erergötzlichen Maitre Guillaume, wir Deutschen selbst von einem Klaus Narr, von einem Pritschen-Peter und anderer vieler Streiche und Schwänke zu erzählen, so beschränkt sich alles, was bisher von unserm Kunz bekannt war, beinahe nur auf die zerstreuten Anekdoten, welche Bicken in seiner Bearbeitung des Fugger'schen Werkes für gut fand aufzunehmen und hieraus Flögel eine Biographie zusammengestellt hat. Dem ohngeachtet, daß wir von Kunz nur dürftige Notizen haben, hat sich der Name dieses Mannes, der an natürlichem Witze wohl keinem seines Gleichen nachstand, an ehrenwerthem Charakter vielleicht Alle übertraf, unter dem Volke und in dessen Mähren bis auf unsere Tage in gutem Andenken erhalten.

Im Jahre 1840 hielten die Künstler in München einen denkwürdigen Maskenzug, das Zeitalter des Kaisers Maximilians I. vorstellend, der getreueste Diener des Kaisers war wie billig in dessen Gefolge und ergötzte das schaulustige Publikum durch komische Gebärden und heitere, lustige Reden und Sprüche.

Die Hofnarren haben doch gewiß das Gute gehabt, den großen Herren die Wahrheit unverblümt und freimüthig in das Gesicht sagen zu dürfen, ohne gestraft zu werden Nicht alle Monarchen waren so volksthümlich, wie der gute Maximilian: vor diesem konnten seine geliebten Unterthanen immerwährend erscheinen und konnten ihm Wünsche und Klagen persönlich vorbringen; bei vielen Regenten war es anders; da bildeten die Hofschmeichler, die Hofwohldiener, die Hofohrenbläser gleichsam ein wohlverschlossenes Gitter zwischen den Fürsten und dem Volke. Der Hofnarr war oftmals der Vermittler zwischen Fürst und Volk, der Hofnarr bildete oft das Ohr durch welches ein gedrücktes Volk zu seinem geliebten Fürsten sprechen konnte, weil man durch das verschlos-

sene Gitter nicht durchdringen und auf diesem Wege dem geliebten Landesvater die Wahrheit von dem Stande des Volkes nicht vorbringen konnte.

Matthäus Lang,

Cardinal, Erzbischof von Salzburg, Staatsmann, vertrauter Freund des Kaisers Maximilian I.

Cardinal Matthäus Lang stammte von einer vornehmen und alten adelichen Familie von Augsburg ab. Hans Lang und Margaretha Sulzer waren seine Eltern. Wie es heut zu Tag Verläumder gibt, so gab es auch zu jener Zeit so abscheuliche Creaturen welche behaupten, Matthäus Lang sei ein natürlicher Sohn des Kaisers Maximilian I. Jedoch diese Lüge ist schon dadurch wiederlegt da der Cardinal nur neun Jahre jünger war als der Kaiser Maximilian. Matthäus Lang studirte und widmete sich dem geistlichen Stande, von frühester Jugend war er ein großer Verehrer der Wissenschaften und verlegte sich vorzüglich auf das Studium der Diplomatie oder Staatskunst. Zuerst wurde er Kaiser Friedrich III. Geheimschreiber, denn damals konnte man nur Geistliche zu wissenschaftlichen Verrichtungen gebrauchen, weil sich damals die Layen und besonders der Adel gar nicht auf Wissenschaften verlegten, denn zu jener Zeit waren die Wissenschaften größtentheils in den Händen der heut zu Tage so verachteten Mönche. Lang machte sich bei dem Sohne des Kaisers Friedrich dem Prinzen Maximilian durch sein höfliches Betragen, durch seine Freundlichkeit, angenehmen Umgang und feiner Beredtsamkeit so beliebt, daß er dessen ganze Hochachtung und Vertrauen gewonnen hat. Als Maximilian zur Regierung kam, beförderte er ihn zu hohen Ehren und Würden, und vertraute ihm die bedeutendste Staatsgeschäfte an, welche er aber immer mit größter Meisterschaft durchführte. Als Geistlicher wurde er zuerst zum Domprobst in Augsburg erhoben, nachher wurde er Bischof von Gurk in Kärnten, sodann Coadjutor und endlich Erzbischof von Salzburg. Der Kaiser Maximilian verwendete ihn in der Folge zu den wichtigsten

Staatsangelegenheiten und Gesandtschaften an die mächtigsten Höfe von Europa und besonders verstand er sich an dem so glänzenden, französischen Hofe durch seine Höflingskünste beliebt zu machen. Hierauf sandte ihn der Kaiser wegen einigen Irrungen an den Papst nach Rom, daselbst behauptete er das kaiserliche Ansehen meisterhaft. Als ihm der heilige Vater den Cardinals-Hut, ein Patriarchat und mehrere geistliche Pfründen anbot, welche jährlich 10,000 Cronen Einkünfte abwarfen um ihn auf seine Seite zu bringen, schlug er es großmüthig aus, obwohl er solch große Einkünfte hätte nothwendig gebrauchen können, da er sehr prachtliebend war und immer großen Aufwand machte. Als der Papst der ihm dieses Anerbieten gemacht hat, bald darauf gestorben ist und ein anderer gewählt worden war, sandte der Kaiser unsern Bischof von Gurk abermals nach Rom, um dem neuen Papst die Glückwünsche des Kaisers darzubringen. Der neue Papst sandte ihm den Cardinalshut entgegen, da er wohl wußte, daß er das Herz des Kaisers in seinen Händen hatte, der Bischof Lang nahm ihn aber nicht an, sondern nahm ihn erst in Rom aus den Händen des Papstes an. Als Kaiser Maximilian am Sterbelager war, hatte er noch große Lust, seinen Liebling den Cardinal Lang zu sprechen, allein der Neid und die Mißgunst der Höflinge waren ihm daran hinderlich. Kaiser Carl V. Enkel Maximilians, welchem das Vertrauen das sein Großvater zu diesem Manne gehabt hat nicht unbekannt war, bediente sich seiner in der Werbung um das Kaiserthum, worinn er auch glücklich war, und dann auch im Namen des Kaisers bei den Churfürsten seinen Dank abzustatten hatte. Jedoch hatte er unterm Kaiser Karl V. mit Reichs- und Staatsangelegenheiten nicht mehr viel zu thun, er wollte sich zur Ruhe begeben und zog sich in sein Erzbisthum nach Salzburg zurück. Aber er fand die Ruhe noch nicht, seine Unterthanen müssen mit ihm nicht zufrieden gewesen sein, sie erregten einen Aufstand um den andern gegen ihn. In seinem Schlosse Hohen-Salzburg wurde er von ihnen vierzehn Wochen belagert und sie würden ihn vielleicht aus dem Lande gejagt haben, wenn ihn Oesterreich und der schwäbische Bund nicht entsetzt hätten. Dieser merkwürdige Mann wurde in seinem höheren

Alter ganz läppisch oder kindisch, er erreichte ein Alter von 72 Jahren. Seine vielen und großen Staatsgeschäfte, die er in seinem Leben zu verwalten hatte, mögen wohl auch Ursache an diesem Umstande gewesen seyn, man könnte von ihm ein großes Buch schreiben. Durch seine Klugheit und viele Erfahrung hat er dem Kaiser die wichtigsten Dienste geleistet. Er liebte die Pracht und den Aufwand und führte einen glänzenden Hofstaat, er übertraf an Pracht viele Fürsten der damaligen Zeit. Besonders suchte er seine Verwandten emporzuheben, als die Söhne seines Bruders, die Lang, und die Söhne des Bruders seiner Mutter, die Sulzer. In den ersteren suchte er seinen Namen zu verewigen und kaufte für sie das so romantisch gelegene Schloß Wellenburg, eine starke Stunde von Augsburg, wobei er die Kapelle der heiligen Radegunda erbauen ließ. Allein das Geschlecht der Lang ist bald ausgestorben und das Schloß Wellenburg kam an die Fugger, welche es noch heut zu Tage im Besitze haben.

Groß war seine Freigebigkeit und sein Aufwand und Haushalt der Art, daß er alle Cardinäle und Erzbischöfe seiner Zeit verdunkelte. Eine große Liebe hatte er für Gelehrte und Künstler und er ermunterte auch beständig seinen mächtigen Günstling den Kaiser Maximilian zu den Wissenschaften und Künsten, und kann deßwegen auch ein Beschützer der schönen Wissenschaften und Künste genannt werden. Aber, um die Wahrheit zu sprechen, aus dem oben Gesagten leuchtet deutlich hervor, daß er weit mehr Hof- und Staatsmann war, als ein geistlicher Herr, größtentheils bekümmerte er sich um die großen Staats- und Weltangelegenheiten, um die Angelegenheiten der heiligen Kirche und Religion bekümmerte er sich ganz wenig.

Die Einkünfte der Kirche brauchte er zu seinem großen Aufwande und prachtvollen Leben, er war ein großer Liebhaber der mannigfaltigsten Unterhaltungen, großartiger Schaugepränge, kostbarer Schmausereien und theurer Lustbarkeiten aller Art und man kann deßwegen sagen, ohne von der Wahrheit einen Schritt abzuweichen, daß er weiter nichts, als ein in der Maske eines römisch-katholischen Erzbischofs verkappter Staatsmann gewesen sei. Wenn man den großen Cardinal etwas vorsagte,

es stimme mit dem Gewissen nicht überein, so soll er geantwortet haben: „Ei was Gewissen, was geht mich das Gewissen an." — So viel von ihm. Vergleicht man das Leben dieses Cardinal-Erzbischofes mit dem armen Leben unseres Heilandes, oder mit dem armen Leben der Apostel, so wird man darin nicht die mindeste Aehnlichkeit finden.



Kaiser Karl der Große.

Ein Blick in das Zeitalter Karls des Großen,

Kaiser der Deutschen.

Das merkwürdigste Ereigniß des achten Jahrhunderts war die Erscheinung des fränkischen Königs Karl des

Großen, eines Mannes von außerordentlichen Geistesgaben und unermüdeter Thätigkeit. Er fuhr fort in dem von seinem Vater begonnenen Eroberungssysteme, bezwang die Sachsen, machte dem longobardischen und dem bayerischen Reiche durch Unterdrückung ihrer Herzoge ein Ende. Mehr als ein Menschenalter wäre nothwendig gewesen, um alle seine erhabenen Pläne ausführen zu können. Als ein Beweis seines großen Geistes mag sein Vorhaben dienen, die Donau mit dem Rhein, oder was eins ist, das schwarze Meer mit dem Ocean zu vereinigen.

Seine Nachkommen waren nicht mehr von seinem Geiste beseelt, das große Reich, welches er ihnen hinterließ, waren sie nicht im Stande zu beherrschen, es zerfiel. Alle die schönen Anstalten, welche Karl der Große zur innern Verbesserung Bayerns getroffen hatte, gingen unter der theils schwachen, theils kriegerischen Regierung der Nachfolger aus seinem Hause wieder zu Grunde.

Durch die Verheerungen barbarischer Völker wurde Bayern sehr verwüstet, und die Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens fingen an einzureißen. Auch die Gerechtigkeitspflege konnte nicht mehr mit Nachdruck gehandhabt werden, denn das Recht des Stärkern wurde immer mehr um sich greifend. Man nannte dieß das Faustrecht. In diesen stürmischen Zeiten geschah wenig für Verbesserung des innern Zustandes. Das Schwert war bald der alleinige Schiedsrichter geworden. Der Reichere und Stärkere verfolgte den Schwächern ungestraft.

Die Agilolfingischen Gesetze wurden zwar von den Karolingern beibehalten und noch dazu vermehrt; denn Verbrechen nahmen unter den Menschen überhand, es mußten deßwegen die Gesetze geschärft werden. Zu dem Zweikampf kamen noch die Kreuz- und Wasserprobe, welche man Urtheile Gottes nannte. Die Karolingischen Könige hatten ihre Einkünfte durch Mauthen und Zollgefälle vermehrt, und auch Bischöfen dieselben bewilligt.

Das Kriegswesen hatte unter ihnen eine andere Gestalt erhalten. Die Kriegs- und Lehenleute des Königs hatten liegende Güter und keinen Sold. Jeder freie Mann von fünf Höfen mußte persönlich zu Felde

ziehen, und mit Harnisch und Waffen gerüstet, beim Heerbann erscheinen. Die Freien waren alle Reiter; denn die Stärke des Heeres war damals nicht auf das Fußvolk gegründet. Das Ansehen des römischen Hofes stieg von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr empor, und die Macht der Geistlichkeit wurde über alles Irdische erhoben. Der Ackerbau wurde wohl betrieben und vorzüglich durch die Klöster befördert. Weil aber die Feldarbeit für verächtlich gehalten, und nur den Knechten überlassen war, so konnte er keinen vollkommenen Fortgang erhalten. Die Wissenschaften waren nur in den Händen einiger Mönche, daher kam es, daß nur Geistliche die wichtigsten Staatsgeschäfte leiteten. Zu den Zeiten der Agilolfinger waren zwar die ehemals so gefürchteten Hunnen ausgerottet; dagegen aber kamen die Ungarn aus Nordasien nach Europa, fielen in Pannonien ein, und drangen bis Mähren und Kärnthen vor. Bayerische Regenten aus dem Geschlechte der Karolinger waren:

1. Karl der Große, † 814.
2. Bernhard, † 815.
3. Ludwig I. der Fr., † 840.
4. Lothar, † 855.
5. Ludwig II., † 876.
6. Karlmann, † 880.
7. Ludwig III., † 882.
8. Karl der Dicke, † 887.
9. Arnulf I., † 899.
10. Ludwig IV., † 911.

Kaiser Karl der Große herrschte über Bayern 26 Jahre. Er war der merkwürdigste Regent, welcher über Bayern herrschte. Er wurde wahrscheinlich zu Aachen geboren. Erzogen wurde er zu Ingelheim bei Mainz. Sein Vater war König Pipin, ein Sohn Karl Martells, der durch seine Siege über die Araber sich berühmt gemacht hatte.

Karls unerschütterlicher Charakter, seine Klugheit und Talente als Krieger, bereiteten ihm seinen großen Ruhm, den er erlangte. Er hatte zwar in seiner ersten Jugend am Hofe seines Vaters nicht die beste Erziehung genossen, aber sobald er reifer wurde, und den gelehrten Alkuin zu seinem Lehrmeister bekam, entwickelten sich

seine großen Talente, und in kurzer Zeit hatte er sich durch Wissenschaften über alle seine Zeitgenossen weit emporgeschwungen. Er übersah alle seine Zeitgenossen, und sein Muth und seine Entschlossenheit standen mit seinen Einsichten in gleicher Höhe.

Als er seine Regierung antrat, war er vor Allem darauf bedacht, die Wissenschaften und schönen Künste emporzubringen. Er trug zur Aufklärung der Nationen ungemein viel bei. Er errichtete Bisthümer, stiftete Klöster und Schulen. Ein Hauptverdienst erwarb sich Karl um die Bildung der deutschen Sprache. Er selbst schrieb eine deutsche Grammatik, gab den Winden und Monaten deutsche Namen, und ließ die Schriften der Dichter sammeln. Karl war in jeder Hinsicht ein großer Regent. Wenn man die Wohlthaten in Betrachtung zieht, welche dieser einzelne Mann in dem kurzen Zeitraume eines Menschenalters über eine Menge von fast 80 Millionen Menschen verbreitete, so sehnt man sich gern mit dem Eroberer und Alleinherrscher aus. Die Hoheit seiner Seele ragt über seine Schwächen weit hervor. Was er für Wissenschaft, für Staat und Kirche gethan, wurde schon von sehr vielen Geschichtschreibern erzählt.

Der Adel jener Zeit war noch sehr unwissend und beschäftigte sich bloß mit Waffenübung, Jagd und Gastereien. Die meisten Adeligen schämten sich, etwas zu lernen. Eines Tages ließ Karl eine große Anzahl vornehmer Jünglinge zu sich rufen, schilderte ihnen ihre Lebensart, ihre Unwissenheit und Unbrauchbarkeit mit den lebhaftesten Farben, stellte ihnen vor, wie er gezwungen sein würde, die ersten Würden und Aemter des Staates an Leute von weit geringerer Herkunft, aber ungleich größerem Verstande zu vergeben, und entließ sie, indem er mit hohem Ernste sagte: „Ich schätze darum noch Niemanden, weil er reich und hoch von Geburt ist, wenn er nicht ein Mann vom Verstande ist.“

Als Privatmann verdient Karl ebenfalls unsere Bewunderung. Er war ein Muster von Fleiß, Nüchternheit und Ordnung. Ein Feind der Trunkenheit und Ueppigkeit. Einfach, wie seine Kleidung, sah man seinen Tisch. Seine Gemahlin und Töchter webten und spannen die Kleider selbst, schämten sich nicht, die Wäsche zu besor-

gen, zerrissene Kleider auszubessern, und seine Söhne mußten beständig thätig sein. Das Betteln junger rüstiger Leute duldete er nicht, aber nebst seiner Tafel war noch eine zweite, an welcher täglich eine bestimmte Anzahl alter armer Personen gespeiset wurden. Während seiner Mahlzeit mußte aus der Bibel oder den Geschichtsbüchern vorgelesen werden, damit keine Stunde des Tages verloren ging. Bei seinem ausgedehnten Reiche und unendlich vielen wichtigen Geschäften entging selbst die Landwirthschaft seiner Sorge nicht. Er machte für selbe die besten Verordnungen. Unter den vielen Kriegen, die Karl führte war keiner blutiger und verderblicher, als der gegen die Sachsen. Sie wurden in allen Feldzügen, die er gegen sie unternahm, überwunden, und doch empörten sie sich immer wieder. Er zwang sie mit dem Schwert in der Hand zum Christenthum.

Er war ein großer Beförderer der Religion, und hatte gegen das Oberhaupt der Kirche alle gebührende Ehrerbietung; ließ sich aber in seinen Rechten keinen Eingriff machen. So sehr er die wahre Religion beförderte, eben so eifrig setzte er sich dem Aberglauben und der Schwärmerei entgegen. Er verbot, die vorgeblichen Hexen und Zauberer zu verbrennen, stellte das Kreuzziehen der öffentlichen Büßer ab, und machte noch viele andere Verordnungen, welche für sein Zeitalter sehr zu bewundern sind und Zeugniß seiner hellen Denkart geben.

In seinem Privatleben war Karl sehr achtungswürdig, ein gütiger Vater, Muster eines Hausvaters, ein großmüthiger Freund. So groß er als Monarch war, eben so war er es als Mensch. Er war fast allezeit Herr seiner Leidenschaften, und ob er gleich ehrgeizig war, so konnte ihn doch kein Schmeichler verderben, die so gern die schwache Seite eines Herrn aufsuchen und so leicht finden, und zu ihrem Vortheil nützen können. Er besaß Alles, was einem Monarchen Ansehen und Ehrfurcht erwerben kann. Er war stark am Leibe, groß und ansehnlich gebildet, hatte einen scharfen ernsten Blick. In seiner Gesichtsbildung hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war fest, die Haltung seines Körpers männlich. Er genoß bis an sein Lebensende einer steten Gesundheit. Körperlich gewandt, that

er sich in den Leibesübungen besonders hervor. Von seiner ersten Jugend an war er ein Held, und jederzeit glücklich in den Waffen. Kühn in Gefahren, trotzte er allen Unfällen. So freigebig er war, eben so ökonomisch war er in seinem Haushalte. Durch seine freie Denkungsart zog er die ausgezeichnetsten Gelehrten an seinen Hof. Er selbst strebte unablässig seinen Geist auszubilden durch den Umgang mit gelehrten Männern. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, besonders gut lateinisch. Er besaß eine eindringende, natürliche Beredsamkeit, und in seinem Ausdruck lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen. Er war ein guter Gesetzgeber, machte die vortrefflichsten Anordnungen, und sorgte auch für ihre Vollziehung. Seine Söhne mußten dem Volke ein Beispiel des Gehorsams und der Unterthänigkeit abgeben. Mit großem Fleiße ließ er seine Kinder unter seiner Aufsicht erziehen, und in allem für sie Wissensnöthigen unterrichten. Einen seiner Söhne, der sich wider ihn empörte, machte er zum Mönche und ließ ihn in das Kloster St. Gallen sperren. Zwei andere Söhne starben noch vor ihm, und nur Einer, Ludwig, überlebte ihn.

Für das Wohl seines Reiches war Karl der Große Tag und Nacht beschäftigt. Man erzählt, daß er unter seinem Schlafkissen beständig eine Schreibtafel hielt, damit er, wenn ihm zum Besten seines Reichs in schlaflosen Nächten etwas einfiel, es sogleich aufschreiben konnte.

Nach der Entsetzung Tassilos vom bayerischen Throne, ging Karl selbst nach Regensburg, der damaligen Hauptstadt des Reiches, um in eigener Person diejenigen Einrichtungen zu veranstalten, welche für die Sicherheit des Landes die nöthigsten waren. Bayern schien ihm für seine weitern Pläne eine sehr wichtige Provinz, er ging daher bei der Organisirung derselben sehr behutsam zu Werke, und änderte, um das Volk nicht aufzureizen, in der alten Verfassung so wenig als möglich. Nur die erklärtesten Anhänger des Tassilo wurden aus dem Lande verwiesen, sonst Niemand in seinen Rechten und Besitzungen gestört. Den Geistlichen waren die früheren Schenkungen nicht nur bestätigt, sondern auch ansehnlich vermehrt. Kirchliche und bürgerliche Ver-

fassungen, Bisthümer und Gauen blieben wie bisher; nur der Herzog wurde nicht mehr ersetzt; an dessen Stelle trat er selbst. Als Statthalter setzte er den Grafen Gerold von Bussen aus Allemanien, einen Bruder der Königin Hildegard, und verlieh ihm große Besitzungen zu Lehen.

Die von Tassilo aufgereizten Avaren rückten zahlreich bereits vor. Karl hatte hievon kaum Kunde erhalten, als er mit größerer Macht, als bisher geschehen, gegen sie zu Felde zog, um diese ewigen Feinde aller Kultur für immer aus dem Reiche der Völker zu vertilgen. Zu Regensburg und Umgegend sammelte sich das Heer als Karl ankam und Befehl zum Aufbruch gab. Karl liebte schnelle Ausführung und drängte die feindlichen Horden zurück. Das Kriegsheer ging in die Winterquartiere, er selbst mit seinen Franken und Bayern nach Regensburg. Da beschäftigte ihn der Gedanke der Herstellung eines Kanals, vermöge welchem die Donau mit dem Rhein verbunden werden könnte. Es war im Sommer 793, wo auf Karls Befehl seine in Bayern kantonirenden Soldaten das Schwert mit der Schaufel vertauschen mußten. Der Kaiser selbst begab sich an den Ort, wo gemäß sacherfahrner Männer die Verbindung zwischen der Altmühl und der Rezart mittelst eines Kanals bewerkstelligt werden könnte; allein so weit man auch schon daran gekommen war, so hinderte den großen Karl doch an der Vollendung dieses Kanals der ausgebrochene Sachsenkrieg. Je mehr sich seine Macht ausbreitete, desto mehr sann er darauf, den von seinen Vorfahren gemachten Plan, das abendländische Kaiserthum wieder herzustellen, auszuführen. Es gelang ihm auch. Er wurde am Weihnachtsfeste des Jahres 800 von dem Papste Leo III. zu Rom unter dem allgemeinen Frohlocken Italiens und der ganzen Stadt zum Kaiser gekrönt. Bisher war er nur Beschützer der Römer und des Papstes, jetzt erkannten sie ihn feierlich als ihren Oberherrn. Er wußte sich seine neuen Unterthanen theils durch Freigebigkeit gegen die Kirchen, theils durch weise Verordnungen und Anstalten, die er zum Besten Italiens machte, zu verbinden. Karl beherrschte eine große und weitläufige Monarchie, die nur durch einen Geist, wie der seinige war, konnte erhalten werden. Viele Völker

standen unter seinem Scepter, von denen eines das andere beneidete oder verachtete. Er hatte keine so große Armeen, wie die Fürsten unserer Zeit, und dennoch bezwang er viele Völker durch die Gewalt seiner Waffen. Seine Herrschaft mußte er mit dem Adel und der Geistlichkeit theilen, und doch regierte er immer glücklich und unumschränkt.

Da ihn in seinem hohen Alter seine zunehmende Schwäche ahnden ließ, daß sein Lebensende nicht gar fern mehr sein könnte, so nahm er ihm Jahre 813 seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten an. Er starb auch im folgenden Jahre den 28. Jänner im zwei und siebenzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens, und im sieben und vierzigsten seiner Regierung. Er schied mit Ahnungen und Furcht, daß sein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerstehen würde, und diese Ahnung bestätigte sich auch in der Folge. Sein Leichnam wurde zu Aachen in der daselbst von ihm prächtig erbauten Mariäkirche beigesetzt, sein Geist aber von nachfolgenden Päpsten Paskal und Alexander III. in die Zahl der Heiligen gesetzt.

Die Geschichte Karl des Großen lehrt uns, was ein großes Talent unter den Völkern vermag, wenn es Macht besitzt, und selbe auch gut anwendet; aber seine Nachkommenschaft lehrt uns auch, daß die ausgebreitetste Macht bei der geringen Einsicht des Regenten zerfällt. So war auch schon Karls Urenkel des Reichs entsetzt, und mußte verachtet und verlassen von der Welt scheiden.

M.

Eginhard und Emma.

Historische Darstellung aus dem Familienleben Kaiser Karl des Großen.

Mit dem Anfange des neunten Jahrhunderts hatte das unerforschliche Schicksal die seltene Laune, das erste und größte Genie jenes Zeitalters zum Regenten des größten und mächtigsten Reiches zu erheben, um durch

ihn den Thron Augusts auf deutschem Boden (den einst von Römern genannten Wohnsitz der Barbaren) zu verpflanzen, und zugleich bei dem Beginne einer neuen Epoche, allen künftigen Besitzern der Kaiserkrone ein glänzendes Vorbild der Nachahmung aufzustellen. Den Großen nennt die Geschichte so manchen Fürsten, aber keiner war noch dieses Beinahmens würdiger, als Karl der Erste; der Erste seines Namens und seiner Würde. Groß war er als Regent, als Held, als Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Glänzend und wohlthätig für Zeitgenossen und Nachkommen war seine Regierung; jede seiner Unternehmungen war mit dem Stempel eines hohen Geistes bezeichnet, und wenn er doch als Mensch der Menschenschwäche sich nicht ganz entledigen konnte, so war es einzig da, wo Religionseifer ihn manchmal bis zur Härte verleitete. Allein seine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Christenthums bestand nicht in kleinlicher Intoleranz, sondern in dem weisen Zweck, durch die reine Moral desselben zu sittlich bessern Menschen seine Unterthanen zu bilden. Darum errichtete er so viele Schulen und Bisthümer, und gebrauchte, da alle gelinderen Versuche mißlangen, das Schwert, die Götzenbilder der heidnischen Sachsen zu zertrümmern, deren Altäre mit dem Blute von Menschenopfer besudelt waren.

Was Karl als Regent und Eroberer unternahm, haben mehrere berühmte Schriftsteller glänzend beschrieben; der Gegenstand dieser Erzählung ist also nur ein Ereigniß seines häuslichen Lebens, wo er im Innern seines Palastes als Vater handelte, und sich auch da nicht minder groß als auf dem Kaiserthrone bewies.

Karls geliebteste Tochter war Emma, das schlanke, blondlockige Mädchen, deren großes, blaues Auge der klare Spiegel einer schönen Seele war. Er liebte sie um so inniger, da er an ihr die Erbin seiner Geistes- und Herzensschätze erkannte, indeß er an seinen Söhnen, mit wehmüthigem Blicke in die Zukunft, hieran eine traurige Dürftigkeit bemerkte. Karl, der wärmste Freund und Verbreiter der Wissenschaften, der großmüthigste Unterstützer ihrer würdigen Pfleger, beschloß, Emma's Seele mit eben so vielen Vollkommenheiten zu schmücken,

als die Natur ihren Körper durch die Hände der Grazien mit allen weiblichen Reizen zierte.

Um diesen Zweck zu erreichen, ward ihr der Unterricht der gelehrtesten Männer seines Hofes zu Theil. Unter denselben befand sich auch Eginhard, der Geheimschreiber des Kaisers, ein junger schön gebildeter Mann, dessen Geistesfähigkeiten und besondere Talente unter seinen Zeitgenossen, wie der Mond unter den Sternen, glänzten. Durch Rechtschaffenheit und seltene Verdienste hatte sich dieser Abkömmling eines armen Ritters aus dem Schooße ruhmloser Dürftigkeit empor geschwungen, daß er mit den wichtigsten Geschäften beehrt, Karls Liebling, der unentbehrlichste seiner Vertrauten ward. Nie mißbrauchte er, wie so viele Fürstengünstlinge, des Kaisers Zutrauen; denn sein Herz war eben so gerade und bieder, als groß die Fähigkeit seines Geistes. Unbestechlich in seiner Gerechtigkeit, unerschütterlich in seiner Treue, und durch eisernen Fleiß gewann er Schlachten und Länder durch die Züge — seiner Feder; er rettete oft tausende von Menschenleben, und nützte so dem Vaterlande und seinem Fürsten mehr, als der Erste seiner Helden.

So manche schwere, verworrene, ermüdende Geschäfte hatte Eginhard glücklich vollendet; aber keines derselben war für ihn so gefährlich, als der Befehl Karls, die schöne Emma in der Geschichte und Staatenkunde zu unterrichten. Hier — hier war es, wo jener das erste, das einzige Mal die Pflichten gegen seinen Fürsten und Wohlthäter vergaß. Das schönste der Mädchen war Emma, der schönste der Männer war Eginhard am Hofe des Kaisers. Denket Euch, zärtliche Schönen! denket Euch, gefühlvolle Jünglinge! die Lage dieser Beiden. — Harmonisch waren alle Saiten ihrer Herzen gestimmt, gleich erhaben war der hohe Schwung ihrer Geister. Er fand sich in ihr, sie fand sich in ihm. Täglich sahen sie sich, täglich konnte Seele an Seele sich schmiegen. — Und — wer ist so mackellos, sie verdammen zu können, wenn endlich die allmächtige Liebe die Schranken kalter Pflicht zerbrach, und den kühnen Sprung über den weiten Abgrund des Standes wagte.

Lange kämpfte Eginhard einen harten fürchterlichen Kampf. Schaudernd überdachte er seine Verbindlichkeit

gegen Fürsten und Wohlthäter — die Gefahren — die Folgen — die Zukunft. Fest war sein Entschluß zur Standhaftigkeit, beinahe errungen der Sieg der Vernunft. Wenn aber dann wieder die Lehrstunde schlug, ihm bei seinem Eintritte der Sonnenblick ihres freundlich lächelnden Auges entgegen strahlte, bei einem Nerven durchbebenden Händedruck der Grazienmund ihm ein himmlisch süßes Willkommen entgegen lispelte — da schwanden alle Vernunftschlüsse wie Irrwische dahin, und das schwache Herz behauptete seine Rechte, Immer schwächer und schwächer wurde der Wiederstand; endlich erhielt die Liebe einen vollkommenen Sieg. Eginhard vergaß den Diener, Emma die Prinzessin; die Scheidewand des Ranges stürzte zwischen ihnen zusammen. Eine schönere Natur blühte nun um die Ueberglücklichen her. Gleichsam aufgelöset, wie zusammengedrängt ihr ganzes Wesen in das einzige mächtige Gefühl der Minne, schwand die ganze Schöpfung von ihren Sinnen, und sie begannen ein neues Dasein. Vergangenheit, Verhältnisse, Gefahren, Zukunft, alles verwischte Liebe von der Tafel ihres Gedächtnisses, und im seligen Vollgenusse der Gegenwart vergaßen sie eine Welt. — Emma sah und hörte nur ihren Eginhard, dieser hörte und sah nur seine Emma.

Die Stunden des Unterrichts wurden dem Wonnegenusse der Umarmungen geweiht, und obschon Letztere in dieser glücklichen Theilung immer den größern Antheil errangen, so machte doch die liebende Schülerin unter der Anweisung eines se interessanten Lehrers die herrlichsten Fortschritte zu wissenschaftlichen Kenntnissen. Der ganze Hof erstaunte nun eben so sehr über die Gelehrsamkeit, als er bisher die Schönheit der Prinzessin bewunderte. Der arglose Karl überließ sich ganz den Empfindungen der Vaterfreude, und überströmte seinen Geheimschreiber mit Wohlthaten. Nach einem Jahre erklärte er, daß nun seine geliebte Tochtee bei dem gesammelten Reichthume ihrer Kenntnisse, keines ferneren Unterrichts mehr bedürfe. Ein Blitzstrahl, so das Gebäude ihrer Seligkeit zerschmetterte, war diese Erklärung des Kaisers den Liebenden. Nun erkannten sie zuerst, daß der blinde Knabe in dem mit Rosen und Myrthen umkränzten Goldbecher nicht immer Honig nur, sondern

auch Wermuth seinen Sklaven reiche. Das Feenschloß ihrer Freuden zerstiebte in der Luft, der Spielraum ihrer zärtlichen Gefühle verschwand; nimmer schlug sie, die selige Stunde, welche den liebenden Lehrer in die Arme der liebenden Schülerin rief, wo dann Amors wohlthätige Hand an jedem Tage die Glücklichen mit neuen, immer süßer duftenden Blumen bekränzte.

Mit dem Ende des Unterrichts verlor Eginhard auch die günstige Gelegenheit, seine fürstliche Geliebte ohne Zeugen zu sehen und zu sprechen. Der Nimbus ihres hohen Standes umgab sie nun beständig. Vergönnte ihm auch manchmal das Glück, sie auf einige Augenblicke zu sehen, so waren doch stets hundert Augen und Ohren bereit, Belauscher und Verräther ihres Geheimnisses zu werden. Kaum wagten es ihre Seelen, durch einen flüchtigen Feuerblick ein leises: Ich liebe Dich! sich manchmal zuzuwinken. Schon vier Wochen, für sie vier Menschenalter, fesselte dieser marternde Zustand die Herzen der Liebenden mit Höllenqualen. Die Getrennten befanden sich jetzt in einem Zustande, wie jene gefallenen Engel, als sie aus dem Wohnsitze des Lichtes in das Reich der Finsterniß hinabgeschmettert wurden. Freudenlos verschlichen ihre Tage, ohne Schlummer ihre Nächte, rastlose Folterschmerzen einer glühenden — unbefriedigten Sehnsucht befielen sie.

Es ist eine alte Erfahrung der Menschenbeobachter, daß das Weib unternehmender in der Liebe, der Mann aber thätiger in der Freundschaft sei. Dies bewies auch Emma. Einst als Eginhard nach lästigen Tagesgeschäften in der Abenddämmerung einsam auf seiner Kammer saß, und seine Seele auf den Flügeln der geschäftigen Fantasie den Gegenstand all' seiner heißesten Wünsche umschwebte, pochte es leise an seiner Thür. Eine Dienerin brachte ihm eine himmelblaue mit Silber gestickte Schärpe als ein Geschenk der Prinzessin. Mit Entzücken empfing der Liebende diese Gabe seiner Geliebten. Kaum hatte das Mädchen, reichlich beschenkt seine Kammer verlassen, so drückte er die Binde an sein Herz, an seinen Mund — feuriger, inniger, als die fromme Nonne die Reliquie ihres Ordensstifters. Glückliches Wesen, du kommst von ihr, ihre Hände haben dich berührt, ihre Augen ruhten auf dir, ihrer Seufzer süßer Hauch hat

dich geweihet; dieses Kunstwerk ist eine Gabe ihres Herzens, geschaffen, Paradiese zu verschenken! So schwärmte Eginhard, und indem er jedes Fleckchen oft und wieder betrachtete, bemerkte das fein sehende Auge der Liebe, daß die Stickerei schön und künstlich verschlungene Buchstaben in griechischer Sprache enthalte. Er forschte und forschte und las endlich die Worte: „Hast du Muth? Um die Mitternachtsstunde öffnet sich mein Schlafgemach.“ Nur Liebende können es fassen und fühlen, was jener Liebende in diesem Augenblicke empfand. „Ich werde sie sehen! ja sehen werd' ich sie!“ — Dieß waren jetzt Eginhards Gedanken und Worte. Seiner Sinne nicht mächtig, hätte er in der Freudetrunkenheit die Wände seines Zimmers umarmen — hätte der ganzen Natur seine Wonne zujauchzen mögen.

Indessen verdunkelte sich der goldverbrämte Abend immer mehr und mehr. Die Nacht breitete allgemach über Burg und Stadt ihren schwarzen Teppich aus. Emma brachte die Abendstunden in Gesellschaft ihres Vaters zu. Nach geendigter Abendtafel eilte sie unter dem Vorwande einer kleinen Unpäßlichkeit früher als sonst in ihre Wohnung, welche sich in einem Seiten-Gebäude des kaiserlichen Palastes, dem des Vaters gegenüber befand. Kaum hatte sie ihr Zimmer betreten, als sie sich zuerst bei der getreuen Dienerin um die richtige Bestellung ihres Geschenkes erkundigte, und dann alle ihre Dienerinnen zur Ruhe entließ.

Aber für die Liebenden gab es keinen Schlaf — keine Ruhe. Ungeduldig, voll süßer Fantasien und Hoffnungen, wünschte Eginhard sich Hände, die bis an den Himmel reichten, um die Gestirne von ihrer Stelle schneller fortrücken, um die Ankunft der Stunde seines Glückes beschleunigen zu können. — Im weißen Nachtgewande, von ihren aufgelösten Locken umwallt, lag Emma unruhig harrend auf ihrem Ruhebette. Hoffnung und Furcht, Freude und Angst durchrieselte jetzt mit heißem, dann mit kaltem Schauder ihre schlanken Glieder. Sie wünschte den Schlag der glücklichen Stunde – und bebte doch vor ihrer Annäherung.

In diesem Zustande, mit diesen Gefühlen brachte sie die zehnte — so die eilfte Stunde zu. Eine düstere

Lampe schimmerte vor einem schönen Magdalenenbilde, dem Meisterwerke eines griechischen Künstlers. Eine zierliche Abschrift von Ovids Elegien, Eginhards Geschenk, lag auf dem Nachttische, und darin die interessantesten Stellen mit welken Vergißmeinnicht-Blümchen bezeichnet. — Endlich tönte sie langsam, die Mitternachtsstunde, durch die feierliche Stille. Mit dem ersten Ton durchfuhr sie etwas, wie ein elektrischer Schlag. Sie raffte sich geschäftig auf, wankte bebend mit heftig pochendem Herzen zur Thür, und zog langsam und lauschend den Riegel zurück. Sie spähte und horchte; ha, leises Geknister! — Knarret nicht, ihr Angeln! Jetzt öffnet sich die Pforte. — Er kommt — er kommt, der Geliebte!!! Die Thüre schließt sich wieder, ohne Geräusch fährt der Riegel vor. — Emma! meine Emma! — Eginhard! mein Erwählter! — Sie stürzen einander in die Arme. — Engel des Himmels, sprach Eginhard, behaltet eure Paradiese; hier bin ich seliger als ihr!

Eginhard. Emma! Geliebte! ist es wahr ich habe Dich wirklich wieder? O es ist mir wie ein Traum! Aber so süß, so selig ist er, dieser Traum, daß ich Jahrhunderte ihn fortträumen möchte.

Emma. Ja, mein Trauter! wohl ist es nur ein Traum; flüchtig sein Dasein; kaum ein einziges schnell vorüber gleitendes Stündchen seine Dauer.

Eginhard. So laß uns dem Rade der Zeit in die Speicher fallen, und die so schnell enteilenden Secunden zum Genusse unseres Glückes aufhalten. Emma! liebst Du mich! Ich weiß, Du liebst mich, aber sag' es mir! Alle Harmonieen der Tonkunst liegen in den melodischen Worten: Ich liebe dich! wenn sie sanft von deinen Lippen lispeln, und gleich Balsam mit wohlthätiger Heilkraft in die Seele meiner blutenden Seele träufeln.

Emma. Ob ich dich liebe? Liebt diese Erde die Sonne, von der sie Leben und Wärme erhält? Könnt ich Sprache diesen einsamen Wänden geben, sie würden Dir erzählen von meinen gramvollen Tagen, von meinen traurig durchwachten Nächten, von meinen Seufzern, von meinen Thränen um Dich! Mein Eginhard! Du mir Alles; Du das Leben meines

Lebens, das himmlische Ziel all meiner Hoffnungen und Wünsche! Alle Diademe meines Vaters geb' ich um den Besitz deines Herzens; denn der Strahl irdischer Kronen ist zu schwächlich, Thränen der Liebe zu trocknen.

Eginhard. Aber werden diese Gesinnungen nie von ihrer Kraft verlieren und dauerhaft sein? Emma! ich zittere vor der Zukunft! Was wird aus unserer Liebe werden? Könige und Fürsten werben um die Hand der schönen Kaiserstochter —

Emma. Und die Kaiserstochter wird Emma — Eginhards Geliebte bleiben.

Eginhard. Des armen macht- und würdelosen Stiefsohnes jener eigensinnigen Göttin: Glück genannt!!

Emma. Hast Du wohl Ursache, aufgebracht gegen Natur und Schicksal zu sein? Dieses edle, fühlende, für alles Schöne und Gute empfängliche Herz ist Dein Königsschatz, diese erhabene, allumfassende, mit so vielen Kenntnissen bereicherte Seele Dein Diadem. —

Eginhard. O wie wenig gelten diese Schätze in einer Welt, wo das Gesicht des Pöbels zu kurz ist, Schein von Wirklichkeit zu sondern, wo nur des Zufalls Gaben geschätzt, gesuchet werden!

Emma. Du hast mich in der Geschichte unterwiesen. Wie oft kamen wir auf Beispiele, daß Männer durch Muth und Talente sich aus dem Staube der Niedrigkeit zur höchsten Sternenhöhe des Ruhmes emporschwangen. Große Zwecke bedürfen großer Mittel. Fasse Dich, Geliebter! Bedenke Deine Jugend, Deine Kräfte! Günstling und Vertrauter des mächtigen Karl! Hinan geht dein Pfad. Dringe nur muthig weiter; dort am Ziele erwartet Dich — Emma.

Eginhard. Emma! Vollkommenes Meisterstück des Schöpfers! Sei Du mein Schutzgeist! Alles — alles wag ich um Dich.

Emma. So, mein Eginhard! Bleibe standhaft und schiffe entschlossen fort, bis du den Hafen der Verdienste und des Glückes erreichst. Nütze, vermehre die Gunst meines Vaters durch große rühmliche Verdienste; er ist eben so erkenntlich als gerecht. Bei dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, welches du hier siehst, schwör' ich Dir: nie soll diese Hand einen Andern zu Theil werden! Ich betrachte mich als ewig die Deine. Wenn Du einst

am erreichten Ziele stehen wirst, dann will ich öffentlich auftreten und der Welt zurufen: Emma belohnet mit ihrer Hand Eginhard, den treuen Diener ihres Vaters, die Stütze und Zierde des Vaterlandes.

Eginhard. Wenn ich aber bei dem rastlosen Bestreben, bei allem Ringen unterläge? Wenn Zufall, wenn Zeit, wenn Verhängniß —

Emma (einfallend). Dann bleiben uns noch diese Herzen, dann gibt es noch eine bessere Welt zur Heimath für unsere Liebe!

Ewige Treue, Standhaftigkeit in allen Gefahren und Schicksalen schwuren sie sich nun wiederholt vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers.

Der Schlag der zweiten Stunde nach Mitternacht erinnerte sie an die traurige Nothwendigkeit der Trennung. Sie bestimmten in Eile die Nacht des Wiedersehens, und schieden endlich unter Weinen und Schluchzen. Emma geleitete ihren Geliebten bis an die äußere Pforte. —

Nicht wenig groß war ihr Schreck, als sie bemerkten, daß während der zwei glücklichen Stunden ein neu gefallener Schnee das Pflaster des Hofes bedeckte. — Was war zu thun? Sie zitterten bei dem Gedanken, daß es leicht möglich wäre, durch die Spuren männlicher Fußtritte vor Emma's Gemach in ihrer nächtlichen Zusammenkunft verrathen zu werden. Sie sannen her und hin. — Endlich, nach langem Sinnen, kam das liebende Mädchen auf einen Entschluß, den hernach, Jahrhunderte später, auch die Weiber von Weinsberg vollzogen. Durch die Liebe gestärkt, faßte Emma ihren Erwählten auf — den Rücken, trug ihn so in tausend Aengsten über den Burghof zu seiner Wohnung, und eilte dann wieder zurück.

Der große Karl, von hohen Planen, von Sorgen für das Wohl der Millionen seiner Unterthanen beunruhigt, hatte eben, wie so oft, eine schlaflose Nacht. Er verließ das Bett und setzte sich an's Fenster, wo der Mond zwischen vorübergleitenden Wolken freundlich auf ihn niederstrahlte. Lange saß er so, versunken in tiefe Gedanken, als er zufällig seine Augen gegen die Wohnung der Tochter wandte. Eben überlegte er, welcher

wohl aus Deutschlands Fürsten am würdigsten sei, diesen Gegenstand seiner zärtlichsten Vaterliebe als Gattin zu besitzen, als er unten im Hofe jene Scene entdeckte, die er beim ersten Anblicke für ein Traumgesicht hielt. — Die Thüre öffnete sich und er sah jenen sonderbaren Auftritt; er erkannte an der Lastträgerin — die Prinzessin.

Er spähte, rieb sich die Augen, spähte wieder, und wußte noch nicht, ob er träumte oder wache. Da er aber endlich auch die Zurückkehr seiner Tochter deutlich wahrnehmen konnte, da schwanden seine Zweifel, und der heftigste Unmuth bemächtigte sich seiner Seele. Rasch klingelte er seiner Dienerschaft, gab Befehle, Wachen vor Emma's und Eginhard's Wohnung aufzustellen, und mit anbrechendem Tage seine getreuesten Räthe zu versammeln. Eine martervolle Unruhe kochte Höllenqualen in seinem Busen; der beleidigte Stolz des größten Regenten auf dem Erdenrunde kämpfte grausam mit dem Vaterherzen Bald wankte die Schale der Waage seiner Entschließungen dort — bald dahin. — Unter diesen stürmischen Gefühlen bei diesem Drange in seinem Innern erschien endlich der erwartete Tag. Es kam ihm die Nachricht, daß seine Räthe versammelt ihn erwarteten. Unschlüssig, schweigend und düster ging er in den Saal, setzte sich unter den Thronhimmel, und nach einer langen feierlichen Stille begann er die Worte:

Karl. Ihr würdigen Stützen meines Thrones! nicht als Fürst und Richter — als Kläger, als gekränkter Vater erscheine ich heute in eurem Kreise. Ein ehrloser Bösewicht hat meine Gnaden und Wohlthaten mit schändlichem Undanke vergolten, hat den Ruhm meines Hauses befleckt, mein fürstliches Blut verunreinigt — hat meine Tochter geschändet. Ich selbst bin Augenzeuge des Verbrechens — und aus eurem Munde erwarte ich jetzt das Urtheil. (Die Räthe erblaßten. Karl gab einen Wink, und Eginhard und Emma wurden hereingeführt.)

Emma (stürzt schluchzend zu den Füßen Karls). Mein Vater! (Sie umschlingt seine Knie.)

Karl. Zurück! Du hast keinen Vater mehr. Hier sind deine Richter; ich klage dich als ehrlose Buhlerin an; vertheidige dich, wenn du kannst.

Eginhard (fällt auf ein Knie). Emma ist unschuldig — ich — ich allein bin der Verbrecher, ich ihr Verführer!

Emma. Nein! — nein, mein Vater! glaubt es nicht. Auf mir allein liegt die ganze Schuld. Nie hätte Eginhard seine Pflicht verletzt, nie es gewagt mir zu nahen, wenn ich ihn nicht gereizt, wenn nicht ich ihn angelockt hätte.

Karl. Beide seid ihr schuldig — Beide sollt ihr den Lohn eurer Frevelthat empfangen!

Eginhard. Bei der Barmherzigkeit des ewigen Richters! Größter, gerechtester der Fürsten, nehmt Euer Urtheil zurück. Begeht nicht die erste Ungerechtigkeit gegen Euer eigenes Blut. Ich bin strafbar — mich opfert Eurer gerechten Rache! Uebergebt mich dem Blutgerüste, laßt neue Todesqualen ersinnen — nur schonet, schonet Eures Kindes! Verzeihung und Gnade Eurer schuldlosen, geliebten Tochter!

Emma. Bei dem Martertode des heiligsten Erlösers — hört ihn nicht! Laßt nicht unschuldiges Blut vergießen, das einst zum Himmel um Rache schreien — Euch am großen Tag des Weltgerichts entgegenströmen würde. Ich bin die Verbrecherin. Liebe machte mich zu seiner Verführerin. Frei gesteh' ich es! Noch lodert diese Flamme in meinem Herzen, und wird nur mit meinem letzten Hauche erlöschen.

Karl. (Er bemüht sich, die heftigen Bewegungen seiner Seele zu verbergen.) Ihr Edlen, das Verbrechen ist erwiesen. — (Mit erzwungener Gelassenheit.) Sprecht das Urtheil.

Die Richter nach einer Pause einstimmig: Das Henkerschwert für den Verführer! Den Nonnenschleier für die Verführte.

Emma. Nein — nein! Eginhard! ich sterbe mit Dir. (Sie fliegt an seinen Hals und umranket ihn mit aller Kraft ihrer Arme. — Alle Richter sind gerührt).

Karl betrachtet eine Weile diese Scene mit scheinbarer Gelassenheit; endlich drängt sich eine unwillkührliche Thräne des Mitleids in sein Vaterauge, und er

spricht mit gebrochener Stimme: Ich bin der Beleidigte. Mir, Ihr Edlen! überlasset nun auch die Vollziehung des Urtheils. — (Er geht langsam und feierlich vom Throne herab, und legt seine Hände auf Emma's und Eginhard's Haupt.) Ich verzeihe Euch! — Stummes entzückenvolles Staunen erfüllt die Halle. Nach einer Pause spricht er zu Eginhard: Da — nimm deine Trägerin! Ihre Strafe sei, dich dein ganzes Leben hindurch zu tragen. (Zu den Richtern): Was staunt Ihr Männer? Ist es mir nicht leichter, diesen Menschen zu einem Stande zu erheben, daß er der Hand meiner Tochter würdig sei, als dieser das verlorne Kleinod der Ehre wieder zu verschaffen? Dir, Eginhard! gebe ich meine Tochter zur Gattin, indem ich dich hiermit zum Grafen und zu meinem Kanzler erhebe. — Heil dem großen — Heil dem edlen Karl! scholl es jetzt von allen Lippen. Die Liebenden stürzten zu seinen Füßen, und Freudenthränen stürzten aus ihren Augen.

Der erhabene, der große, wahrhaft große Karl beschenkte seinen Eidam mit einträglichen Ländereien, und dieser leistete ihm und dem Vaterlande in der Folge die größten und wichtigsten Dienste. Emma war sein Schutzgeist, Emma seine Leiterin zu allem Guten und Edlen. Eginhard's Dankbarkeit erstreckte sich bis über die Schwellen des Todes in die Gefilde kommender späterer Jahrhunderte; denn durch seine Lebensbeschreibung dieses großen Regenten, welche noch jetzt mit Vergnügen und Bewunderung gelesen wird, errichtete er demselben ein unzerstörbares Erdendenkmal.

Möchten doch alle Fürsten diesem Karl — möchten doch alle Fürstengünstlinge diesem Eginhard gleichen!!! K.

Der Guckkasten-Mann will nun noch einige Erläuterungen zu dem Leben des berühmten Eginhard beifügen. Derselbe war, wie oben erwähnt, geheimer Sekretär Kaiser Karl des Großen, hatte die Oberaufsicht des kaiserlichen Palastes in Aachen, war ein Schüler Alkuins, (geheimer Rath und vertrautester Freund

Kaiser Karls) und ältester Geschichtschreiber in Deutschland. Wegen seiner feinen Bildung und hohen Gelehrsamkeit wurde er ein Liebling des großen Kaisers. Seinem Vorschlage zufolge wurde die Basilika zu Aachen, der Palast zu Ingelheim und die Brücke zu Mainz erbaut. Kaiser Karl gebrauchte Eginhard zu wichtigen Sendungen. Im Jahre 806 mußte er nach Rom zu Papst Leo III., ihm das Testament zu überbringen, worin die Vertheilung der Reichsländer unter Karls Söhne enthalten und angeordnet war. Unter der Regierung Ludwig des Frommen zog sich Eginhard von den Staatsgeschäften zurück. Die Städte Mühlenstadt und Mühlenheim wurden ihm als Geschenk überlassen. In Mühlenstadt gründete er nachher ein Kloster und bewahrte daselbst die Reliquien des heiligen Marcellin auf. Das Kloster erhielt den Namen Seligenstadt, und lag im heutigen Großherzogthum Hessen-Darmstadt. Er selbst begab sich in das von ihm begründete Kloster und zog sich deßwegen von seiner Gemahlin Emma gänzlich zurück und erkannte sie nicht mehr als Gattin, sondern nur als seine Schwester an. Etwas später wurde er zum Abt von Seligenstadt erhoben. Emma starb im Jahre 836. Eginhards Sterbejahr wird verschieden angegeben; jedoch wird es zwischen 839—844 gewesen sein. Nach den Bollandisten soll 843, nach Urkunden, welche in Gent aufbewahrt sind, soll der 24. Juli 844 sein Sterbtag gewesen sein. Das Werkchen: Libellus de vita Caroli Magni, welches Eginhard herausgegeben hat, wird von den Geschichtskennern als ächt anerkannt und erschien zuerst im Jahre 1521 in Köln. Die beste Ausgabe soll von Pretz sein, welche 1830 in Hannover herausgekommen ist. Dieses Leben Karls soll Eginhard zwischen 817—820 verfaßt haben. Er hat noch mehrere historische Werke herausgegeben, wovon einige von den Geschichtsforschern als ächt, einige aber nur als unterschoben betrachtet werden. Ebenso soll der Plan Karls des Großen, den Rhein mittelst eines Kanals mit der Donau zu verbinden, wodurch eine Verbindung des deutschen Meeres mit dem schwarzen Meere erfolgt wäre, diese Idee auch zuerst von Eginhard ausgegangen sein, jedoch die Ausführung unterblieb nach Kaiser Karls Tod. Die Ausführung dieses großartigen Planes blieb

einem andern großen Manne vorbehalten, und zwar tausend Jahre später hat **Ludwig I., König von Bayern, der Gerechte und Beharrliche**, das Projekt Karls des Großen in Wirklichkeit gebracht. L.



Hans Sachs,

Schuster-Meister und Meister-Sänger in Nürnberg.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders in Nürnberg, wurde geboren am 5. November 1494. Seine Eltern waren sehr brav, fromm und rechtschaffen, und hielten ihn zur Furcht Gottes und Tugend an; er wurde auch in die lateinische Schule geschickt, welche er aber nicht lange besuchen konnte, weil er von einer schweren Krankheit überfallen wurde; nachher erlernte er das ehrsame Schuhmacher-Handwerk. Allein der Besuch der Schule blieb nicht fruchtlos und war Ursache, daß er sich von dem Treiben und Kneipen ordinärer Handwerksburschen zuückhielt, und seine größte Lust und Freude

an Büchern hatte, und sich von Leonhard Ronnenbeck, einem Leineweber und Meistersänger, im Meistergesang Unterricht geben ließ. — Der Meistergesang blühte damals vorzüglich in München, Nürnberg, Straßburg und Mainz.

Nachdem Hans Sachs das Schuhmacher-Handwerk erlernt und sich vielfach im Gesang geübt hatte, begab er sich auf die Wanderschaft und machte die Reise über Regensburg, Passau und Salzburg nach Hall und Innsbruck, sowohl um sich in seinem Handwerk bestmöglichst zu vervollkommnen, als auch die Welt zu sehen und sich im Meistergesang bestens auszubilden. In allen Orten, wohin er kam, besuchte er die Singschule, während viele andere junge Leute mit Spiel, Trunk und Liebschaften Geld, Zeit und Gesundheit verschwendeten, übte sich unser Hans Sachs im Gesang. Als er in Wels in Ober-Oesterreich in Arbeit stand, faßte er den Entschluß, sich der Dichtkunst, der edelsten Ergötzung, zu ergeben. Bald darauf wanderte er nach München, und hatte daselbst Gelegenheit, viele tüchtige Meistersänger kennen zu lernen, welche ihn ermunterten. Hierauf sagte er: mit der Hilfe Gottes will ich es wagen, anfangen zu dichten, und so wurde er endlich Dichter und Sänger.

Fünf Jahre war er auf der Wanderschaft, in welcher Zeit er die vornehmsten Städte Deutschlands besuchte; er kam, nebst den vorbenannten Städten, auch nach Wien, Frankfurt, Leipzig und Lübeck. Endlich kehrte er auf den Wunsch seines Vaters 1516 nach Nürnberg zurück, nahm ein Weib und nährte sich redlich vom Schuhmacher-Handwerk. Er besuchte die Jahrmärkte zu Frankfurt und einiger anderer Städte. Als nachher vom Papste ein Jubiläum ausgeschrieben wurde, machte er eine Wallfahrt nach Rom. — Er lebte mit seiner Gattin einundvierzig Jahre lang in einer sehr vergnügten Ehe, und hatte sieben Kinder; diese sind aber alle vor ihm gestorben. Als sein geliebtes Weib gestorben war, entschloß er sich im Jahre 1560 nochmals zu heirathen, und setzte sein Handwerk bis ins höchste Alter fort, so lange es seine körperlichen Kräfte gestatteten. Als seine Verstandeskräfte und sein Gehör bedeutend abnahmen, war er um Alles unbekümmert, was um ihn her vor-

ging. Zuletzt war ihm das liebste in frommen Büchern zu lesen, als z. B. in der Bibel und im Evangelium. Er starb am 25. Januar 1576. Die Nachwelt würde von unserm guten Hans Sachs nichts erfahren haben, wenn er neben dem Schuster-Handwerk nicht noch eine andere edlere Kunst erlernt hätte. Gerade die Dichtkunst, die er nur zur Erholung und Aufheiterung trieb, brachte seinen Namen auf unsere Zeiten, und bekränzte sein Haupt mit einem Lorbeerkranz.

Seine Gedichte sind sehr mannigfaltig, erhebend und ergötzlich. Er besang die heilige Jungfrau Maria, den lieben Heiland, auch zu Ehren der heiligen Katharina verfaßte er Gedichte. Er nahm den innigsten Antheil an den religiösen und politischen Ereignissen. — Die Reformation ergriff ihn mächtig, er besang Luther — die Wittenbergische Nachtigall hört man singen überall, — über Luthers Tod verfaßte er Trauergedichte; auch trug er nicht wenig bei, die lutherische Lehre in Erzählungen, Gesprächen und Liedern zu verbreiten. Obschon Hans Sachs gleich anfänglich ein getreuer Anhänger von Luthers Lehre war, so gehörte er jedoch nicht zu jenen Hitzköpfen und Poltergeistern, welche die katholische Kirche gleich über den Haufen werfen wollten; im Gegentheil, er war gegen Andersgläubige und Andersdenkende sehr duldsam und wollte, wie er sagte, keine Trennung von der alten Kirche, sondern nur eine Reformation, wodurch die alte Kirche von vielen Mißbräuchen, welche sich nach und nach eingeschlichen hatten, befreiet werde. Deßwegen war sein Wunsch, eine Reformation von Oben bis Unten, an Haupt und Gliedern, damit die alte Kirche wieder in ihrer ursprünglichen Einfachheit, Reinheit zur Freude Aller glänzen würde.

Hans Sachs legte seine ächt christliche Gesinnung gleich offen durch Aufführung einer Stelle aus den Briefen des heiligen Apostels Paulus dar, welche lautet: „Laßt uns Niemand ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde, sondern laßt uns in allen Dingen beweisen, daß wir Diener Gottes sind.“ — Sein wahrhaft frommes Gemüth spricht sich auch in seinen Fabeln, Erzählungen und in mannigfaltigen Liedern vorzüglich aus. Vor allem aber das schöne herzliche Lied: „Warum betrübst du dich mein Herz!“

das in mehreren protestantischen Gesangbüchern aufgenommen wurde, und schon so viele kleinmüthige, traurige und betrübte Seelen getröstet hat. Seine Ermahnungen gingen immer nach einem wahren christlichen Leben, und er geißelte mit derben Spotte die Gebrechen, Schwachheiten und Laster seiner Zeit, haßte alle Gewaltthätigkeit in religiöser Beziehung; er sagte immer, das Evangelium werde am besten durch Sanftmuth und Milde verbreitet.

Die Kunst zu dichten und zu reimen, verließ ihn selbst im hohen Alter nicht, und außer dem religiösen Stoffe bot ihm die Geschichte ihr reiches Füllhorn. In historischen Schriften studirte er am liebsten; sehr gerne las er die Geschichte der Griechen und Römer, und der neuern Völker in Uebersetzungen, und so erzählt er nicht bloß die Begebenheiten und Ereignisse der alten Zeit, sondern auch von seinen Zeitgenossen, immer in der Absicht, zu belehren und zu bessern; seine Allegorien, Legenden, Fabeln, Erzählungen zeigen oftmals treffenden Witz und Satyre, und verfehlen ihre Wirkung auf das Volk nicht.

Sein heller Verstand, sein offenes Auge fanden überall Stoff zur Darstellung; wohin er blickte und durch die beständige Uebung erlangte er eine ungemeine Fertigkeit im Reimen, so daß er im Ganzen mehr als sechs Tausend Lieder, Gedichte ꝛc. der verschiedensten Art verfertigt haben soll. Alle wurden sie nie gedruckt, obwohl mehrere Sammlungen erschienen sind. Unter den Melodien seiner Meistergesänge hat er viele selbst erfunden. Es zeigt sich jedoch bei allen seinen Gesängen, Gedichten u. s. w., daß es ihm an höherer Bildung fehlte, denn seine Darstellungen erheben sich selten über das Gemeine. Die Personen, welche er in seinen Werken sprechen läßt, reden alle die gemeine bürgerliche Sprache, und denken und handeln wie etwa die Nürnberger Bürger des damaligen Zeitalters, sogar wenn er sie als Götter, Helden oder sonst große Männer auftreten läßt. Er machte oft das Heilige gemein und das Laster stellte er in seiner ganzen Blöße und abscheulichsten Gestalt dar.

Unser guter Hans Sachs fühlte den Mangel der Erziehung, der Bildung, des Studiums und des Umganges

mit höheren Ständen sehr gut, doch betrachtete er die Dichtkunst als das schönste und vornehmste Geschenk des Himmels und schloß sein irdisches Dasein mit dem aufrichtigen Bekenntniß:

Gott sei Lob, der mir gesandt herab
So mitleidig die Gottesgab,
Als einem ungelehrten Mann
Der weder Latein noch Griechisch kann.

Durch seine rastlose Bemühung, den Meistergesang fortzuerhalten, blühte die Sängerschule in Nürnberg nach seinem Tode noch lange fort. Viele wurden durch sein Beispiel der edlen Kunst gewonnen, die zwar nur nachahmte, nicht selbst schuf. Doch es gilt noch immer das Wort des alten Meisters:

„Wer nicht dichtet,
Der singe sunst
Aus freier Kunst.

L.

Etwas aus Hans Sachs Schriften.

St. Peter und das Geislein. Als unser lieber Herr und Heiland einst mit St. Peter spazieren ging, war Peter sehr übel gelaunt und unwillig. Was ist dir denn heute wieder, sprach der liebe Heiland zu Peter, daß du so öde und mürrisch bist? Ei! ei! brummelte St. Peter vor sich hin, wenn ich Hergott wäre, wollte ich die Welt anders regieren, da sollte in kurzer Zeit Alles besser aussehen! Nun wohlan, sagte der liebe Heiland und Welterlöser, ich übergebe dir die Weltregierung auf einen Tag, da kannst du schalten und walten, belohnen und bestrafen, wie du willst, gerade als wenn du Gott wärest. Da trieb ein armes Weiblein eine Geise, ihr einziges Hab und Gut, auf die Weide, und empfahl die Geise dem Schutze des Herrn, daß sie am Abend glücklich wieder heimkomme; und nun muß Peter, der neue Weltregent, der Bitte des armen Weibleins willfahren, und den ganzen Tag die Geise hüten und beschützen, so daß er tausendmal froh war, als der Tag zu Ende ging und mit größter Freude das Weltregiment niederlegte, da ihm dieses einzige Geschöpf schon so viel zu schaffen machte.

Das Podagra, welches bisher nur bei reichen Leuten wohnte, ſagte e.nſt: „Ich will doch auch einmal bei gemeinen Leuten einkehren und ſehen, wie es da ausſieht,“ und ging in ein Bauernhaus hinein; als es in die Stube trat, wurde es ſogleich ſehr übel empfangen. Die Bauernknechte haben es ſogleich hart getreten und mit Füßen herumgeſtoßen, und der Bauer ſelbſt nahm ſeine große Peitſche und haute es erbärmlich aus ſeinem Bauernhauſe hinaus. „Ei,“ ſagte nun das Podagra, „ich ſehe nun ſchon ein, die Bauern mögen mich nicht, ich will nun in ein Handwerkshaus gehen; vielleicht geht es da beſſer,“ und ging nun in ein Schuſterhaus hinein. Als es in die Werkſtätte trat, fingen die fleißigen Schuſtergeſellen an zu lachen und ſpotteten über das Podagra; der Altgeſelle warf einen großen Leiſten nach ihm und als das Podagra in die Füße des Meiſters fliehen wollte, nahm dieſer ſeinen Knieriemen und peitſchte das Podagra zur Werkſtätte hinaus. „Ei, ei,“ ſagte nun das Podagra, „nun ſehe ich gut ein, in den Häuſern der gemeinen Leute kann ich keine Geſchäfte machen und finde nirgends Herberge; ich muß nun ſchon wieder bei Reichen zuſprechen“ Geſagt, gethan; es ſchlich ſich ſogleich in einen Palaſt hinein.

Seit dieſer Zeit wohnt das Podagra nur mehr in den Füßen vornehmer und reicher Herren, welche gut eſſen und trinken, wenig oder gar nichts arbeiten und beſtändig ein wollüſtiges Leben führen.

Adelheid von Burgund,

Gemahlin des deutſchen Kaiſers Otto des Großen,

Leiden und Freuden.

Wenn die gekrönten Menſchengebieter die Tage ihrer Herrſchaft weihen der hohen Beſtimmung Wohlſtand und Bürgerglück zu verbreiten, zu vermehren in den Ländern, die ihrem Scepter gehorchen, ſo verdienen ſie allerdings

in die Zahl der guten Regenten verzeichnet, von ihren Unterthanen gesegnet, von der Nachwelt gewürdiget zu werden; aber die Völker nicht nur physisch, sondern auch moralisch glücklicher zu machen, ihren Geist zu bilden, ihre Sitten zu verfeinern, ihren Nationalgeist zu erwecken, ihre Körper- und Seelenkräfte zur Erfüllung höherer Menschenbestimmung hinzulenken, und sie auf solche Art im Ganzen auf eine höhere Stufe der wahren Cultur empor zu leiten — dies ist die erhabenste, doch auch die schwerste Regentenpflicht, und wer sie erfüllt, wer es erreicht das hohe Ziel, der kann des schönen Lohnes versichert sein, daß der Genius der Menschheit seinen Namen mit goldenen Charakteren in das Buch der Unsterblichkeit schrieb.

Unter den Beherrschern der Deutschen, die sich auf solche Art unsterblich machten, behauptet Kaiser Heinrich der Erste, der, weil er sich eben mit dem Vogelfang beschäftigte, als man ihm die Nachricht seiner Erwählung brachte, der Vogler genannt wurde, einen vorzüglichen Rang. Barbarei und wilde Regellosigkeit hausten in Deutschland, als er den Thron Karls des Großen bestieg. Selbst der kriegerische Geist der Deutschen war vom Heroismus zur niedrigen Raubsucht herabgesunken, und ihr hochberühmter Freiheitssinn so entartet, daß sie sich nicht schämten, den Ungarn Tribut zu bezahlen. Heinrich befreite sie von dieser Schmach, schlug die Ungarn und Slaven, erbaute, befestigte Städte, und errichtete die Markgrafschaften als Gränzfestungen zum Schutze des Reiches. Aber sein herrlichstes Werk, wodurch er sein Reich fremder Dienstbarkeit entzog, jene Siege erkämpfte, und dem Heldengeiste seiner Deutschen neue Schwungkraft zu einem edleren Ziele gab, war die Errichtung der Turniere. Durch diese kriegerischen Spiele erhielt der deutsche Adel einen neuen Unterricht in der Kriegskunst, der seine guten Wirkungen sehr bald in den Kämpfen für das Vaterland erprobte. Auch moralische Zwecke wußte der gute Fürst damit zu verbinden. Die Turniergesetze schlossen Jeden von der Theilnahme an diesen Spielen aus, dessen Ehre durch irgend eine Unthat beflecket war. Jene romantische Tapferkeit des Mittelalters, jener deutsche Biedersinn, jene strenge Erfüllung des gegebenen Ehrenwortes, jene

schwärmerischen Minnedienste, jene zarte Behandlung der Frauen, jene Beschützung der Wittwen und Waisen, jene unwandelbare Treue in der Liebe und Freundschaft wurden durch die Turniere erzeugt, genährt, und tief gegründet in den Gemüthern des deutschen Adels. Selbst die Muse der Minnesänger verdankt den Turnieren ihre Altäre, ihre Priester. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die olympischen Spiele der Griechen dem klugen Regenten zum Vorbilde dienten, bei der Errichtung dieser deutschen Kampfspiele, die, weil er sie nach dem Zeitgeiste zu formen wußte, eben so mächtig auf den Charakter der Deutschen, wie jene auf den der Griechen einwirkten. Man kann sagen, daß sie nicht nur in der Kriegskunst, sondern noch mehr in der Denkungsart des Adels der meisten Staaten Europas eine große Veränderung hervorbrachten, weil sie alsobald in anderen Reichen nachgeahmt wurden; und da das Beispiel der Großen und Mächtigen mit magischer Kraft auf das Volk wirket, so wurde ein romantischer Geist der Ritterschaft allgemein verbreitet, der den Gesinnungen der Nationen einen gewissen poetischen Schwung gab, Wunder von Heroismus und Edelsinn hervorbrachte, aber die Völker zugleich in jene Stimmung versetzte, die es anderthalb Jahrhunderte später einem schwärmerischen Mönch möglich machte, sie in unzählbaren Heeren nach Asien zur Eroberung des Grabes ihres Glaubensstifters zu führen, wodurch Europa entvölkert ward, und besonders Deutschland große Veränderungen erfuhr. Man denke sich unsere kühnen, nervigen, kriegerischen, kampfgeübten Altvordern bei einem Turniere versammelt. Diese Pracht, diese Herrlichkeit, diese blinkenden Stahlgewänder, diese wiehernden Streitrosse, diese zarten Frauen und Jungfrauen geschmückt mit allen Reizen blühender Jugend und Unschuld, diese Würdigung der Tapferkeit und Kriegskunst, diese an Anbetung gränzende Verehrung des zarteren Geschlechtes, diese Auszeichnung der Sieger, diese Preisaustheilung durch die Hände der Schönsten der Schönen, diese Liebe und Tapferkeit preisenden Lieder der Minnesänger — welch einen tiefen, für das ganze Leben unaustilgbaren Eindruck mußten diese Erscheinungen alle auf das Gemüth des Jünglings bewirken, der von der einsamen Felsenburg seiner Väter, aus dem

Dunkel der sie umgebenden Wälder das erste Mal bei einem Turnier erschien, und dort die Herrlichkeiten der Welt, gleichsam in Einem Brennpunkte vereinigt, sich so bezanbernd entgegen strahlen sah! Alle schlummernden Kräfte seiner Seele mußten zu einem glühenden Thatendrange mächtig aufgeregt werden. Sich ebenfalls in solchen Kampfspielen auszuzeichnen, Preise aus weichen Schwanenhänden lieblicher Holdinnen zu empfangen, um den süßen Minnesold zu buhlen, und durch Heldenthaten sich die hohe Ehre zu erringen, in den Liedern der Minnesänger Unsterblichkeit zu finden, sah er nun für die höchste Bestimmung seines Daseins an. Hieraus entsprang jene romantische Lebensweise des Adels der Vorzeit, die uns in den Gesängen und Erzählungen der Dichter und Schriftsteller entwichener Jahrhunderte so wunderbar, so gemüthlich anspricht. Ulrich von Lichtenstein gab uns hiervon das lieblichste Bild. Wenn dieser edle Steiermärker nichts für seinen Regenten, sein Vaterland zu kämpfen hatte, zog er auf Abentheuer aus, wanderte von einem Turniere zum andern, und seine Lebensweise, die er uns so interessant darstellet, zeigt, daß diese Kampfspiele, weil sie fast in allen Ländern Europas bestanden, die erste Gelegenheit darboten, Völker mit Völkern durch freundschaftliche Gastfreiheit näher bekannt zu machen. Himmlische und irdische Minne, Gott und den Frauen zu dienen, Wittwen und Waisen zu schützen, waren der Ritterschaft heiligste Pflichten, die Heinrich der Vogler nicht nur dem Adel seines Reiches, sondern selbst seinen eigenen Söhnen zu erfüllen gebot. In der Erfüllung dieses Gebotes zeichnete sich vorzüglich sein großer Sohn und Nachfolger, Kaiser Otto der Erste aus, und zum Beweise dessen soll eine Episode seines thatenreichen Lebens der Gegenstand dieser Erzählung sein.

Das dunkelwaltende Verhängniß hatte das blühende Italien von jeher entweder zum Schauplatz innerer Kriege oder zum Zankapfel und Kampfplatz äußerer Mächte bestimmt. In einer solchen Lage befand sich dieß schöne Land auch im zehnten Jahrhundert. Hugo Graf von der Provence, den die Lombarden aus freier Wahl auf ihren Königssitz berufen, mit ihrer eisernen Krone geschmückt hatten, mußte, gleich seinen Vorfahren, gar

bald die Wandelbarkeit der Gesinnungen dieses unruhigen Volkes erfahren. Der endlosen Unruhen, der ewigen Empörungen müde, übergab er seinem Sohne Lothar die Regierung, kehrte in seine Grafschaft zurück, und verlebte den Rest seiner Tage, ferne vom niedrigen Weltgetriebe, alldort in einem einsamen Kloster. Unheilbringend war für Lothar das väterliche Geschenk der lombardischen Krone, deren Vasallen sich allgemein gegen ihn empörten, und, wider seinen Willen, Berengaren, den listigen, ränkevollen Markgrafen von Ivrea, zum Statthalter des Königreiches ernannten; ihn, der schon unter Hugo's Regierung an der Spitze der Rebellen stand, und der verdienten Strafe nur durch die Flucht nach Deutschland entging. Die Treulosigkeit seiner Unterthanen brachte Lothar bis zum Wahnsinne. Seine kummervollen Tage verkürzte Berengar durch Vergiftung, und bestieg nun den Thron, wozu er sich den Pfad durch Empörung und Königsmord eröffnet hatte.

Die staatsklugen Plane des verruchten Kronräubers gingen nun dahin, seinen Sohn Albert mit der Wittwe des Mannes zu verbinden, dem er in der Blüthe seiner Tage Reich und Leben gestohlen hatte. Doch Adelheid, die Königstochter aus Burgund, in der die Natur den schönsten Körper mit der schönsten Seele belebte, verabscheute ein Bündniß mit dem Sohne des Usurpators, der sie so früh zur Wittwe machte. Fruchtlos waren alle Bemühungen, alle Lockungen Berengars. „Nie wird die Wittwe Lothar's das weibliche Zartgefühl so tief verletzen, sich mit einem Geschlechte zu verbinden, daß ihrem ewig unvergeßlichen Gatten Krone und Leben raubte.“ Dieß war Adelheid's Antwort auf die erste Brautwerbung, und als Berengars Gesandte abermals erschienen, ward ihnen zur schönen Wittwe der Zutritt versagt. Als nun derselbe erkannte, daß er seinem Sohne die Hand dieser spröden Schönen durch gütliche Bestrebungen nicht verschaffen könne, entschloß er sich, nach gewöhnlicher Despotenroheit, sie mit Gewalt zu erringen. Mit einem ansehnlichen Heere erschien er vor Pavia, dem Wittwensitze der Königin. Noch einmal ließ Berengar sie auffordern, die Gattin seines Sohnes zu werden; doch das Blinken der Waffen von Tausenden schreckte Adelheiden nicht, sie blieb standhaft in ihrer

Weigerung. Eine Belagerung unternahm nun der verhaßte Brautwerber, und die heldenmüthige Braut übernahm selbst das gefahrvolle Geschäft, ihre Krieger in der Vertheidigung der Stadt anzuführen. Lange dauerte die Belagerung, tapfer kämpfte die Besatzung, von den bezauberten Reizen ihrer Gebieterin zum muthigen Widerstande entflammt. Doch endlich siegte die Uebermacht. Pavias Mauern wurdeu erstiegen, und die unglückliche Heldin, eines bessern Looses würdig, ward gefangen. Jetzt wähnte Berengar, die Besiegte würde sich glücklich schätzen, das früher Verschmähte anzunehmen; doch selbst das Unglück vermochte nicht, Adelheids Standhaftigkeit zu erschüttern. Mit festem Muthe sagte sie zu Berengar: „Wer meinem Gatten Thron und Leben stahl, kann auch mir Freiheit und Leben rauben, doch seines Sohnes Weib zu werden, kann keine Tyrannenmacht mich zwingen.“ Zürnend befahl der König, seine Gefangene nach dem festen Schlosse Garda, am See gleichen Namens gelegen, zu bringen, und dort in enger Verwahrung zu halten. Er hätte sie seinem Grimme geopfert, wär' ihm nicht bekannt gewesen, daß noch viele Herzen seiner Unterthanen die schöne, einst so wohlthätige Adelheid liebten, und hätt' er nicht gehofft, es würde mit der Zeit ihr harter Sinn in der einsamen Gefangenschaft doch endlich beugsamer werden. All' ihrer Dienerinnen, all' ihrer gewohnten Bequemlichkeiten beraubte man die Arme, und der einzige Gesellschafter, der sie in das Gefängniß begleiten, der auf dem Gardaschlosse neben ihr wohnen und sie täglich besuchen durfte, war Pater Adalbert, ihr Beichtvater, ein würdiger Priester des Benediktiner-Ordens von Monte Cassino.

Schon drei Monate schmachtete die junge Königin auf dem einsamen Gardaschlosse. Oft mischten sich ihre Thränen mit den Wellen des Sees, der unter dem Fenster ihres Gefängnisses dessen Mauern bespülte; oft vereinten sich ihre Seufzer, ihre Klagen mit dem Geräusche der Wogen, in die sich hinab zu stürzen oft ein mächtiger Drang ihr Herz ergriff, um dort Freiheit oder Tod zu finden. Der fromme P. Adalbert, dem es im ersten Monate allerdings gelang, seine geistliche Tochter durch Trostgründe der Religion zu beruhigen, fing nun an zu bemerken, daß seine religiösen Arzneien nicht mehr

zureichen wollten, ihrer kranken Seele genügende Stärke im Unglücke einzuflößen. Immer heftiger regte sich die Sehnsucht nach Freiheit und Lebensgenuß in Adelheids jugendlichem Gemüthe, das die Natur so empfänglich für Frohsinn und alle sanfteren und edleren Menschengefühle geschaffen hatte. Adelheid klagte wenig, aber Adalbert bemerkte die Wolken, die ihr holdes Antlitz umdämmerten; er sah oft ihre großen blauen Augen in Thränen gebadet, sah ihr stilles Hinbrüten und das schnelle Welken ihrer Jugendblüthen, die sonst ihr ganzes Wesen mit einem unnennbaren Zauber, mit einer Art überirdischer Glorie bekleidet hatten. Inniges Mitleid für die unglückliche Fürstin, die er väterlich liebte, fühlte sein Herz, und dieses Gefühl erweckte in ihm zuerst den Gedanken an Rettung. Lange überlegte, erwog er, ob vor dem Richterstuhle der Moralität und Religion es ihm erlaubt sei, Adelheid den Klauen ihres ungerechten Verfolgers zu entreißeu? und nur erst als eine innere Stimme seines Busens laut ihm zurief: Die Unschuld zu retten ist Christen- und Menschenpflicht; der Priester muß sie nicht bloß lehren, sonderu nach dem Vorbilde des göttlichen Glaubensstifters auch selbst erfüllen — nur dann erst entschloß er sich zu eiuer kühnen That, die, wenn sie mißlang, wenigstens seinen guten Leumund kosten konnte. Mag der Tyrann mich tödten, mag die arge Welt mich verkennen, wenn nur jener ewige Richter über den Sternen, der in die tiefesten Tiefen der Menschenherzen blickt, meine gute Absicht kennt, und sie einst am großen Tage des Weltgerichtes zur Rettung meiner Unschuld bekannt wird! So sprach Adalbert zu sich selbst, und eilte mit kühner Entschlossenheit zur Ausführung seines Planes.

An einem heitern Frühlingsmorgen lag die trauernde Adelheid am Fenster ihres einsamen Gefängnisses. Des Himmels reines Blau spiegelte sich lieblich auf der Fläche des sanftbewegten Sees. Ein mildes Lüftchen brachte ihr auf unsichtbaren Schwingen von den nahen Ufern balsamische Blüthendüfte, und fröhlich hielten die Schwalben über dem Gewässer ihre luftigen Tänze. Die Wiederkehr des Lenzes hatte die Sehnsucht nach Freiheit in Adelheids Gemüthe mit neuen Gluthen vermehrt. Ungestümm pochte das Herz in ihrem wogenden Busen;

sie streckte ihre Arme flehend hinaus in das Freie, beneidete die Schwalben um ihre Flügel, und dachte so eben an das schauderhafte Wagniß, sich vom Fenster hinabzustürzen in die Fluthen, und hinüber zu schwimmen nach jenen fernen Ufern, die, so lieblich grünend, freundlich sie einzuladen, ihr zuzuwinken schienen. In diesem Momente öffnete sich die Pforte ihres Kerkers und P. Adalbert erschien. In heftiger Gemüthsbewegung fand er die arme Leidenstochter, und bald erhielt er von ihr die Erklärung, daß sie ihren gegenwärtigen Zustand nicht länger ertragen könne, Freiheit oder Tod ihr Loos sein müsse. Ja, ich will dein Befreier sein, unschuldig Gefangene! erwiederte Adalbert mit den sanftesten Worten des Trostes. Er zog eine Strickleiter aus dem Busen hervor, übergab sie ihren Händen nnd sagte: Wenn in kommender Mitternatchsstunde du aus der Ferne den Schlag einer Wachtel vernimmst, so befestige dieses Werkzeug der Rettung hier am Fenster deines Kerkers; steig hinab bis hin, wo die Wellen des Sees die Mauern bespülen. Mit einem Kahn' erwart' ich dich dort, und mit Hilfe des himmlischen Beschützers der Unschuld hoff' ich dich zu retten. Eine plötzliche Verwandlung ihres Seelenzustandes brachte diese Kunde in Adelheiden hervor. Sie war anfangs wie betäubt, stürzte dann auf ihre Knie, ergriff seine Hand, benetzte sie mit ihren Dankesthränen, und wie ein Bote des Himmels aus den Gefilden der Unsterblichkeit zu ihrer Rettung abgesandt, erschien ihr jetzt der Mönch. Beruhige dich, meine Tochter, sagte P. Adalbert, damit nicht deine vorzeitige Freude die Verrätherin unseres Planes werde. Es ist dir bekannt, wie genau man dich in diesem Schlosse bewachet. Adelheid dankte ihm für diese Warnung, und der Edle, mit der Ausführung seines Planes beschäftigt, überließ sie bald ihren einsamen Betrachtungen.

In großer Gemüthsbewegung, bei einem unbeschreiblichen Wogen der Gefühle, wo bald Furcht, bald Hoffnung das Uebergewicht hatte, verging ihr dieser verhängnißvolle Tag. Endlich erschienen sie auf den blauen Himmelsgefilden, die freundlich blinkenden Sterne. Ein dunkles Schweigen verbreitete sich über die schlummernde Natur. Nur Adelheid fühlte kein Bedürfniß, mit ihr

diesen Schlummer zu theilen. Mit bangendem Herzen erwartete sie die Mitternacht, und lag auf ihren Knien, und hob ihre gefalteten Hände empor, inbrünstig betend zur himmlischen Mutter der Bedrängten hienieden, ihr Glück zu verleihen in der nahenden Stunde der Entscheidung des Schicksals. Jetzt ward es ihr so wunderbar im Busen; die Bangigkeit schwand, und eine unsichtbare Hand schien ihr wundes Gemüth mit einem stärkenden Labsal zu erquicken. In diesem Augenblicke vernahm ihr Ohr den fernen, leisen Schlag einer Wachtel, und kaum hatte dieser Wonneton ihr Innerstes wonnig und schauerlich durchbebet, so sprang sie auf, befestigte die Strickleiter schnell an dem oberen Fenster, bekreuzte sich und wagte ohne Zaudern die gefahrvolle Wanderschaft hinab in die nachtbedeckte Tiefe, woraus ihr der Wogen dumpfer Gruß entgegenrauschte. Eben als sie der Oberfläche des Sees nahe kam, erschien Adalbert mit seinem Schiffchen und nahm sie auf. Er hatte sich als gemeinen Landmann verkleidet, und auch ihr ein Gewand dieser Art mitgebracht. Rasch trieb er nun seinen Nachen in die Breite des Sees, und fuhr weit hin zu einem fernen Ufer, das ein dichter Buchenwald begrenzte. In dem Innersten dieser düstern, weit sich ausdehnenden Waldung lag eine Felsenhöhle, und dorthin brachte er die schöne Königswittwe um sie hier so lange zu verbergen, als wenigstens die ersten heftigsten Nachstellungen Berengars dauern würden.

Kaum hatte der Wütherich Adelheids Flucht vernommen, als er tobte und raßte, Gardas unschuldigen Castelan mit dem Tode bestrafte, der Entflohenen auf allen Pfaden nachsetzen ließ, hohe Preise auf ihre Wiedereinbringung setzte, und den Mächten der Hölle es schwur, sie, gleich ihrem Gatten, dem Tode zu opfern, wenn er sie noch einmal in seine Gewalt bekäme. Einer neuen, noch fürchterlicheren Gefangenschaft glich indessen Adelheits Aufenthalt in der schauerlichen Wildniß, aus der sie sich nicht hervorwagen durfte, worin sie selbst in jeder Stunde vor einer Entdeckung zittern mußte. Es mangelte ihr dort an allen Bequemlichkeiten des Lebens, und der edle Adalbert mußte in seinem ärmlichen Bauernkleide an der Heerstraße die Vorüberziehenden um eine milde Gabe ansprechen, sich und die Wittwe eines Königs

vor dem Hungertode zu bewahren. Mehr als zwei Monate führten sie dieß kummervolle Leben, bis endlich Adelheids Beschützer es ausgeforscht hatte, daß man alle Hoffnung aufgegeben habe, die Entwichene noch in den Umgebungen ihres ehemaligen Gefängnisses zu finden. Jetzt erst wagten sie's, ihre gefahrvolle Wanderschaft anzutreten. In das Gebiet von Reggio zogen sie, und erreichten in ihrer Verkleidung endlich unentdeckt das feste Bergschloß Canossa, dessen Besitzer, Markgraf Azo von Este, ein naher Blutsverwandter war. Liebevoll ward sie von diesem aufgenommen, und der edle Ahnherr des ältesten Regenten-Geschlechts Italiens, von wahrem Rittergeiste beseelt, gab ihr sein Ehren- und Ritterwort, sie zu beschützen mit Leib und Leben vor ihren mächtigen Verfolgern.

Angenehme Tage der Ruhe, der Erquickung, verlebte nun die schöne Königin mit ihrem getreuen Unglücksgefährten P. Adalbert auf Canossa; allein noch hatte sie den bittern Leidenskelch, ihr vom Schicksal bestimmt, nicht ganz geleert. Neue Tage schwerer Prüfung sollten erscheinen. Kaum hatte Berengar durch seine Kundschafter Adelheids Aufenthalt zu Canossa erfahren, als er einen Herold dahin sandte, von Azo die Herausgabe derselben zu fordern. Mit edler Entrüstung erwiederte der Markgraf, daß keine Macht der Welt ihn zu einer solchen Verletzung des Gastrechtes, der Blutsverwandtschaft, der heiligsten Ritterpflichten nöthigen könne. Der Herold zog ab; aber leicht war voraus zu sehen, er werde bald an der Spitze eines Heeres seine ungerechten Forderungen erneuern. Azo säumte also nicht, sich auf eine Belagerung vorzubereiten. Die Festigkeit seines Schlosses, welches damals unter den ersten Festungen Italiens glänzte, und die erprobte Tapferkeit seiner zahlreichen Besatzung flößte ihm zwar Zutrauen ein; allein der welterfahrne Mann kannte Berengars Macht, kannte die Launen des Kriegsglückes, kannte das dringende Bedürfniß der Wiedererscheinung der Deutschen, um den innern Zerrüttungen Italiens ein Ende zu machen, uud wollte sein und Adelheids Schicksal nicht allein den Mauern Canossas vertrauen, indem er sich zu schwach fühlte, dem König der Lombarden auf freiem Felde die Spitze zu bieten.

Schon erblickte man von den Thürmen der Festung das Blinken zahlloser Rüstungen, die eine lange Staubwolke hinter sich lassend, langsam heranwogten, als der biedere P. Adalbert, nach einer geheimen Unterredung mit Azo und Adelheiden seinen Wanderstab ergriff, und mit raschen Schritten ernst und schweigend aus den Thoren Canossas ging, deren Zugbrücken hinter ihm sogleich rasselnd empor gezogen wurden. Noch hatte die Sonne ihre glänzende Bahn nicht ganz vollendet, als schon Berengars Tausende die Festung umflutheten. Ein zweiter Herold verkündigte dem Markgrafen Azo Tod und Verderben, wenn er die Herausgabe Adelheidens nicht in drei Stunden erfülle. Lächelnd erwiederte Azo: „Drei Jahre verlang' ich Bedenkzeit, dann mag dein König wieder anfragen." Berengar war über diesen Trotz äußerst entrüstet. Er traf sogleich alle Anstalten zur Belagerung, und was nur die Kriegskunst jener Zeit vermochte, versäumte er nicht, sich der Festung zu bemächtigen, deren Bewohner alle seiner blutdürstigen Seele zur Labung geschlachtet werden sollten. Doch bald erfuhr der Wütherich, daß er kein so leichtes Werk unternommen habe. Er glaubte anfangs, die Festung durch einen raschen Angriff zu erobern; allein drei heftige Stürme wurden abgeschlagen, und mit dem Verluste einiger Tausende seiner Krieger erkaufte er theuer die Belehrung, daß er sich zu einer langweiligen Belagerung oder vielmehr Aushungerung Canossas entschließen müsse, das sein Besitzer für ein ganzes Jahr mit Lebensbedürfnissen zu versehen nicht unterlassen hatte. Indeß Berengar sich mit der Belagerung beschäftigte, und Azos muthiger Widerstand seine Wuth, seine Rachgier mit jedem Tage mehr entflammte, hatte der getreue P. Adalbert bereits Deutschlands Grenzen erreicht. Hin nach Augsburg eilte er nun, weil man ihm sagte, daß Kaiser Otto der Erste sich eben dort befinde. Kaum war er hier angekommen, so begab er sich in die Kaiserburg. Die grauen Haare, die edlen Gesichtszüge von einer gewissen Verklärung umstrahlt, der ehrwürdige Anstand, die erhabene Ruhe, die in Geberden und Worten dem Adel der Seele entsprach, zwangen den Höflingen Ehrfurcht für diesen Priester ab, der mit ernster Bescheidenheit geheimes Gehör beim Kaiser verlangte. Dieser große

Regent, der es wußte, daß er mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören müsse, um die Wahrheit ohne Verunstaltung zu erfahren, ließ ihn sogleich vor sich. Ohne Furcht betrat Adelbert das Gemach des Kaisers, verbeugte sich tief und zog zwei Schreiben aus seinem Busen, die er demselben überreichte. Das eine war vom Markgrafen Azo, der den rechtmäßigen Oberherrn Italiens bat, sich dieses bedrängten Landes anzunehmen, und mit einer Heeresmacht als rettender Schutzgeist zu erscheinen, um dort Recht und Ordnung wieder herzustellen. Von Adelheiden war das andere Schreiben, worin sie das Haupt der deutschen Ritterschaft nach den Turniergesetzen und Ritterpflichten dringend aufforderte, einer unglücklichen Königswittwe gegen ihren mächtigen Verfolger beizustehen. Kaum hatte Otto die beiden Schreiben gelesen, als Adelbert mit hinreißender Beredsamkeit die traurige innere Zerrütung des herrlichen Italien, die gefahrvolle Lage der eben so schönen als tugendhaften Adelheid zu schildern begann. Mächtig wirkten seine Worte auf des Kaisers Gemüth, das besonders durch die Erzählung von den widrigen Schicksalen der jungen Königin zur innigsten Theilnahme hingerissen ward, und als Adalbert am Schlusse seiner Rede ihr Portrait dem Kaiser überreichte, wurde dieser so begeistert, daß er schwur, alsogleich zu ihrer Rettung nach Italien zu eilen.

Otto's rastlose Thätigkeit hatte bald ein Heer von fünfzigtausend Mann versammelt. Mit einem Theile desselben schickte er seinen Sohn Ludolph voraus, und sobald er einige dringende Reichsgeschäfte abgethan hatte, eilte er selbst mit dem Reste des Heeres dem Jüngling nach Italien nach. Schon hatte Berengar, nach unsäglichen Anstrengungen, die Festung Canossa auf das Aeußerste gebracht. Die tapfere Besatzung war bis auf fünfzig Reisige geschmolzen. Der Vorrath an Lebensbedürfnissen war aufgezehrt. Große Oeffnungen hatten bereits die feindlichen Belagerungswerkzeuge in den sonst so festen Mauern hervorgebracht. Die Noth war auf das Höchste gestiegen. Azo verkündete seiner Muhme, daß er am Morgen des folgenden Tages einen Sturm erwarte, den er mit seiner geringen Besatzung nicht mehr abzuschlagen vermöge. Er und seine Getreuen

seien entschlossen, sich unter den Ruinen Canossas zu begraben, und auch sie habe keine Wahl, als sich Berengarens Gnade zu vertrauen, oder mit ihren Beschützern den Heldentod zu wählen. Zu dem letztern enschloß sich Adelheid's heroische Seele. In eine männliche Rüstung gehüllt, wollte sie kämpfen und fallen mit ihren Freunden. Es kam die Nacht und hüllte ihr schwarzes, sternenloses Gewand über Canossas halbeingefallene Mauern. Auf den Knien lag Adelheid in ihrer Kammer vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, und durchwachte die Nacht — es sollte die letzte ihres irdischen Wandels sein — in inbrünstigem Gebete. Schon graute der Morgen; schon erhob sie sich, ihre zarten Glieder mit dem schweren Eisengewande des Krieges zu belasten — da vernahm sie aus der Ferne, vom Fuße des Berges herauf, Waffengeklirr, Geschrei und verworrenes Getöse. Mit pochendem Herzen an's Fenster eilend, entdeckte sie, daß die Belägerer sich in vollem Kampfe mit einem Feinde befanden, der sie im Rücken angegriffen hatte. Jetzt stieg die Sonne empor. Ha, welch ein herrlicher Anblick!

Die Schaaren Berengars stoben wie Spreu auseinander. Zweiköpfige Adler prangten auf den flatternden Fahnen der Sieger. Hoch zu Pferde zeigt sich in goldener Rüstung ein stattlicher Ritter in ihrer Mitte, dessen Schild den Beherrscher der Deutschen verkündete. An seiner Seite — wonniger Anblick für Adelheiden! — entdeckte sie ihren abermaligen Befreier — Adalbert. Vor Freude außer sich wollte sie soeben hinaus, hinunter eilen, als Azo hereinstürzte, ihr die Ankunft der deutschen Befreier zu verkünden. Beide eilten nun fort, ihre Retter zu begrüßen. Kaum hatten sie diese erreicht, so stürzte sich Adelheid zu des Kaisers Füßen und ihre Freudenthränen waren die Verkünder ihres Dankes. Wie ein elektrischer Schlag wirkte ihre Schönheit auf Otto's Herz. Er hob sie auf, schloß sie in seine Arme, und unwiderstehlich fühlte sich sein ganzes Wesen zu ihr hingezogen. Drei Tage verweilte er bei Canossa, und diese Zeit genügte der Liebe, den Sieger vollkommen zu besiegen. Otto war durch den Tod Edithas von England in der Fülle seiner Mannskraft Wittwer geworden. Er zog nun weiter, die Eroberung der Lombarden zu vollenden, die er in sehr kurzer Zeit bewirkte. Nun

kam er nach Canossa zurück, führte Adelheiden im Triumphe nach Pavia, in ihre ehemalige Residenz, zurück, und dort war es, wo er sie bat, seine Lebensgefährtin zu werden, mit ihm den Kaiserthron zu besteigen. Dankbar sank sie in seine Arme und wurde seine glückliche Gattin. Adalberts Verdienste belohnte der Kaiser mit einem einträglichen Bisthum, und Adelheid vergaß auch als Kaiserin nie, welchen Dank sie diesem in der Noth erprobten Freunde schuldig sei.

Als Otto mit seiner schönen Gattin nach Deutschland zurückkehrte, übergab er seinem Tochtermanne, Conrad Herzog von Franken, den Befehl des Heeres, mit dem Auftrage, Italien vollends zu beruhigen. Dieser brachte Berengaren so weit, daß er mit seinem Sohne sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Auf dem Reichstage zu Augsburg erschienen die Flehenden. Adelheid war so großmüthig, ihren Verfolgern nicht nur zu verzeihen, sondern sogar ihre Fürsprecherin zu werden. Berengar behielt die Lombardie, mußte sie jedoch als deutsches Reichslehen erkennen, Verona und das Herzogthum Friaul abtreten, und sich zu einem jährlichen Tribute von hundert Pfund Goldes bequemen. Doch auch diese Begnadigung, die er sich auf dem Reichstage zu Augsburg knieend erbettelte, besserte den Bösewicht keineswegs. Er empörte sich gegen den Kaiser, wurde geschlagen, gefangen und starb mit seiner Gattin in Deutschland, als Gefangener auf einem einsamen Bergschlosse, wo er Muße genug hatte, sein lasterhaftes Leben zu bereuen. Doch kein Strahl der Gnade, der himmlischen Erleuchtung drang je in das verstockte Gemüth des in Lastern ergrauten Bösewichts, dem nur der Gram über die Unfähigkeit, noch mehr des Bösen in der Welt anzurichten, bis zum Tode die peinigende Furie seiner Gefangenschaft war. K.

Adelheids ausgezeichnete Geistesgaben und hohe Tugenden bewogen den großen Otto, seine liebenswürdige, neunzehnjährige Gemahlin an der Regierung Antheil nehmen zu lassen, was von segensreichen Folgen für unser großes deutsches Vaterland war. Auch nach dem Tode ihres zweiten Gemahls, des Kaisers Otto I., leitete sie ihren Sohn Otto II. in die Regierung ein, obwohl ihre Schwiegertochter (Tochter eines griechischen Kaisers)

und ihr Anhang ihr unbeschreiblichen Verdruß machte und nicht ruhten, bis sie zwischen Mutter und Sohn Zwietracht und Uneinigkeit gestiftet hatten. Nun zog die fromme Kaisers-Wittwe nach Burgund zurück. Schon empfand Deutschland ihren Verlust, und auch Kaiser Otto II. bot jetzt Alles auf, um sich mit seiner Mutter Adelheid wieder zu versöhnen. Da auch Otto II. seine irdische Laufbahn bald beschloß, stand Adelheid auch ihrem Enkel Otto III. mit ihrem Rathe bei, bis er selbst den deutschen Kaiserthron einnehmen konnte. Nun kehrte sie wieder in ihr Vaterland zurück, besuchte auf dieser Reise die von ihr gestifteten Klöster, Kirchen, Institute, und schenkte der Armuth reiche Almosen. Ihr ganzes Leben war ja nichts Anderes, als eine beispielvolle Vorbereitung zu einem seligen Tode. Am 16. Dezember im Jahre 999 gab sie ihren Geist mit Freuden in die Hände des allmächtigen Schöpfers zurück. In späterer Zeit wurde Adelheid für ihre hohen Tugenden, für ihren musterhaften Ehestand, für ihre vielen guten Werke, für ihre großen Spenden an die Armen, für ihre Sorgen für Wittwen und Waisen von dem heiligen Stuhle der Zahl der Heiligen eingereihet. Ihr Festtag wird am 16. Dezember begangen. L.



Albrecht Dürer,
Maler in Nürnberg.

Albrecht Dürer war der Sohn eines Goldschmieds in Nürnberg und wurde geboren am 20. Mai 1471. Von 18 Kindern war Albrecht das Dritte. Unser Albrecht wuchs rasch empor, hatte große Anlagen und begriff Alles sehr leicht. Er schildert selbst seine Erziehung und Leben auf folgende Weise: Mein guter Vater hat sein ganzes Leben mit großer Mühe und schwerer Arbeit zugebracht, und von nichts andern Nahrung gehabt, als was er für sich, sein Weib und Kinder gewonnen hat. Deßwegen besaß er sehr wenig; er hatte auch mancherlei Betrübniß, Widerwärtigkeiten, und doch hatte er von Allen, welche ihu kannten, ein sehr gutes

Lob, führte ein sehr ehrbares, streng christliches Leben und war ein sehr geduldiger Mann, friedlich und sanftmüthig gegen Jedermann. Gesellschaften und weltliche Freuden liebte er wenig; er sprach nicht viel, aber war ein sehr gottesfürchtiger Mann. Dieser mein geliebter Vater hat großen Fleiß auf seine Kinder verwendet, ließ uns recht christlich erziehen, schickte uns Kinder fleißig in die Kirche, und wenn ich aus der Christenlehre oder Predigt nach Hause kam, mußte ich daraus etwas erzählen. Seine tägliche Sprache zu uns Kindern war, wir sollten Gott recht lieben und recht treulich gegen unsere Nebenmenschen handeln. Als ich in der Schule fertig war, nahm er mich nach Hause und ich mußte das Goldschmiedhandwerk lernen. Da ich schon schön und sauber arbeiten konnte, bekam ich eine große Lust zur Malerei, und diese freute mich mehr als die Goldschmiedkunst. Als ich meinem Vater die große Liebe zur Malerei entdeckte, war er damit sehr unzufrieden, denn es ärgerte ihn die verlorne Zeit, welche ich mit der Goldschmiedlehre zugebracht hatte; doch gab er mir nach und ich kam am Andreastag 1486 zu dem Maler Michael Wohlgemuth in die Lehre. Ich war sehr fleißig und lernte wohl, mußte aber von den Malergesellen viel erdulden.

Seine Mutter schildert Albrecht Dürer so: Meine vielgeliebte Mutter war eine sehr fromme und religiöse Frau; sie ging sehr viel in die Kirche und wurde von ihr oft gestraft, wenn ich nicht gutwillig mit ihr in den Gottesdienst gehen wollte. Sie war für mich und meine Brüder sehr sorgfältig, damit wir in keine böse Kameradschaften geriethen. Ich mochte im Hause aus- oder eingehen, so hatte sie immer das fromme Sprüchwort: Gehe im Namen Jesu! im Munde; sie gab uns Kindern beständig gute Ermahnungen, ermunterte uns fortwährend zum Fleiß und war für unser Seelenheil sehr besorgt. Ihre guten Werke und ihre Barmherzigkeit, die sie gegen Jedermann erzeigte, kann ich nicht genug loben. Diese meine liebe fromme Mutter hat achtzehn Kinder gehabt und erzogen, hat schwere und schmerzhafte Krankheiten, große Armuth, Verspottung, Verachtung und viele andere Widerwärtigkeiten mit wahrer christlicher Geduld ertragen, und ist niemals rachsichtig gewesen.

Bei Philipp Wohlgemuth übte sich Albrecht im Zeichnen und Malen, wozu er in frühester Jugend große Vorliebe gehabt hatte. Schon als Knabe zeichnete er einzelne Theile des menschlichen Körpers mit großer Richtigkeit, und mit seiner freien Hand führte er so sichere Striche, als wenn selbe mit dem Zirkel gemacht worden wären. Auch übte er sich fleißig im Kupferstechen und Holzschneiden. Zu Ostern 1494 mußte er in die Fremde gehen, um sich in der Malerkunst auszubilden. Er wanderte durch einen großen Theil von Deutschland nach den Niederlanden und dann nach Venedig. Nach vier Jahren (1498) kehrte er auf den Wunsch seines Vaters nach Pfingsten nach Nürnberg zurück. Und als er nach Haus gekommen war, gab ihm der berühmte Mechanikus, Harfenist und Sänger Frey seine Tochter Agnes zur Frau, welche 200 fl. Heirathgut hatte. Noch im Jahre 1498, den Sonntag vor Margaretha, hielt er Hochzeit.

Da diese Ehe bloß von den Vätern gestiftet wurde, war sie auch nicht glücklich. Agnes wird als zänkisch, mürrisch, händelsüchtig, geizig, unverständig und nebenbei als sehr hochmüthig geschildert, welche dem fleißigen Manne sein Leben sehr verbitterte. 1505 machte er eine Reise nach Venedig, wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Freunde, um sich von seiner Xantippe zu entfernen. In Venedig übte er sich fleißig, erntete große Ehre, aber er hatte mit den italienischen Malern viel Verdruß, weil sie ihn wegen seiner Kunst beneideten. In Bologna nahm er Unterricht in der Perspektive. Als er nach Nürnberg zurückgekehrt war, setzte er sein thätiges Künstlerleben in fortwährender Ausbildung und Vervollkommnung fort; er zeichnete sich als Zeichner, Kupferstecher, Maler und Formschneider dermassen aus, daß er als geistreicher Erfinder und wahrhaft als Vater der deutschen Maler darf angesehen und betrachtet werden. Er kam den Römern nicht nur gleich, sondern hat sie in manchen Sachen noch weit übertroffen. Er liebte in seiner Jugend die bunte Darstellung jenes Wechselspiels der Farben, welche das Auge leicht besticht; aber je älter er wurde, desto mehr richtete er sein Augenmerk auf Kraft, Würde und Einfachheit der Darstellung und zeigte als Bildnißmaler in dem Ausdrucke der Köpfe

und in großen geschichtlichen Entwürfen, durch treue Naturauffassung und einer bis in das Einzelnste gehende Ausarbeitung seine vollendete Meisterschaft. Sein Pinsel war keusch, seine Werke der wahre Ausdruck seiner innern Seele. Die richtige, nach allen Seiten verhältnißmäßige Zeichnung, sah er bald als die Seele des Kunstwerks an. Er schrieb eine Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern, gab darin zugleich eine Anweisung zur Optik, und zeigte wie ein Maler mit Hilfe einer Maschine, die er selbst erfunden hat, perspektivisch zeichnen und malen soll. Sein Unterricht zur Befestigung der Städte, Flecken und Schlösser ist so gründlich gedacht und geschrieben, daß er beinahe allen nachfolgenden ähnlichen Werken zum Muster diente. Als besonders wichtig erscheint seine Schrift: Vier Bücher von menschlicher Proportion, worin er als Grundverhältniß angab, daß der menschliche Körper sieben Kopflänge habe.

Albrecht Dürer war ein sehr bescheidener Mann; er war ein Muster für Jedermann nicht nur in seiner Kunst, sondern in seiner ganzen Lebensweise; er war so gebildet, daß man im Umgange seinen durchdringenden Verstand und seine übrigen Kenntnisse noch mehr bewunderte, als seine Kunst. Er verachtete niemals die Arbeit anderer Künstler, im Gegentheile wußte er immer an ihren Erzeugnissen etwas zu loben. Er war ein Freund von Doktor Martin Luther und Philipp Melanchthon, nahm aber nicht Parthei für sie. Er sagte, es ärgert mich sehr an so Manchen, welche sich evangelisch nennen und dabei einen so bösen Lebenswandel führen, auch bin ich sehr verdrießlich über die üble Verwendung der eingezogenen Klostergüter. Dürer lebte ganz für die Kunst, war immerwährend fleißig und thätig; man muß wirklich über die große Zahl seiner Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte erstaunen, welche er alle so sorgfältig ausarbeitete und vollendete. Er sagte selbst: Ich fange nicht gerne zu viel Arbeit auf einmal an, damit ich nicht verdrießlich werde. Seine meisterhaften, herrlichen Gemälde wurden verhältnißmäßig gar nicht theuer bezahlt; ein prachtvolles Madonnenbild bot er selbst einem guten Freunde um 50

Stadtbibliothek Augsburg

Gulden an, er war aber ganz erfreut, als ihm dieses Bild der Bischof von Breslau um 75 Gulden abkaufte.

Immer mehr und mehr wuchs sein Ruhm, er stand nicht nur bei den Nürnberger Bürgern, sondern auch auswärts, ja selbst bei Fürsten, Herzogen und beim Kaiser im höchsten Ansehen und Hochachtung. Im Jahre 1520 machte er mit seiner Frau eine Reise nach den Niederlanden; überall und in allen Orten wurde ihm die größte Ehre erwiesen.

Kaiser Karl V. ernannte ihn zu seinem Hofmaler, wie dieß schon sein Vorfahrer, Maximilian I., gethan hat, von jedem dieser beiden Kaiser erhielt er jährlich 100 fl. Gnadengehalt. Nach der Rückkehr aus den Niederlanden bemerkte er in seinem Tagebuche: Den Leuten zu Gefallen habe ich viel gemacht, aber nur wenig wurde mir bezahlt. Ich habe in allen meinen Wachen, Zehrungen und Verkäufen und andern Handlungen in den Niederlanden nur Nachtheil gehabt. Er beschwerte sich, daß ihn in den Niederlanden selbst hohe Stände so gering belohnt hätten. Am meisten schmerzte ihn, daß ihm Frau Margaretha, die Statthalterin, des Kaisers Karl V. Schwester, welcher er ein schönes Gemälde verehrt hatte, sich blos bedankte und nicht einen Pfennig dafür gegeben hatte. (Muß eine schmutzige Dame gewesen sein.) Dagegen lobte er aber die Freigebigkeit der Nürnbergischen Krongesandten Grolland, Ebner und Haller, durch welche er in Köln, Aachen und Brüssel freigehalten und herrlich traktirt wurde. Albrecht Dürer war nun schon seit längerer Zeit kränklich; die Krankheit nahm immer mehr zu und bekam die Abzehrung, welcher er auch unterliegen mußte. Er starb am 6. April 1528.

Sein intimer, gelehrter und hochgebildeter Freund Willibald Pirkheiner schrieb nach seinem Tode: Ich habe wahrlich an Albrecht Dürer meinen besten Freund verloren, den ich auf Erden hatte, und es bedauert mich nichts mehr, als daß er eines so schmerzlichen Todes gestorben ist, welchen ich nach der Verfügung Gottes Niemanden als seiner bösen Ehefrau zuschreiben kann, die ihn so gepeinigt und gequälet hat, damit er schneller die Erde verlassen hat. Er war ganz ausgedorrt, durfte nirgends mehr Aufheiterung suchen oder in Gesellschaft

Stadtbibliothek Augsburg

gehen, sie hielt ihn Tag und Nacht zur Arbeit an. Dieß that sie aber bloß darum, damit er viel Geld verdiente und ihr viel hinterlasse. Sie hat immer verhungern wollen, während Albrecht ihr doch 6000 fl. hinterlassen hat.

Dürer hatte keine Kinder, aber er bildete tüchtige Schüler, unter welchen die vornehmsten waren: Jakob Link, Sebald Beham, Georg Pentz, alle drei von Nürnberg; ferner: Adam Altdorfer von Regensburg, Hans Birkenmayr von Augsburg, Matthäus Grünwald von Aschaffenburg, Hans von Kulmbach, Johann Schorel aus Holland und Hans Schäufelein von Nördlingen.

Sandert will behaupten, Dürer sei der Erfinder der Aetzkunst oder des Radirens, welche sowohl wegen der Möglichkeit, die verschiedenen Gegenstände charakterisch darzustellen, als auch wegen der leichten Verbreitung der Kunstwerke für eben so wichtig, ja beinahe für wichtiger gehalten wird, als die Kunst mit dem Grabstichel zu stechen. Albrecht Dürer erfand auch das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken; ebenso gilt er auch für den Erfinder der gläsernen Copierscheibe. Mit Hilfe der Geometrie gab er in Deutschland auch die erste Anweisung, wie man die Schreibekunst und besonders die lateinischen Buchstaben nach den Regeln der Verhältnisse entwerfen solle.

Von seiner Geschicklichkeit, die feinsten Linien und Haare mit dem Pinsel hervorzubringen, wird erzählt: Bei seinem Aufenthalte in Venedig begehrte der berühmte Maler Bellino von ihm einen Pinsel, mit welchem er die Haare so schön und fein male, statt eines Andenkens zum Geschenk. Darauf reichte ihm Dürer alle seine Pinsel mit den Worten: Er dürfe nicht einen, sondern alle nehmen, weil er mit jedem das Nämliche leisten könne. Zugleich nahm er einen Pinsel und zeigte die Kunst, worauf Maler Bellino sagte: Ach mein lieber Albrecht, ich hätte es niemals geglaubt, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte; es ist kein solcher Künstler mehr auf Erden wie Ihr, der solch' große Kunst zu leisten vermag.

Man erzählt auch: Einstens sei der kunstsinnige Kaiser Maximilian I. von einem Edelmann begleitet in das Arbeitslokal des Albrecht Dürer zum Besuch gekommen.

Albrecht Dürer wollte eben ein herrliches Gemälde, welches hoch oben an einer Wand hing, herabnehmen. Behufs dessen mußte er sich einer Leiter bedienen, welche aber stark wackelte; der Kaiser sagte zu dem Edelmanne: Wollen Sie ein wenig die Leiter halten? darüber machte der Edelmann ein sehr verdrießliches Gesicht, als dieß der volksthümliche Kaiser bemerkte, hielt er die Leiter selbst und sagte etwas zornig zu dem Edelmann: Mein lieber Freund, es wäre wirklich keine Schande für Sie gewesen, wenn Sie einige Minuten, um Unglück zu verhüten, die Leiter gehalten hätten, denn bedenken Sie wohl, ich kann aus jedem Bauern einen Edelmann machen, aber wohl gemerkt, nicht aus jedem Edelmanne könnte man einen Künstler wie Albrecht Dürer machen. — Hierauf hat der gütige Kaiser dem großen deutschen Künstler ein Wappen ertheilt. — Der italienische Maler Raphael von Urbino, einer der größten und kunstreichsten Maler, der je auf Erden war, schätzte den Albrecht Dürer sehr hoch. Diese beiden großen Künstler haben sich gegenseitig ihr Portrait gesandt.

Conrad Peutinger,
Stadtschreiber in Augsburg.

Conrad Peutinger, ein großes Licht, eine große Zierde der Stadt Augsburg, wurde am 15. Oktober 1465 in Augsburg geboren. Er war der einzige Sohn eines bedeutenden Mannes aus der Zunft der Kaufleute, seine Vorfahren nannten sich früher von Peuting und haben sich im Jahre 1288 aus Bayern in Augsburg angesiedelt, seine Eltern hießen Conrad Peutinger und Barbara aus dem Geschlechte der Frickinger, welche die größte Sorgfalt auf seine Erziehung verwendeten. Er studierte die Rechte anfänglich auf deutschen Universitäten. Er machte schon in sehr jungen Jahren eine Reise nach dem schönen Italien, denn dieses herrliche Land hatte damals vor den meisten Ländern den Vorzug, Italien war die erste Pflegerin der Künste und Wissenschaften. Unser junger Peutinger besuchte nicht blos die Schulen der Rechtslehrer, sondern er hörte auch mit großem

Vergnügen die Vorträge und Vorlesungen über die klassischen Autoren der alten Griechen und Römer, die das Herz und den Verstand jedes fähigen und wißbegierigen Jünglings zu fesseln und zu erheben vermögen. Er hielt sich längere Zeit in dem gelehrten Padua, in dem prächtigen Florenz, welche wegen ihrer Schönheit gewöhnlich die Sonntags-Stadt genannt wird und in der weltberühmten Stadt Rom auf. In Rom studierte er unter dem gelehrten Pomponius Lätus. Er hat sich schon damals durch Geist und große Kenntnisse ausgezeichnet, da der Papst und die gelehrten Cardinäle mit ihm gesprochen haben und er die Würde eines Doktors der Rechte erhalten hat. Damals gab es nur wenige Männer, die sich durch Leistungen in den Wissenschaften hervorthaten, deswegen waren solche seltene Männer um so mehr bewundert und selbst von Königen und andern großen Herren geehrt, hochgeachtet und gesucht. Die Fürsten und überhaupt der Adel verlegten sich damals nicht auf Wissenschaften, sie huldigten mehr dem Kriegshandwerk, der Jagd und den Bachusfesten. Die Bürger trieben Kaufmannschaft und Gewerbe. Mehrentheils waren damals die heut zu Tage so verachteten Mönche in ihren stillen Zellen die Verehrer der Musen, die Beförderer der Wissenschaften.

Im Jahre 1455 haben die Türken Constantinopel erobert und dem Oströmischen Reiche ein Ende gemacht. Damals hielten sich in Constantinopel viele Gelehrte auf; diese flohen mit ihren Büchern und literarischen Schätzen nach Italien, um den rohen und unwissenden Türken zu entkommen. In dem herrlichen Italien ehrte man Künste und Wissenschaften schon damals höher als in einem jeden andern Lande. Die Entflohenen brachten ihre Gelehrsamkeit und bessern Geschmack dahin. Dieses zog eine Menge wissensbegierige Leute aus allen Ländern Europas nach Italien. Manche wurden darin große Gelehrte, brachten ihre Wissenschaften in ihr Vaterland zurück und breiteten sie durch Schriften aus, wozu ihnen die kurz zuvor erfundene Buchdrucker-Kunst große Dienste leistete. Die Wissenschaft, auf welche man sich Anfangs am Meisten verlegte, waren die Kenntnisse der Sprachen, der Alterthümer, der Geschichte und vorzüglich das Studium der alten klassischen Schriftsteller.

Unter den mit großen Kenntnissen und Wissenschaften bereicherten in ihr Vaterland zurückgekehrten Männern, gehört auch unser Conrad Peutinger; er verließ Italien mit dem Vorsatze seinem Vaterlande, Deutschland überhaupt und seiner geliebten Vaterstadt Augsburg insbesondere zu dienen, wozu er in Bälde volle Gelegenheit fand, seine reichen erworbenen Kenntnisse als Stadtschreiber zu zeigen. Diese Stelle war damals in der großen, alten und weltberühmten Reichsstadt Augsburg fast die erste, doch gewiß die wichtigste; wohlgemerkt der Stadtschreiber war der Kanzler der Stadt, besorgte und verfertigte alle Kauf- und Schuldbriefe, bereitete alle Gegenstände für die Rathssitzung, trug dieselben mit seinem Gutachten vor, ordnete und verwahrte die Protokolle und die Kanzlei, er war der Rechtsanwalt der Stadt und öffentlicher Redner vor Kaiser und Fürsten und auf dem Reichstage, wohin er sehr oft abgesandt wurde, um das Beste der Stadt zu erzielen. Alle diese verschiedenen und mannichfaltigen Geschäfte besorgte Peutinger mit größter Redlichkeit und Treue, mit beständigem und unermüdetem Eifer, er sammelte und ordnete die alten und zerstreuten Urkunden und Verträge nach einem genauen Plane und leistete dadurch seinen Mitbürgern und den Nachkommen große Dienste zur Behauptung alter Rechte und Freiheiten.

Unser wackerer Peutinger war anfänglich nur für einige Jahre für seine wichtige Stelle aufgenommen, als er aber auf seinem Platz viel mehr leistete als man erwartete, wurde er für beständig in seinem wichtigen Amte betraut. Es wäre zu lang und weitschweifig Alles zu erzählen, was er sich für Verdienste um die Stadt Augsburg erworben hat. Ich will nur erwähnen, daß er in Begleitung des Herrn Georg Langenmantel im Jahre 1520 nach Brügge reiste um den neuerwählten Kaiser Karl V. im Namen der Stadt Augsburg zu beglückwünschen. Bei dieser Gelegenheit hielt unser Peutinger eine Anrede in lateinischer Sprache an den Kaiser und diese Rede war in so reinem und fließenden Style, daß alle Kenner dieser Sprache sich darüber verwunderten und erfreuten. Diese meisterhafte Rede ist im Druck erschienen. Im Jahre 1521 wurde Peutinger im Namen der Stadt Augsburg auf den Reichstag nach Worms

gesandt, um die Erneuerung und Bestättigung der alten Rechte der Stadt und ihrer Freiheiten zu erhalten, was ihm auch meisterhaft gelungen ist. Auch erwirkte er für die Stadt Augsburg die Freiheit und das Recht Münzen schlagen zu dürfen.

Die Ehefrau des Conrad Peutinger hieß Margaretha und war eine Tochter des Herrn Anton Welser von Memmingen, sie war nicht nur allein sehr schön, sondern auch sehr tugendhaft und eine treffliche, gebildete und verständige Hausfrau.

Conrad Peutinger und seine theure Ehehälfte Margaretha hatten die größte Sorgfalt, ihren vielen Kindern eine recht gute Erziehung zu geben, denn eine gute Kinder-Erziehung ist viel mehr werth als Gold, Silber, Edelsteine und sonstige irdische Reichthümer.

Conrad Peutinger war ein solcher Freund der Wissenschaften und Sprachen, daß er selbst seine Frau und Töchter darin unterrichtete. Frau Margaretha konnte geläufig lateinisch sprechen und sehr zierliche lateinische Briefe schreiben, denn in damaligen Zeiten war die lateinische Sprache die Hofsprache und die Sprache aller Gebildeten, wie es heut zu Tage die französische Sprache ist; denn die französische Sprache ist erst seit Ludwig XIV. Köuige von Frankreich die Hof- und Diplomaten-Sprache von Europa geworden. Die griechische Sprache lernte Peutinger erst mit vierzig Jahren.

Die Töchter Conrad Peutingers, welche in der Haushaltungskunst sehr gut unterrichtet waren, lernten nebenbei die lateinische Sprache zu ihrer Unterhaltung und Vergnügen. Als im Jahre 1504 Kaiser Maximilian nach Augsburg kam, begrüßte **Juliana**, Peutingers ältestes Töchterchen, welche damals vier Jahre alt war, denselben mit einer kurzen lateinischen Anrede im Namen der Stadt Augsburg. Der gütige Kaiser hatte hierüber ein großes Wohlgefallen und sagte zu ihr: Mein liebes Kind! sage mir, was soll ich Dir schenken? Die kleine unschuldige Juliana soll geantwortet haben: Lieber Kaiser schenke mir eine schöne Doke-Nanni (Puppe); der Kaiser soll über diesen unbedeutenden Wunsch herzlich gelacht haben. Julianas Eltern würden schon um etwas anderes gebeten haben. Juliana, Peutingers vielgeliebtes Töchterchen starb leider schon in der Blüthe ihrer schönsten

Jugendjahre. — Constantia, die zweite Tochter Peutingers, blühte aber, bewundert wegen ihrer Schönheit, Tugend und hohen Bildung heran und wurde von Ulrich von Hutten in Gedichten besungen. Die schöne Constantia vermählte sich mit dem Ritter Melchior Soiter von Windbach.

Peutingers Haus war der Sammelplatz aller Gebildeten und wissenschaftlichen Leute und er stand mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Leuten seiner Zeit in wissenschaftlicher oder freundschaftlicher Verbindung. Als Doktor Martin Luther in Augsburg angekommen war, um sich vor dem Cardinal Cajetan seiner Lehrsätze wegen zu vertheidigen, wurde er von Peutinger zu Tische geladen und vertheidigte ihn sogar vor dem Cardinal Cajetan, und den Churfürsten von Sachsen bat er dringend, darauf zu bestehen, daß in dem kaiserlichen Geleits-Briefe ausdrücklich dem geheimen Vorbehalt entsagt würde, als dürfe man den Ketzern das gegebene Wort nicht halten, und damit es Luther nicht erginge, wie es hundert Jahre früher dem Johann Huß in Constanz ergangen ist; Luther war dem Peutinger dafür sehr dankbar.

Peutinger war ein Feind von gewaltsamen Neuerungen, deswegen hat er dem Stadtrath angerathen den heftigen Barfüßer Mönch Schilling aus der Stadt zu verweisen, da derselbe im blinden Eifer gegen die Lehren der katholischen Kirche, ihre Gebräuche und gegen die Geistlichkeit losdonnerte und das gemeine Volk aufreizte. Offene Empörung des Pöbels waren die Folgen der Predigten des fanatischen Schillings. Demohngeachtet wurde Schilling wieder zurückberufen und nur durch die standhafte Klugheit Peutingers unterstützt, vermochte der Stadtrath die gestörte Ruhe und den Frieden wieder herzustellen.

In Kirchen-Angelegenheiten wurde nichts von Wichtigkeit vorgenommen, ohne ihn vorher um Rath zu fragen. Auf dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1529 war es Conrad Peutinger, welcher die berühmte Protestation gegen die Beschlüsse in Sachen der Kirche veranlaßte, daher wurden die Theilnehmer dieser Protestation Protestanten genannt.

Peutinger wurde seiner vielen und großen Verdienste

wegen in die Zahl der adeligen Geschlechter aufgenommen, unter denen sich seine sämmtlichen Nachkommen mit Ehren bis zu ihrem Erlöschen erhielten.

Acht und zwanzig Jahre lang war Konrad Peutinger geschworner Stadtkanzler, nicht nur allein zu seinem eigenen Ruhme, sondern auch zum größten Nutzen der Stadt Augsburg; es bedienten sich seiner auch sämmtliche Kurfürsten, wenn sie etwas unternehmen wollten. Selbst wenn der Kaiser Maximilian in Augsburg war, fragte er in wichtigen Dingen den Peutinger um Rath. Er war auch ein fertiger, zierlicher und gemüthlicher Dichter, und war in Sprachen, in der Weltgeschichte, in der Alterthumskunde, Mythologie und allen damit verzweigten Wissenschaften gründlich erfahren, und galt für einen der größten Gelehrten von ganz Deutschland. Peutinger besaß auch eine kostbare Bibliothek und eine merkwürdige Sammlung von Alterthümern auch eine kostbare Sammlung von Münzen und Manuscripten. Besonders ließ sich Peutinger angelegen sein in Schwaben und Bayern so viel wie möglich römische Denkmale aufzutreiben, welche er in seinem Hause in der Johannes-Gasse unweit der Domkirche einmauern ließ. Auch war unter seinen Alterthümern die berühmte römische Reise-Karte oder Reise-Tafel aus den Zeiten des Kaisers Theodosius, nachmals die Peutinger'sche Karte genannt, welche nach seinem Tode in die Kaiserliche Hof-Bibliothek wanderte und daselbst als kostbarer Schatz und als die älteste aller Landkarten aufbewahrt wird.

In der St. Ulrichskirche befand sich ein schönes, kunstreiches Denkmal, welches seit langer Zeit für ein Denkmal eines Heiligen gehalten wurde, jedoch Peutinger hat bewiesen, daß es ein Denkmal eines Helden seie und nicht eines Heiligen, deswegen ließ der damalige Abt dieses weltliche Denkmal aus der Kirche entfernen.

Peutinger schrieb selbst manches Denkwürdige aus der Geschichte seiner Vaterstadt und Deutschlands.

Am 24. November 1547 starb er in dem hohen Alter von zwei und achtzig Jahren, hochgeehrt von der ganzen Bürgerschaft Augsburgs. Glücklich war er in seinem Familienleben, glücklich war er an der Seite seiner braven und tugendhaften Lebensgefährtin, glücklich war er mit seinen Kindern, bei ihm traf das gute alt-

deutsche Sprichwort ein: **eine gute Kinder-Erziehung bringt goldene Früchte,** denn er hatte noch in seinem hohen Alter die edelste Vaterfreude, er sah seine wackern Söhne noch mit den höchsten Ehren und Würden der Stadt geschmückt.

Die ehemalige Johannesgasse, in welcher sich das Haus Peutingers befindet (nämlich Lit. C. Nro. 95) erhielt in neuester Zeit den Namen **Peutinger-Straße.** L.

Von den Schriften, welche Conrad Peutinger herausgegeben hat, sind die merkwürdigsten:

Romanae vetustatis fragmenta in Aug. Vind. et ejus dioecesi 1505.

Inscriptiones vetust. Roman. et earum fragm. in Aug. Vind. Mainz 1520.

Sermones convivales de mirandis Germane antiquitatibus. 1589.

Quorundam juris scientia illustratorum judicium. 1529.

Fragmenta tabulae antiquae, in quis aliquot per Rom. provincias itinera. Ex P. Bibliotheca Ed. Welser. Venedig 1591.



Die Pfarrkirche Maria-Hilf in der Vorstadt Au in München.

Die Pfarrkirche Maria-Hilf in der Vorstadt Au in München.

Diese wahrhaft imposante Kirche ist im altdeutschen Style im Geschmacke des vierzehnten Jahrhunderts von 1831 bis 1839, wozu Oehlmüller den Plan entworfen hat, auferbaut worden. Oehlmüller leitete den ganzen Bau, starb jedoch im Jahre 1839, ohne das Werk vollendet zu haben; Bauinspektor Ziebland beendigte den prächtigen Bau.

Die Länge der Kirche beträgt 235, die Breite 81, die Höhe 85 Schuhe. Der vordere Theil der Kirche mit den drei Eingängen ist von Sandstein, alles Uebrige von rothen Backsteinen. Das hoch emporragende Dach ist sehr buntscheckigt, es ist mit glasirten Ziegeln gedeckt. Der pyramidenförmige Thurm ist von prachtvoller durchbrochener Arbeit und hat eine Höhe von 270 Schuh.

Das Innere wird durch 16 Säulen in zwei Reihen in drei Schiffe getheilt. Die 19 Hauptfenster sind 52 Schuh hoch und circa 12 Schuh breit und mit prachtvollen Glasmalereien geschmückt, Geschenke von König Ludwig. Es sind Seenen aus dem Leben der heil. Jungfrau Maria.

Diese prachtvollen Glasmalereien, Arbeiten der k. Glasmalereianstalt in München, stellen vor:

I. Die sieben großen Fenster im Chor: 1) Der Tod Mariä, 2) Grablegung Christi, 3) Kreuzigung Christi, 4) Mariä Heimsuchung, 5) Geburt Christi, 6) Kreuztragung und 7) (als Mittelbild) Mariä Himmelfahrt.

II. Die sechs Seitenfenster vom Portal auf der linken Seite: 1) Verkündiguug der Geburt Mariä, 2) Heimkehr ihres Vaters Joachim, 3) Mariä Geburt, 4) Mariens erster Tempelgang, 5) Mariä Vermählung mit Joseph, 6) Mariä Verkündigung.

III. Die sechs Seitenfenster vom Portale auf der rechten Seite: 1) Die drei heiligen Könige: Caspar, Melchior, Balthasar, 2) Simeons Verheißung im Tempel, 3) die Flucht nach Egypten, 4) als Jesus 12 Jahre alt war im Tempel, 5) die Hochzeit zu Kanaan, 6) Jesus Christus Abschied von seiner Mutter vor der Kreuzigung.

Die Altäre sind mit Holzschnitzwerk von Schönlaub verziert. Die schöne Kanzel ist nach einer Zeichnung von Oehlmüller ausgeführt; der Fußboden ist aus verschiedenen farbigen Marmorsteinen gelegt. Im Innern des Haupteinganges sind zwei metallene Gedenktafeln angebracht, welche aus Gemeindemitteln als Zeichen des Dankes bestritten wurden, und König Ludwig und Baurath Oehlmüller vorstellen, nach Zeichnungen von Kieling und ausgeführt von Matthias Berger.

Nikolaus Zrinyi's Heldentod,

oder

die Belagerung und Erstürmung der Festung Szigeth in Ungarn durch die Türken.

Kaum war Ferdinand der Erste von den Höhen des Kaiserthrones in die Tiefen des düstern Grabes gewandelt, als die kriegerischen Siebenbürger, trotzig auf den Schutz der damals so fürchterlichen Muselmänner, den mit jenem Kaiser geschlossenen Waffenstillstand durch dessen Tod für geendigt erklärten, und von neuem mit der Fackel des Krieges die Fluren Ungarns verheerten. Bei einem unvermutheten Einfall eroberten sie die Veste Zatmar, wofür die rachedürstenden Ungarn Debreczin den Flammen opferten. Dieß war der Anfang, dieß die Quelle eines neuen Krieges, welcher mit dem Blute Tausender die Gefilde Pannoniens überströmte.

Die bundbrüchigen Siebenbürger verlangten Unterstützung von ihrem Beschützer, dem Beherrscher der Türken. Der nach Eroberungen und Schlachten unersättlich gierige Soliman vergaß seines Greisenalters und eilte, die Gelegenheit zu benützen, um noch an der Schwelle des Grabes mit zitternder Hand einige Lorbeersprößlinge pflücken zu können. Gleich einem zweiten Xerxes sammelte er ein unzählbares Heer, und überfluthete damit Ungarn, so wie jener die Fluren Griechenlands. Zwar rafften die muthigen Ungarn alle ihre Kräfte zusammen, zwar schwangen sich alle Edlen dieses Reiches zu Rosse, entschlossen das Vaterland zu retten,

oder unter seinen Trümmern rühmlich zu fallen; zwar stemmten sich ihre eben so erfahrnen als tapfern Feldherrn Schwendy und Batory gleich zweien Felsen der heranbrausenden Feindesfluth entgegen; allein zu schwach an Streitkräften, obschon an Muth und Tapferkeit überlegen, wurden sie wie Wogen durch Meeressturm fortgerissen und mußten endlich einer Uebermacht weichen, die gegen die Anzahl ihres Heeres ein zu gewaltiges Uebergewicht hatte. Vesprim und Tata fielen in die von Christen-Blut träufenden Klauen der Muselmänner, und des feigen Befehlshabers niedere Treulosigkeit bahnte ihnen auch den Pfad zu Giula's Eroberung. Kaiser Maximilian II. verlangte Hilfe gegen den Erbfeind der Christenheit vom deutschen Reiche. 40,000 Streiter zu Fuß, und 8000 Reiter wurden ihm auf drei Jahre von den Fürsten bewilliget. Die frohe Nachricht von dieser patriotischen Bereitwilligkeit erfüllte die Helden Ungarns mit neuem Muthe, mit neuen Hoffnungen. Allein zwischen Versprechen und Erfüllen ist leider! nur allzuoft eine sehr weite Kluft. Mangel an Eintracht, Wankelmuth, Unentschlossenheit, die leidigen Folgen des herrschenden Partei-Geistes, waren schon damals die Erbsünde einiger deutschen Reichsstände, und so wurde dem Feinde durch diese Verzögerung ein langer Zeitraum zur Forsetzung seiner Eroberungen unverantwortlich gestattet. Bis vor die Mauern von Szigeth drangen Solimans siegreiche Waffen; Feuer und Schwert bezeichneten mit Leichen, Blut und Ruinen die Spuren seines zerstörenden Vordringens. Auch die Eroberung dieser Veste dünkte dem stolzen Sieger das Spielwerk weniger Tage. Seine aus dem Becher des Glückes berauschte Phantasie berechnete schon die Stunde bis zur Ankunft vor den Thoren der Kaiserstadt, sah alle zu bekämpfenden Hindernisse als unbedeutende Kleinigkeiten an, und träumte bereits den stolzen Traum, wie prachtvoll der gehörnte Mond auf Wiens Thürmen glänzen würde! Allein die eiserne Hand des unerbittlichen Schicksals hatte vor Szigeth dem Beherrscher der Söhne Muhameds den letzten Markstein seiner Siegesschritte aufgerichtet; hier sollte die Bahn des Glückes sich enden; hier der Allbezwinger erfahren, was Tapferkeit, durch Patriotismus angeflammt, zu wirken vermöge. Niko-

laus Graf von Zrinyi, entsprossen aus einem der edelsten Geschlechter Ungarns, einer der ersten Helden seines Jahrhunderts, die Zierde seines Vaterlandes, war der Mann, den die Vorsicht zu dessen Rettung, zum Schutze der bedrängten Christen erkor. Szigeths muthige Besatzung stand unter den Befehlen dieses tapferen Feldherrn, und, angeeifert durch des Anführers Beispiele, ward jeder, der diesem Helden gehorchte — ein Held. Kaum hatte er durch seine flinken Husaren das Herannahen der Feinde erforscht, als er durch Trompetenschall die Besatzung und das Volk auf offenem Platze versammelte, und zu denselben in der ruhigsten Gemüthsfassung seine männliche Stimme erhob:

Zrinyi. Getreue Bewohner und ihr muthige Beschützer dieser Veste! Ich komme, euch zu verkünden, daß die Tage ernster Prüfung sich nahen, daß der große Zeitpunkt erscheint, der uns Ehre oder Schande, ruhmvolle Unsterblichkeit oder endlose Schmach bereitet. Eh' der Tag mit der Nacht sich noch zwei Mal begattet, werden Muhameds Fahnen diese Gefilde umflattern, werden des Erbfeindes unzählbare, nach Christen-Blut lechzende Schaaren diese Mauern umtosen. — Ich frage euch also im Namen eures Königs, eures Vaterlandes und der ganzen Christenheit, wozu seid ihr entschlossen?

Ein alter Krieger. Was soll die Frage, edler Zrinyi! Sind wir nicht Ungarn? Bleibt uns hier noch eine andere Wahl, als Kampf, Sieg oder Tod? Bei diesem Säbel, den meine Väter schon unter deu Hunniaden schwangen, den auch meine Faust schon so oft mit Türken-Blut tränkte, schwör' ich es, Jedem den Schädel zu spalten, auf dessen Stirn ich nur ein merkliches Zucken der Feigheit entdecke.

Zrinyi. Brav, alter Krieger! Dieser Ton gefällt mir. Aber wie? Denken deine Gefährten, denken diese Männer alle eben so, wie du?

Der ganze Haufe. Ja! ja! alle denken wir so. Kämpfen wollen wir — siegen oder fallen!

Zrinyi. Ha, das ist Wohllaut meinen Ohren. — Jetzt noch eine Frage! Der König ernannte mich zu eurem Befehlshaber; wißt ihr aber einen Krieger unter euch, auf dessen Erfahrung und Tapferkeit ihr ein größeres Vertrauen setzet, so nennt ihn mir! Willig übergebe

ich ihm den Commandostab, und werde unter seinen Befehlen an eurer Spitze kämpfen.

Alle. Nein! nein, wir wissen keinen Würdigern! Dir wollen wir gehorchen, Du sei unser Anführer zu Sieg oder Tod!

Zrinyi. Dank, edle Ungarn! für dieses Zutrauen. Mit aller Anstrengung meiner Kräfte will ich mich bemühen, es durch Thaten zu verdienen. Wisset, muthige Kriegsgefährten! wisset, daß das Schicksal unsers Königs, des Vaterlandes und der Christenheit unsern Händen anvertraut ist. Sie sind verloren, wenn es uns nicht gelingt, hier den Strom der Feinde so lange aufzuhalten, bis das Heer, so die deutschen Fürsten zu Ungarns Rettung sammeln, zu unserer Befreiung herbeigeeilt sein wird. Es ist also meine Pflicht, kein Mittel zur Erreichung dieses wichtigen Zweckes unversucht zu lassen. Ich befehle daher, daß alle zum Kampfe unfähigen Bewohner diese Veste binnen zwei Stunden verlassen. Furchtsame Weiber, wimmernde Kinder und kraftlose Greise sind nicht im Stande, die Gefahren und Beschwerden einer Belagerung auszustehen; sie schwächen den Muth der Krieger, und vermindern unnütz den Nahrungsvorrath. Eine genügende Bedeckung soll sie nach einem sichern Aufenthalt geleiten; wir kampffähige Männer aber wollen uns zum entschlossensten, heldenmüthigsten Widerstand bereiten.

Rührende, herzerschütternde Scenen folgten nun auf den Befehl. Hier drückte eine Mutter weinend den bittern Trennungskuß auf die Lippen ihres einzigen Sohnes, der zwar mit beklommenem, aber doch kampfbegierigem Herzen über die Besorgnisse seiner Erzeugerin lächelte; dort legte ein zitternder Greis seine faltigen Vaterhände auf die Scheitel zweier schlanker Jünglinge und weihte sie segnend dem Vaterlande; hier lag eine liebende Gattin schluchzend an dem Busen ihres Gatten, indeß die Pfänder ihrer Liebe sich weinend an ihn hinanschmiegten, um den letzten väterlichen Kuß zu erhaschen; dort umschlang ein zärtliches Mädchen den Nacken ihres Geliebten, ihre Schwanenarme, ihr hochwogender Busen fühlten nichts von der Härte seines Stahlgewandes, und indeß er eine glänzende Thräne von ihren Rosenwangen küßte, erneuerte sie den feier-

lichen Schwur ewiger Treue bis über des Grabes Schwellen.

Nicht eilend und mit wehmüthigen Schritten, unter Strömen von Thränen, gleich einem Leichenzuge, wanderten Greise, Weiber und Kinder aus Szigeths Mauern und sandten, weit außer denselben, noch immer sehnende Blicke ihrer geliebten Heimath zu. Auf Zrinyis Befehl schlossen sich nun die eisernen Flügel aller Stadtthore und wurden mit mächtigen Balken verrammelt. Mit verdoppeltem Eifer betrieb der muthige Befehlshaber alle nur ersinnlichen Vertheidigungs-Anstalten. Die Gassen ertönten von dumpfem Waffengerassel, die fürchterlichen Donnerbüchsen auf den Wällen wurden mit tödtenden Kugeln geschwängert, die Stadtmauern starrten von Speeren, von blinkenden Säbeln und fernhin treffenden Geschossen.

Zur Zeit der Abenddämmerung des zweiten Tages erhob sich in weiter Ferne eine lange dichte Staubwolke, durch welche, wenn sie der Wind seitswärts wehte, ein Gemälde schimmerte, das den steigenden Wellen eines Sees, von der Morgensonne erleuchtet, zu gleichen schien. Mit angestrengter Sehkraft hafteten nun alle Blicke auf jener Gegend, aber von Minute zu Minute wogten wechselnde Gefühle in der Brust des Ungars; schneller pochten die muthigen Herzen der Streiter, bis endlich Zweifel und Ungewißheit in Ueberzeugung und Sinnenklarheit übergingen. „Sie kommen; seht meine Brüder! sie kommen, unsere Feinde!“ rief jetzt der Graf seinen Getreuen zu. Ein dumpfes Gemurmel, wie das der fernen Windsbraut, erhob sich durch die harrende Menge. Wie von dem flammenden Vesuv der dampfende Gluthstrom einen sich ihm entgegen stemmenden Felsen zur Rechten und Linken sich theilend, umfluthet, so umströmten jetzt Solimans zahllose Schaaren die Veste. So weit das Auge reichte, schimmerten Waffen, wogten Turbane, wehten Roßschweife, und flatterten röthliche Blutfahnen der Feinde.

So eben schwebte auf Zrinyis Lippen der Befehl, den ungebetenen Gästen aus allen ehernen Feuerschlünden ein nachdrückliches Willkommen zuzubrüllen, als ein einzelner Türke den Mauern friedlich sich nahte. Prachtvoll und ehrwürdig war sein Anblick; der Bart, weiß wie

Silber, reichte bis an den goldgestickten Gürtel; sein Haupt schmückte ein von Diamanten schimmernder Turban; in seiner Rechten trug er eine weiße Fahne; der Griff seines Dolches und Säbels, von arabischem Golde, war bunt mit orientalischen Steinen besäet. „Oeffnet mir die Thore, ihr Ungarn! ich bin ein friedlicher Bote!" rief der Greis, als er auf seinem stolzen, reich bezäumten Araber nahe heransprengte. Alsogleich wurde er eingelassen nnd zum Befehlshaber geführt, der ihn im Kreise seiner entschlossenen Ungarn empfing.

Omar hieß dieser Türke, ein vertrauter Liebling und unzertrennlicher Waffengefährte des Sultan.

Zrinyi. Fremdling, woher?

Omar. Aus dem Lager der Muselmänner.

Zrinyi. Was suchest Du hier?

Omar. Den Befehlshaber der Christen. —

Zrinyi. Der bin ich. — Bist Du ein Abgesandter?

Omar. Von Soliman, dem Beherrscher der Gläubigen, dem tapfersten, mächtigsten, unüberwindlichsten Beherrscher aller Herrscher der Erde.

Zrinyi (lächelnd). Und was verlangt dieser Beherrscher aller Herrscher von mir?

Omar. Die Uebergabe dieser Veste, und zwar noch eh' die Sonne wieder im Osten emporsteigt.

Zrinyi. Wenn ich dieß befolgte — was würde mir?

Omar. Freier Abzug Dir und all den Deinen.

Zrinyi. Sehr gnädig! — Wenn ich aber nicht gehorche?

Omar. So ist Tod und Vernichtung über Dich und Deine Krieger verhängt.

Zrinyi. Wenn wir erliegen, versteht sich. — Muselmann! diese tiefe Narben auf Deiner faltigen Stirn sind rühmliche Zeugen Deines Muthes, auch däucht es mich, als wäre mir dieses Gesicht schon öfters in blutiger Feldschlacht begegnet; sieh diese muthigen Schaaren, so mich umgeben, sieh diese Wälle, diese festen Mauern, diese Feuerschlünde, geschwängert mit euerm Verderben; lege die Hand an's Herz und huldige der Wahrheit: Was würdest Du wählen, ständest Du jetzt hier an meiner Stelle? Ergebung — oder Kampf?

Omar (nach einer Pause fest und düster). Kampf!

Zrinyi. Brav! — So gehe hin und sage Deinem Kaiser: Zrinyi denke wie Du. Pflicht und Ehre seien ihm heiliger als ein mit Schande gebrandmarktes Leben. So lange seine Rechte noch einen Säbel zu schwingen vermag, werden Szigeth's Pforten Dir nimmer sich öffnen.

Omar. Zrinyi Dein Name? (ihn scharf betrachtend). Ja, ich erkenne sie noch, die Züge jenes Heldenjüngling, der mich bei Wiens Belagerung in einem blutigen Kampfe mit starker Faust vom Gaule riß, mir als seinem Gefangenen großmüthig das Leben und späterhin auch die Freiheit schenkte.

Zrinyi. Auch mir war es, als hätte ich Dich schon irgendwo gesehen. Wie eines lange entwichenen Traumgesichtes erinnere ich mich Deiner.

Omar. Und mit dem Beginnen jedes Tages erinnert sich Omar seines Wohlthäters.

Zrinyi. Eines Christen?

Omar. Christ oder Muselmann — gleich viel für dieses Herz!

Zrinyi. Dem seine Religion Christen-Haß zur Pflicht macht?

Omar. Du irrst! Auch Christen sind mit uns Kinder einer Mutter, erzeugt von jenem Vater, der über den Sternen thront, und alle Völker der Erde lenkt.

Zrinyi. Diese Gesinnungen aus dem Munde eines Muselmannes zwingen mir Achtung ab. Greis! vergib, wenn ich Dich verkannte.

Omar. Verkannt zu werden, ist meistens nur das Schicksal besserer Menschen Mißverstand und Vorurtheile entzweien einzelne Menschen, so wie ganze Nationen; sie sind die Quelle der meisten Erdenwehen.

Zrinyi. Die Zeit hat unsere Haare gebleicht; vielleicht verrinnt sie bald, die letzte unserer Stunden, und mit ihr schwindet dann jene harte Pflicht, hienieden uns wider unsern Willen anzufeinden. Lebe wohl! Mit blankem Säbel in der Faust sehen wir uns bald wieder. — Sollten wir aber fallen, so wollen wir uns am Throne Allah's, Deines und meines Vaters, dort einander als Brüder in die Arme eilen, und der Christ soll den Muselmann, dieser den Christen vergessen. —

Omar. Vergessen, daß wir auf der Unterwelt

Miethlinge waren, die einander — ohne zu wissen warum? — erschlagen mußten.

Zrinyi. Biederer Greis! Geh und nimm das Geständniß mit Dir, daß es mich schmerze, Dich in der Zahl unserer Feinde zu wissen.

Omar. Ein gleiches Gefühl spricht auch in diesem Busen. Ich schaudere vor dem Gedanken, diese Klinge gegen meinen Wohlthäter zu ziehen.

Zrinyi. Während also unsere Arme den Todesstreich führen, werden unsere Herzen keinen feindseligen Antheil nehmen.

Omar. Pflicht gebietet mir Dich noch ein Mal zu fragen, ob Du ernstlich entschlossen bist, diese Mauern zu vertheidigen?

Zrinyi. Fest und unwandelbar, bis der letzte Ungar unter dem Schutte dieser Wälle begraben liegt.

Omar. Wärest Du nicht Zrinyi, so müßte ich Dich an die Gefahren, an die Anzahl Deiner Feinde und ihre siegreichen Waffen erinnern; aber den Muth des tapfern Gegners der Söhne Muhameds erschüttern solche Vorstellungen nicht.

Zrinyi. Ich habe nur Menschenkräfte. Zrinyi kann erliegen, aber kein Schurke werden. König und Vaterland schenken mir ihr Vertrauen und fordern meine Dienste. Hätte die Natur mir hundert Leben gegeben, ich würde sie willig opfern der heiligen Pflicht des Kriegers.

Nachdenkend und beklommen schied der edle Muselmann, denn er sah voraus das traurige Schicksal dieses ihm achtungswerthen Feindes, dessen ihm einst erwiesene Großmuth zur Verbindlichkeit, dessen Muth und Heldentugend ihn zur Bewunderung zwangen.

Mit schnell auflodernden Grimme empfing Soliman die Nachricht von dem kühnen Entschlusse des christlichen Heerführers; aber die Wolken seiner Stirn verwandelten sich in ein hämisches Lächeln, als er dessen Namen erfuhr. „Zrinyi — Zrinyi also ist Szigeths Befehlshaber? Er, dessen Klinge das Blut so vieler tapfern Muselmänner trank, dessen tollkühner Muth so manchen der schönsten Plane mir vereitelte, der sich mir auf jedem Pfade des Sieges immer entgegen stürzte, wie ein wüthendes Ungeheuer! Jetzt kommt der Tag — jetzt schlägt

die Stunde der Vergeltung — der Rache!" So äußerte sich Stambuls Beherrscher, und gab seinem Heere Befehl, die Festung so dicht zu umfluthen, daß es keinem Ungarn gelänge, aus derselben zu entweichen. Vollzogen ward dieser Auftrag. Aber zu nahe wagten sich die verblendeten Türken den Wällen, von welchen unter gräßlichem Kanonengebrülle ein Hagel von Kugeln zischend auf sie herniederfuhr, so daß sie in einen weiteren Kreis sich zurückziehen mußten und viele der Ihrigen todt oder verwundet mit sich schleppten. In der Versammlung der ottomanischen Heerführer beschloß der Sultan, seinen ermüdeten Kriegern einen Tag der Ruhe zu gönnen.

Es wurde zugleich festgesetzt, mit grauendem Morgen des zweiten Tages durch einen Hauptsturm Szigeth's und Zrinyi's Schicksal schnell zu entscheiden, um nicht durch eine langweilige Belagerung die Zeit zu neuen Siegen zu versäumen. Trunken von seinem bisherigen Waffenglücke, trotzend auf die ungeheure Zahl seiner Streiter, und rachedürstend nach Zrinyi's Blute, schien es ihm ein leichtes kriegerisches Possenspiel, diese kaum von zwei tausend Kriegern besetzte Veste gleichsam zum Frühmahle zu erobern.

Indessen breitete die Nacht ihr schwärzestes Gefieder über Szigeth's Gefilde aus. Kein schwacher Mondstrahl, kein freundlich blinkender Stern milderte ihre Dunkelheit, welche derjenigen beim Beginnen der Schöpfung glich, ehe der Allmächtige sein: „Es werde Licht!" durch die schauerlichen Finsternisse erschallen ließ. Jetzt begannen die Wachfeuer in weitem Kreise rings um die Veste her empor zu lodern; aber allgemach verkleinerten sich ihre Flammen, verminderte sich deren Zahl wieder, als die zehnte — die elfte — als die Stunde der Mitternacht herannahte. Mächtig befiel nun der Schlaf das ermüdete Feindesheer, und selbst von den Wachen, die sich sicher dünkten, vermochten es nur Wenige, seiner Allgewalt zu widerstehen. Zrinyi, dessen Auge kein Schlummer besuchte, lauerte auf einen Streich, und beschloß die Nacht zu einem Ausfalle zu benützen. An der Spitze von 500 Helden, unter welche er Fackeln und Pechkränze vertheilt hatte, enteilte er mit dem Schlage der zwölften Stunde dem Thore. Leise und fürchterlich, wie vorüber-

ziehendes schwarzes Wettergewölk, schlichen sie dem feindlichen Lager zu. Zwei der Wachen trafen sie schlafend, und verwandelten diesen Schlummer mit kaltem Eisen in ewigen Schlaf. Die dritte ward umrungen und niedergebohrt, noch ehe ein Laut ihrer Kehle entfahren konnte. Auf diese Weise erreichten sie ganz unbemerkt das Innere des Lagers. Jetzt zündeten sie bei einem schwach glimmenden Wachfeuer ihre Fackeln und Pechkränze an, schleuderten letztere unter die Zelte, und eilten mit wildem Getöse auf die schnarchenden Osmanen los. In einem Nu verbreitete sich die Flamme heftig durch die weit hin reichenden Reihen der feindlichen Stellung, und, indem bei einem brausenden Nordwinde die Lohe, sich immer vergrößernd, mit Geprassel emporloderte, badeten sich die Säbel der Ungarn in feindlichem Blute. Schrecklich war das Gemetzel dieser nächtlichen Würgengel unter den unvorbereiten Türken. Geheul und grause Verwirrung erhoben sich von allen Seiten des bestürmten Lagers. Die fürchterliche Lage des Feindes, in welche er durch den überraschenden Angriff gesetzt ward, machte den Widerstand, den er leisten wollte, gleichsam ohnmächtig. In zwei blutigen Stunden wurden mehr denn 4000 Muhamedaner durch Feuer und Schwert den Gefilden des Todes zugesandt. Ein ungarischer Jüngling, aus dem Heldengeschlechte der Hunniaden, drang bis in das Zelt des Sultans, den er in den Armen einer schönen griechischen Sclavin schlummernd ertappte. Eben schwang er seinen bluttriefenden Säbel, den Schädel desselben zu spalten, als Omar durch eine Seitenöffnung des Zeltes herbeistürzte und sich dem Hiebe entgegenwarf. Die Klinge verfehlte seinen grauen unbedeckten Schädel nicht; doch spritzten die Blutquellen empor, und indem er stürzte, stammelte der Sterbende röchelnd die Worte: „Ungar, bringe deinem Heerführer Omars letzten Gruß!" Nach einigen Krümmungen gab der Greis seinen Geist auf. Der erschrockene Sultan fand indeß Gelegenheit zu entkommen, und die schöne Griechin umklammerte des Jünglings Füße, während sie wimmernd um Schonung ihres Lebens, um Befreiung aus der Sclaverei inständig flehte. Er erhörte ihre Bitte, und führte sie mit zu seinen Gefährten, welche nach vollbrachtem Kampfe und des

Mordens müde, sich so eben in Ordnung bildeten, den Rückweg zur Festung anzutreten.

Der vor Wuth schäumende Soliman kehrte alsobald an der Spitze eines in Eile zusammengerafften Haufens Janitschaaren in sein Zelt zurück; aber er fand ihn nicht mehr den kühnen Ungar. Seine Raserei verwandelte sich gleichsam in Wahnsinn, als er die geliebteste seiner Sclavinnen vermißte, und seinen Busenfreund Omar, im Blute schwimmend, todt zu seinen Füßen erblickte. Hin auf die Leiche stürzte er sich mit wüthiger Geberde, blieb einige Minuten wie entseelt auf ihr liegen, raffte sich endlich auf, tauchte seine Rechte in das Blut seines Freundes, und schwur den entsetzlichsten Eid, zu rächen — schrecklich zu rächen diesen Mord. Kaum kehrte die Besinnung in sein Gehirn zurück, so eilte er fort, die verwegenen Gauner aufzusuchen, aber diese hatten sich bereits vorsichtig zurückgezogen. Seine schnellsten tartarischen Reiter konnten sie erst nahe am Thore erreichen, wo es ihnen unmöglich war, ihre festgeschlossenen Reihen zu durchbrechen. Sie wurden daher mit Verlust zurückgeschlagen, und durch die tapfern Ungarn versprengt. Jauchzend zogen nun die Sieger in die Festung ein.

Der Beherrscher der Türken wollte sogleich bei anbrechendem Morgen durch einen Hauptsturm seinen Rachedurst mit Christen-Blut kühlen; allein die zu große Verwirrung, die Mattigkeit seines Heeres und der einhellige Rath seiner Feldherren bestimmten ihn zu einem lästigen Aufschub auf folgenden Tag. Nicht ungenützt ließen beide Theile diesen Zeitraum entschlüpfen. Indeß die Türken mit brennendem Eifer alles Nöthige zum Sturm bereiteten, machte der rastlose Zrinyi alle nur möglichen Anstalten, den Zweck der Feinde zu vereiteln, von dem er durch Kundschafter sowohl als durch jene gefangene Griechin benachrichtigt ward.

Als nun die Morgenröthe am zweiten Tage den östlichen Himmel mit Purpur färbte, und das Licht die nächtlichen Schatten zu besiegen begann, da sah man im türkischen Lager eine ungewöhnliche Geschäftigkeit, ein buntes Gewühl. Wie von Winden getrieben die Wellen des Meeres gegen das Felsengestade, wogten die unabsehbaren Schaaren der Muselmänner gegen die Festung heran. Auf drei Seiten begannen sie mit lautem Ge-

brülle den wüthendsten Angriff. Eine Menge von Sturmleitern legten sie an die Mauern, und kletterten, mit blanken Säbeln im Munde, dicht gedrängt hinan. Aber nachdrücklich und entschlossen empfingen die Belagerten den tollen Schwarm der Stürmenden. Die donnernden Kanonen hagelten gräßlich auf die rasenden Türken nieder; zentnerschwere Steine zerschmetterten sie. Kaum erreichte hier und dort ein Wagehals den Wall, als er augenblicklich von Hieben getroffen, von Stichen durchbohrt, rücklings in die Tiefe hinabstürzte, und die hinter ihm Hinankletternden mit sich zu Boden riß. Mit nervigen Fäusten ergriffen die Ungarn die mit Stürmenden dicht behangenen Leitern, schleuderten sie seitwärts von den Mauern, daß sie sanken, und die Söhne des Unglücks mit zerschellten Armen und Beinen laut heulend über einander hinkollerten.

Schon waren die Gräben mehr als zur Hälfte mit Erschlagenen und Verwundeten gefüllt, und noch stürmten immer neue Schaaren, getrieben durch Befehle und Drohungen ihres blutdürstigen Beherrschers, über die Leichen ihrer gefallenen Brüder heran.

Das durchdringende Gewimmer so vieler Verwundeten, das schauderhafte Röcheln so vieler Sterbenden, die vor seinen Augen hinrieselnden Blutbäche erregten kein Mitleid in dem ehernen Busen dieses Tyrannen. „Sieget oder sterbet, ihr Hunde!" so brüllte er schäumend den Seinigen zu.

An der östlichen Seite der Festung war der Angriff am heftigsten, am hartnäckigsten. Schon war es dort einigen fünfzig verwegenen Janitscharen gelungen, die Mauern zu ersteigen, und mit aller Anstrengung drängten sich immer mehr der Ihrigen nach. Groß ward die Gefahr für die Belagerten; schon waren sie einige Schritte zurück gedrängt. Aber jetzt eilte Zrinyi, der wie ein mächtiger Schutzgeist mit Adlerseile bald hierher, bald dorthin sich wandte, mit einem Trupp seiner Geprüftesten zur Unterstützung herbei. Mit ihren langen Speeren fielen diese entschlossen auf die Türken los, und ehe zwei Minuten entflohen, waren sie überwunden und über die Mauern zurück geworfen.

Der kluge Feldherr, dessen Fassung und hohe Seelenruhe keine Gefahr zu erschüttern vermochte, bemerkte,

daß auf diesem Platze der Feinde größte Anstrengung gerichtet, hier zuerst durch ihre Uebermacht eine Ueberwältigung zu besorgen sei. Er hielt es also für nöthig, durch einen kühnen Streich der Feinde Absicht zu vereiteln. Vorsichtig ließ er alle Mienen um die Festung schon vor deren Ankunft herstellen und mit Pulver füllen; eine derselben befand sich in jener Gegend. Er ertheilte den Befehl, sie zu sprengen und sieh! mit einem fürchterlichen Knalle, daß alle Mauern erbebten, flog sie in die Luft, und mit ihr mehr denn 500 Feinde, von deren zerrissenen Körpern eine große Anzahl Arme, Beine und Schädel hoch über die Wälle in die Stadt flogen. Dieser neuerdings erlittene Unfall erregte unter den Stürmenden eine solche Bestürzung, daß sie allenthalben in Unordnung geriethen uud zu weichen begannen.

Zrinyi, diesen Zeitpunkt benützend, verließ mit jener Schaar seiner Geleiter augenblicklich den Wall, und eilte, durch einen geheimen unterirdischen Ausweg dem Feinde in die Flanke zu fallen. Der Streich gelang. Schreck und Verwirrung verbreitete seine Erscheinung.

Soliman, der das Wanken der Seinigen bemerkte, sprengte an der Spitze einer starken Bedeckung mit rasendem Grimme herbei. Kaum erblickte er den Feldherrn der Christen, als er mit verhängtem Zügel, den blinkenden Säbel in der Faust, auf ihn losstürzte. Zrinyi haschte nach dem Speer eines seiner Gefährten, machte eine geschickte Wendung, und traf die Brust des Kaisers so glücklich, daß dieser rücklings über den hoch sich bäumenden Araber hinabtaumelte. Jetzt erhob sich der heftigste Kampf, und nur durch eine an Verzweiflung gränzende Anstrengung gelang es den Türken, ihren verwundeten Fürsten von der Gefangenschaft zu retten. Sie unternahmen das Aeußerste, ihn in die Mitte des Trosses zu bringen, und flohen fechtend in das Lager zurück.

Die Nachricht vom Falle des Sultans verbreitete sich schnell, und erfüllte das ganze Heer mit Furcht und Entsetzen. Die Türken rannten in wilder Unordnung dem Lager zu, wohin sie die nachsetzenden Christen verfolgten, und den ganzen Raum umher mit ihren Leichen besäeten. Ermüdet von der blutigen Arbeit zog Zrinyi

mit seiner Heldenschaar nach vollbrachter Verfolgung in die Mauern der Veste zurück.

Tausende seiner Tapfersten verlor Soliman an diesem für ihn so unglücklichen Tage. Zwar war seine Wunde nicht tödlich; aber das hohe Alter, die Beschwerden eines immer kriegerischen Lebens, der Gram über den Tod seines innigsten Busenfreundes, die nagende Schlange einer unbefriedigten Rachgier, und diese unvermuthete Verzögerung auf dem Wege siegreicher Eroberungen schwächten seine Kräfte, und machten seine Getreuen um dessen Erhaltung besorgt.

Unfähig, das Krankenlager zu verlassen, befahl er jetzt, eine förmliche Belagerung Szigeths zu unternehmen. Seine Feldherren, von ihm rastlos angespornt, gaben sich alle ersinnliche Mühe, seine Befehle zu erfüllen und die Festung immer näher einzuschließen. Langsam förderte sich dieses Geschaft. Wochen, Monate vergingen; jeden Schritt mußten sie mit dem Blute der Ihrigen theuer erkaufen.

Indessen schwanden die Kräfte des fürstlichen Greises; sein Zustand, zu welchem sich ein hitziges Fieber gesellte, wurde gefährlich. Eben brachte man ihm die frohe Nachricht, daß eine Bresche geschossen und ein großer Theil der Festung durch die Flammen verzehrt sei, als der eiserne Fuß des Todes, der über Könige wie über Bettler gebietet, den Sieger besiegte. Sterbend befahl Soliman, seine Scheidung bis zur Ankunft seines Sohnes und Thronfolgers dem Heere zu verheimlichen, und ihm die Eroberung Szigeths, nebst der gänzlichen Vernichtung all seiner Vertheidiger als den letzten Befehl des verblichenen Vaters zur heiligen Befolgung bekannt zu machen.

Selim, schon früher von dem annahenden Ende des Vaters benachrichtiget, kam wenige Stunden nach dessen Auflösung im Lager an, wurde mit Jubel empfangen, und von dem ganzen Heere einhellig als neuer Beherrscher begrüßt. Nichts war ihm heiliger als der letzte Auftrag seines Vaters; er ordnete daher, von jugendlichem Feuer durchglüht, sogleich einen zweiten Sturm an.

Kritisch war jetzt Zrinyis Lage. In Schutt lagen seine Wälle und Mauern. Binnen der langen Belagerung hatten die Kugeln und Säbel der Feinde die

tapfersten seiner Gefährten geschlachtet. Alle Lebensmittel waren aufgezehrt, oder durch die Flammen vernichtet, welche durch die Straßen der Veste in schnellen Wirbeln unaufhaltsam sich verbreiteten. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, warf sich mit seinen wenigen Streitern den Stürmenden entgegen, und wehrte sich mit beispielloser Standhaftigkeit, bis er endlich, von der ungeheueren Uebermacht gedrängt, in die Nothwendigkeit versetzt ward, sich mit einbrechender Nacht in das Innerste des Schlosses kämpfend zurück zu ziehen.

Aus nicht mehr als 217 Männern bestand nun die ganze Zahl seiner Krieger, die ihn dahin begleiteten. Fern war alle Hilfe — rettungslos seine Lage! —

Kaum hatten die Seinigen in diesem letzten Zufluchtsorte, hinter halb eingestürzten Mauern, eine dürftige Sicherheit gefunden, als sie, kraftlos von Hunger und Durst, durch langen Kampf und Menschenkräfte übersteigende Anstrengung erschöpft, unter Leichen und Ruinen hin sanken. Schlaf, fester Schlaf bemeisterte sich der ermüdeten Kämpfer. Auch der Feldherr war entkräftet, und fühlte der Menschheit Schwächen; denn schon drei Nächte hatte kein wohlthätiger Schlummer seine Glieder erquickt. Aber seine große Seele besiegte auch jetzt des Körpers höchstes Bedürfniß; seine Augen schlossen sich nicht.

Sinnend setzte er sich hin an die Stufen einer Capelle, deren von Kugeln durchlöcherte Gewölbe einzustürzen drohten. Muthvolle Entwürfe durchflammten sein Gehirn; er dachte an Rettung — an die Rettung seiner Getreuen. Aber vergebens war alle Anstrengung seines umfassenden Geistes, ein zweckmäßiges Mittel zum Auswege zu finden. Alle Hoffnungen schwanden wie täuschende Luftgestalten dahin, und keine Aussicht, keine Wahl blieb ihm übrig, als Sclavenfessel — oder Heldentod. Schauder durchbebte sein Innerstes bei dem Gedanken an das Erstere; ruhiger ward er bei der Vorstellung des Letzteren. Ein schöner, freundlich lächelnder Jüngling erschien ihm der Tod für's Vaterland, winkte zu folgen in das Land der Ruhe, in den Wohnsitz der Vergeltung. — Jetzt sank die Wage, und jetzt bestimmte sich in Zrinyi's Seele der feste, unwandelbare Entschluß, sich mit kommendem Tage bis auf den letzten Mann zu

vertheidigen. — Stiller Friede kehrte nun in sein Gemüth zurück; er legte sich hin auf die Marmorstufen, und erquickender Schlaf besuchte ihn allmählig auf diesem harten Lager.

Erst mit anbrechendem Tage erwachte er eben so entschlossen, als er einschlief. Herzhaft eilte er hin in seine ehemalige Wohnung, wählte die schönste seiner Rüstungen, und kehrte, mit dieser geziert, zu den Seinigen zurück, deren Schlummer er mit dem Knall einer Pistole verscheuchte, bei dem sie sich hastig emporrafften.

Mit majestätischer Ruhe gab er ihnen den Wink, ihm in die Capelle zu folgen. Sie gehorchten. Er ging voran, stellte sich an des Altars Stufen und erhob seine Stimme: „Wackere Ungarn, Ihr meine Gefährten und Waffenbrüder, die Ihr rühmlich mit mir für König und Vaterland kämpftet! die Ihr mit felsenfester Treue, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit jedes Loos, jede Gefahr mit mir brüderlich theiltet! vergönnt mir jetzt, Euch zu fragen, ob Ihr auch entschlossen seid, der Prüfung letzte — schwerste Stunde mit Eurem Anführer zu erdulden?" — „Ja, wir sind dazu gefaßt!" erwiederten alle mit vereinter Stimme. „Wohlan, Ihr Helden! überdenket Eure Lage," fuhr Zrinyi fort, „keine Wahl bleibt uns übrig, als entehrende Sclavenfessel oder Tod! — Wozu seid Ihr entschlossen?"

„Zum Tod für's Vaterland! Ruhmvoller Heldentod ist unsere Wahl!" scholl es aus allen Kehlen.

„Brav, Ihr Söhne des Muthes! Auch ich ziehe den Tod der Knechtschaft vor. Die Geschichte wird unser Andenken verewigen, das Vaterland uns eine Thräne der Erinnerung schenken. — Wohlan! laßt uns hier vor diesem Bilde des Gekreuzigten unser letztes Gebet verrichten, und dann mit standhafter Seele zur Vollziehung unsers Entschlusses eilen." So sprach der Feldherr. Nieder auf ihre Knie senkten sich Alle; ein geistiger Balsam des Trostes floß in aller Herzen, und sie gingen nach vollendetem Gebete mit heiterer Stirn von dannen.

Eben wollten die Türken einen neuen Angriff unternehmen, um Szigeths Eroberung zu vollenden, als die Thorflügel des Schlosses sich öffneten, und die Ungarn mit blanken Säbeln hervorstürzten. Die Muselmänner

in der Erwartung, den stolzen Zrinyi, um Leben und Schonung bettelnd, waffenlos vor ihnen auf den Knien zu sehen, erstaunten über diese unerwartete Kühnheit. Jetzt fühlten sie die Kraft der ungarischen Arme. Ein verzweiflungsvoller Kampf erhob sich nun; ein Kampf, über allen Ausdruck heftig. Gleich einem grimmigen Löwen focht Zrinyi, wie blutdürstende Tiger kämpften seine Gefährten. Theuer verkaufte Mann für Mann sein Leben den Feinden. Endlich wurden sie umrungen; endlich fiel dieser und jener; immer kleiner ward ihre Zahl. Schon war der Letzte seiner Gefährten blutend dahin gesunken, schon hatte der Graf drei tödtliche Wunden empfangen, und noch kämpfte er, umhügelt von den Leichen seiner gefallenen Waffenbrüder, den Kampf der Verzweiflung fort. Jetzt erhielt er von der Hand eines Seraskiers die vierte Todeswunde; da raffte er grimmig seine letzten Kräfte zusammen, spaltete den Schädel seines Mörders, und sank sterbend dahin.

Selim verbot, die Leichen dieser Helden zu mißhandeln und Zrinyi's Anblick benetzte sein Auge. Auch das griechische Mädchen, Solimans entflohene Geliebte, lag in männlicher Kleidung unter den Erschlagenen, und hatte noch im Tode ihren theuren Befreier mit ihren Armen umschlungen. — Am folgenden Tage nahm der Sultan die Musterung seines Heeres vor, und fand, daß Szigeths Eroberung mit dem Leben von 20,000 Muselmännern erkauft ward. Dieß kühlte seinen Muth, den Krieg gegen ein — leider! jetzt erst — herannahendes Christen-Heer fortzusetzen, und er reichte willig die Hand zur Versöhnung dar.

Zrinyi's außerordentliche Tapferkeit, welche die rühmlichsten Großthaten der Römer und Griechen verdunkelte, rettete das bedrängte Vaterland, und erwarb ihm die schöne Palme des Friedens, welche dem Grabe des unvergeßlichen Helden entsproß. Ewig wird Zrinyi's Name, was auch Neid und Mißgunst an den Lorbeern des wahren Verdienstes gewöhnlich nagen, ewig wird sein Name unter der Zahl der edelsten Patrioten glänzen; die unverfälschte Geschichte des dankbaren Vaterlandes wird es laut bekennen müssen, daß er Ungarns Leonidas zu heißen und eines unsterblichen Denkmals würdig sei.

Ein anderer Geschichtschreiber macht über diesen

merkwürdigen Mann folgende Notizen: **Nikolaus Graf von Zrinyi**, geboren im Jahre 1518, Feldherr Ferdinand I. Kaisers der Deutschen und Königs von Ungarn, ein glänzender Stern in der Geschichte von Ungarn, er war Banus von Croatien, Dalmatien und Slavonien auch Tavernicus in Ungarn, er bekam schon als Knabe von zwölf Jahren bei der Belagerung von Wien durch die Türken von Kaiser Karl dem Fünften ein prächtiges Streitroß und eine goldene Kette. Unter Johann von Zapolya zeichnete er sich besonders aus. Zwölf Jahre lang vertheidigte er Croatien gegen den furchtbaren türkischen Kaiser Soliman und schlug ihn 1562 bei Szigeth mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Im Jahre 1566 erneuerte der stolze Solimann seinen alten Plan, die Festung Szigeth zu erobern. Er rückte mit 200,000 Türken vor Szigeth und forderte den Grafen Zrinyi auf, die Festung Szigeth zu übergeben.

Jedoch der Graf Zrinyi war fest entschlossen, die Festung auf Leben und Tod zu vertheidigen, obgleich die Besatzung von Szigeth nur aus einigen tausend Mann Ungarn bestand. In einer Nacht machte Zrinyi einen Ausfall mit 1000 Mann Fußvolk und 500 Mann Reiter, er überfiel die Türken im Lager, welche in tiefem Schlafe schnarchten, er ließ zuerst die aufgestellten Wachen niederhauen und richtete nachher unter ihnen ein erschreckliches Blutbad an. Die türkische Avantgarde wurde größtentheils todtgeschlagen und was nicht getödtet, wurde in die Flucht geschlagen. Soliman wurde hierüber fast wüthend, die Stadt wurde nun von drei Seiten auf das heftigste bombardirt. Die Türken versuchten mehrere Stürme, wurden aber immer mit größter Tapferkeit zurückgeschlagen, so zwar, daß alle Gräben um die Stadt mit Leichen angefüllt waren.

Zrinyi ließ noch öfter Ausfälle machen, wodurch er zwar den Türken vielen Schaden zufügte, aber auch ihn sehr schwächte, da sein kleines Heer immer mehr und mehr zusammenschmolz. Endlich nahmen die Türken die Stadt ein und Zrinyi mußte sich nach der tapfersten und muthvollsten Vertheidigung ins Schloß zurückziehen. Jetzt hatte er nur noch 217 Mann, es waren nur noch zwei Wege offen, entweder sich gefangen zu geben und sich von den Türken in Fesseln schlagen zu lassen und

die niedrigsten Sklaven zu werden oder dem Heldentod entgegen zu gehen. Von dem großen Zrinyi und von seinen übrig gebliebenen 217 Helden wurde allgemein das Letztere angenommen, er sah sein Schloß, seine Wohnungen in Flammen, nun läßt er sich die Fahnen vortragen und folgt mit gezücktem Säbel, begleitet von seiner kleinen Heldenschaar aus dem Innern des Schlosses. Schon auf der Brücke entspann sich ein furchtbarer Kampf, eine erschreckliche Schlächterei, das kleine Helden-Häuflein griff die Erbfeinde des Christenthums mit solchem Muthe, ja man kann sagen mit Tollkühnheit an, aber leider mußte es der Uebermacht unterliegen, der große Patriot Zrinyi stürzte von drei Janitscharen-Kugeln nieder und in einem Nu waren die übrigen 217 Helden dem Tode überliefert. Alle zusammen blieben auf dem Schlachtfelde der Ehre, alle zusammen starben für ihr theures Vaterland.

Aber die heißen Tage vor Szigeth haben auch dem stolzen Sultan Soliman ungeheuer viel gekostet, mehr als 20,000 Türken fanden daselbst den Tod und mehr als 15,000 Türken wurden zu Krüppeln gemacht, und doch hat Solimann diesen merkwürdigen Tag, nemlich den 7. September 1566 nicht mehr erlebt, er wurde einige Tage früher von einem bösartigen Fieber von dieser Welt weggerafft. Der Pascha von Ofen übersendete den abgeschnittenen Kopf des großen Helden Zrinyi an den Grafen Salm nebst einem Schreiben, worin er gegen den Helden seine größte Hochachtung bezeugte.

Die ganze große Weltgeschichte durch die vielen Jahrhunderte hat nur wenige Beispiele aufzuweisen, welche mit dem Heroismus und Patriotismus Zrinyi's und seiner Tapfern verglichen werden können, die rühmlichsten Thaten der Griechen und Römer verbleichen dagegen — Zrinyi ist würdig, daß er der **ungarische Leonidas** genannt wird.

Die Muse der Geschichte hat den Helden und seine Tapfern zum ewigen Andenken und Erinnerung für die Nachwelt mit goldenen Buchstaben in das Buch der Unsterblichkeit eingeschrieben. L.

Das Börsengebäude zu Augsburg

—



Lit. D. Nro. 12, 13 und 14 in der untern Maximilians-Straße, gegenüber dem Rathhause, wurde im Jahre 1829 und 1830 erbaut, und zwar auf dem Platze und Grunde der von dem berühmten Holl erbauten ehemaligen Patriziat- und Kaufleutstube, so wie des von Carl'schen oder ehedem Pfeffel'schen Hauses. — In der Mitte des Gebäudes befindet sich die Einfahrt; links und rechis sind Läden angebracht uud in dem rechts liegenden Flügel gegen den Augustus-Brunnen zu, zeichnet sich zu ebener Erde der Börsensaal mit schönen marmornen Säulen aus, der den Versammlungen der hiesigen Banquiers und Kaufleute gewiedmet ist, jedoch auch schon seit Jahren außer den Börsetagen schon mancher Vereinigung von hiesigen Bürgern zu edlen Zwecken gedient hat. — Ober demselben befindet sich ein hübsch ausgemalter großer Saal ohne Säulen mit zwei Gallerien, welcher in frühern Jahren der in der Börse weilenden Harmonie-Gesellschaft als Conzert- und Tanzsaal diente, in unsern Tagen aber, wo diese Gesellschaft sich

aufgelöst hat, als sehr geeignetes Lokal zu den öffentlichen Verhandlungen des Schwurgerichts für unsern Kreis Schwaben und Neuburg eingerichtet ist.

Das Gebäude enthält noch mehrere hübsche Wohnungen und ist mit Kupfer gedeckt. Die Einfahrt steht gerade gegenüber der Ecke des vorigen alten Börsengebäudes, an welchem die eherne Statue des Ritters St. Georg stand und wurde von demselben nach dem Bauplan 46 Schuhe entfernt gebaut, wodurch ein so großer Raum zur Straße gewonnen wurde, daß das schöne Rathhaus nun von der Steingasse aus ganz übersehen werden kann und man jetzt schon von der Karolinen-Straße aus die Ansicht der untern Maximilians-Straße hat, was früher nicht der Fall war. — Die obenbemerkte Statue der Ecke der alten Kaufleutstube ziert gegenwärtig den St. Georgsbrunnen gegenüber dem Metzgerhause am Fuße des Perlachberges.

Eulogius Schneider,
ehemaliger Franziskaner-Mönch,
wurde
als wüthender Jakobiner am 1. April 1794 in Paris auf der Guillotine enthauptet.

Es ist für Jeden von uns von hohem Belange, den Geist und das ganze Streben früherer Zeiten, besonders der letzten Dezennien, zu betrachten. Denn diese Zeit, stürmisch bewegt, wie sie war, ließ noch gar vielfache Spuren für unsere Zeit zurück.

Wenn ich also das vielbewegte Leben des genannten Mannes beschreibe, so glaube ich der Belehrung und Unterhaltung meiner Leser einigermaßen einen Dienst geleistet zu haben; denn vielfach strahlt das Wirken der ganzen Außenwelt in dem Spiegel jedes Menschen und auch dieses Mannes zurück.

Geburt und erste Lebensumstände Eulogius Schneider's.

Der Flecken Wipfeld am Main, im Landgerichte Werneck und Regierungsbezirke Würzburg gelegen, ist

der Geburtsort Eulogius Schneider's. Der Tag der Geburt war der 20. Oktober 1756. Dieser Ort ist von der Natur sehr begünstigt und liegt in einer der gesündesten Gegenden des Königreiches Bayern. Er strahlt auch als Geburtsort des gekrönten Conrad Celtes und des berühmten Theologen Engelbert Klüpfel. So hatte ihm also die Natur eine doppelte Wohlthat erwiesen, indem sie ihm eine schöne gesunde und dabei berühmte Gegend zum Geburtsorte anwies. Seine Eltern waren, wie aus seinen, in vier Auflagen erschienenen Gedichten hervorgeht, einfache Landleute. Er selbst preiset an seiner Mutter vorzügliche Herzensgüte und Mitleid gegen Arme. Der Weinbau war vorzüglicher Erwerbszweig seiner Eltern.

Der Name, den Schneider in der heil. Taufe erhielt, war Johann Georg; denn Eulogius war sein Klostername, der ihm in Beziehung auf seine Talente als Redner wohl paßte. Diese freilich erst in der Folge entwickelten Anlagen zeigten sich indessen schon in dem Knaben. Ein Freund desselben, glaubte es daher gut zu treffen, wenn er ihn dem Studiren widmete. Eulogius Schneider selbst legt in einem seiner Gedichte diesem Manne die Worte in den Mund:

„Aber da mir die Kindheit so sanft, so glücklich dahinfloß,
Sah mich ein Edler und sprach:
„„Der Knabe gehöret den Musen an!""

Ob er gut gethan habe, daß er den lebhaften Jünger dazu bestimmte, wird der Erfolg mehr als zur Genüge zeigen. Schneider selbst drückt sich darüber so aus:

„Hätt' er geschwiegen! Jetzt säng' ich vielleicht ein fröhliches Herbstlied,
„Preßte die Trauben, mit eigener Hand am Stocke gepfleget!" rc.

Schneider ward also nach dem Wunsche dieses Edlen, dem wohl die fromme Mutter gerne beipflichtete, an's Gymnasium nach Würzburg gebracht, wo er sich fleißig den Wissenschaften widmete.

„Hier nun saß ich im stolzen Artann und füllte mit Wörtern
„Mir das Gehirn und dünkte mich weise." rc.

Allein er fand bald Gelegenheit, der sinnlichen Po-

tenz mehr als erlaubt war, Genuß zu geben und er gab ihn.

Hatten seine intellektuellen Anlagen ihm einen Freiplatz im Julius-Hospital erworben, so zog sein ausschweifendes Leben, welches den Jesuiten, die das Gymnasium damals verwalteten, nicht verborgen blieb, ihm wieder den Verlust dieses gewiß bedeutenden Vortheiles zu. —

Er kam nun auf die Universität, wo er sich zwar viele Kenntnisse sammelte und seine Fertigkeit in der deutschen Sprache durch Lektüre der besten damaligen Autore befestigte und erhöhte; aber auch immer mehr der bösen Lust, der Sinnlichkeit und einem verderblichen Freiheitsschwindel sich in die Arme warf, von welchem er nie mehr losgelassen ward. Da faßte er den Entschluß, in den Franziskaner-Orden zu treten. Er drückte sich selbst darüber so aus:

„Wie wenn der Sturm ein irrendes Schiff mit Ingrimm ergreift, zehnmal im Wirbel es dreht und endlich an Felsen es hinwirft, daß es krachend zerspringt: der Pilgrim mit bebenden Armen eines der Trümmer umschlingt und ein nahes Gestade sich träumt, also ergriff ich den Entschluß, ein Mönch zu werden.“ 2c.

In Bamberg, wo er wegen seiner Kenntnisse sehr gern aufgenommen ward, legte er im Franziskanerkloster die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsames ab.

Ohne mich hier zum Seelenkenner aufzuwerfen, glaube ich sein früheres und späteres Betragen mit diesem Akte vergleichen zu dürfen. Da wird uns unwillkühlich der Gedanke auftauchen: Schneider trat gezwungen in's Kloster, nicht aus Neigung; und dieser Gedanke wird uns alles Folgende erhellen. Nachdem er einige Zeit dort in Bamberg im Kloster gelebt hatte, ward er nach Salzburg und Augsburg geschickt, um die jüngern Ordensgeistlichen in den alten Sprachen, in der Philosophie und Theologie zu unterrichten. Als Lektor in Augsburg entwickelte er Ansichten, die mit seinen nunmehrigen Lebensverhältnissen und seiner Umgebung schon gar nicht harmonirten. Er wollte nichts von Armuth, wohl aber vom Wohlleben wissen. Um die Keuschheit bekümmerte er sich so wenig, daß er vielmehr sich als einen nur zu

9*

großen Freund des weiblichen Geschlechtes bezeigte. Und nichts war ihm unausstehlicher als die Klosterdisziplin zu beobachten. Da zeigte sich's, wie sehr es gefehlt sei, sich einem Stande zu widmen, der seinen Ansichten schnurgerade entgegen steht.

Wurde er deßhalb schon bisher gehaßt, so stieg die Anfeindung auf's Höchste, als er die „Toleranzpredigt" hielt und da Ideen auftischte, die, wenn auch an sich eben minder arg, als seine Gegner ausschrieen, doch mit den Glaubens- und Lebens-Ansichten seiner Mit-Ordens-Collegen im Widerspruche standen. Andererseits zog sie ihm aber auch hohe Gönner zu, unter denen besonders der damalige Herzog von Würtemberg zu erwähnen ist.

E. Schneider als Hofprediger.

Dieser Herzog war es, der ihn, als guten Prediger, aus der Zelle des einsamen Klosterlebens und aus der Mitte seiner Feinde und Brüder zu sich nach Stuttgart berief, im Jahre 1786 und im 30. Jahre seines Lebens. Dieser Ruf war für ihn theils gut, theils schädlich. Er war schädlich, denn seine fanatischen Ideen von Freiheit, sein Haß gegen alles Gesetz und alle Schranken konnten sich freilich an einem Hofe nicht vollends, aber doch noch viel entwickeln. Er war aber auch gut; denn sein Rednertalent, um welches ihn seine Feinde wohl beneiden, daß sie ihm aber nicht abstreiten konnten, konnte er hier gleichfalls mehr ausbilden. Er widmete sich auch hier den Wissenschaften mit allem Eifer, wie mehrere unter folgenden Schriften zur Genüge beweisen.

E. Schneider kommt nach Bonn und Straßburg — Sein Tod.

Allein auch hier war er nicht an der Stelle, die ihm ganz gefiel und der er paßte. Diese und andere Gründe machten, daß er nach Bonn berufen ward, um dort als Gymnasiallehrer die schönen Wissenschaften zu doziren. Die von ihm beim Antritte dieses Amtes gehaltene Rede ist gewöhnlich seinen Gedichten nachgedruckt, und verdient gewiß Beifall in Anschauung der Sprache und des Ausdruckes. — Sein Leichtsinn und seine große Unklugheit zogen ihm aber auch da Anfeindungen zu, die ihn veranlaßten, Bonn zu verlassen. Er ging dann nach

Straßburg, ward Vikar des Bischofes Brendel und zugleich Professor der Theologie. Blieb er aber? Nicht minder. Er schlug sich auch hier zur Partei der damaligen Freiheitsschwärmer, ward Ankläger und erhielt später noch mehrere solche Dienste, welche an sich verhaßt waren und die er noch mehr verhaßt machte. Er, der früher von nichts als Menschenliebe gepredigt hatte, zeigte nun in sich den größten Wütherich. Ich will meine Leser nicht mit der weitern Geschichte seiner Thaten hinhalten; denn sie sind eben so betrübend als unrecht. Sind doch die Scenen der Revolution der Franken schon traurig genug, daß wir der Auffrischung derselben gar nicht bedürfen! — Seine Tyrannei zog ihm aber Vergeltung zu; er ward der Verletzung des Rechtes, der Freiheit und Gleichheit angeklagt, nach Paris geschleppt und nach einer dreistündigen Ausstellung auf eben jener Guillotine, auf der nach seinem Befehle so viele Schuldlose ihr Leben ließen, endlich vom Beile in's andere Leben hinüberbefördert.

So weit führt sinnliche Lust. Denn der Baum des Wissens ist, wie Milton trefflich sagt, nicht der Baum des Lebens. Und diese gehaltvollen Worte fanden hier einen neuen Beweis ihrer Wahrheit, wenn sie je eines solchen bedürfen sollten!

Charakteristik E. Schneider's.

Eulogius Schneider war ein Mann von vorzüglichen Talenten. Er besaß ziemlich große Fertigkeit im Latein, Griechischen, Französischen, Italienischen und Englischen. In letzterer Sprache unterrichtete er während seines Aufenthaltes in Salzburg auch den P. Aegidius Jais. Seiner Muttersprache war er Meister. Die von ihm verfaßten Predigten, Gedichte, Reden ꝛc. erhielten stets allgemeinen und verdienten Beifall; denn er wußte den Ton zu treffen und den passenden Ausdruck zu wählen. Wohl werden aber auch seichte oberflächliche Ideen, irrige Ansichten, Ausflüsse der Parteilichkeit gefunden; allein es gilt auch hier, was Horaz von Homer sagt: Bonus dormitat Homerus. (Selbst der Vater der Dichtkunst ist hie und da etwas fehlerhaft.)

Wenn aber seine Intelligenz in solchem Lichte strahlte, so ist die moralische Seite Schneiders höchst tadelns-

werth. Lüstern, aufbrausend, gesetzlos (ex lex), höchst leidenschaftlich, unbesonnen handelnd, konnte ihm nur Uebles widerfahren. Seine Ansichten waren oft auf unzeitige oder sogar grundfalsche Grundsätze gebaut; kurz: seine intellektuellen Kräfte waren von der herrschenden sinnlichen Potenz unterjocht; und da konnte, — denn ein schlechter Baum bringt nie gute Früchte — nur Unheil und Strafe erfolgen.

Seine Schriften.

Eulogius Schneider schrieb gegen 36 einzelne Schriften, theils in deutscher, theils in lateinischer oder französischer Sprache. Alle hier anzuführen, halte ich für überflüßig, und beschränke mich auf folgende:

1. Römisches Kirchenjournal; aus dem Italienischen übersetzt. Augsburg 1785.
2. Chrysostomus Reden über Matthäus und Johannes. Augsburg bei Klett.
3. Predigt über die christliche Toleranz. 1785.
4. De Philosophiae in sacro tribunali usu, commentatio. Stuttgartiae 1786.
5. Gedichte. 1. Auflage. Bonn und Cöln 1790. 2. Auflage. Frankf. 1790. 3., 4. Aufl. 1813.
6. Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen. Breslau 1790.
7. Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und des Styles insbesondere.
8. u. 9. Patriotische Rede — und Trauerrede auf Joseph II.
10. Bild des guten Volkslehrers. Eine Predigt. Straßburg.
11. Politisches Glaubensbekenntniß.
12. Discours sur l'education des femmes. Strassbourg 1792.
13. Nach seinem Tode erschien noch: „Der Guckkasten. Ein komisches Gedicht aus den hinterlassenen Papieren des Eulogius Schneiders." H.

Ein anderer Polyhistor schildert den abgefallenen Franziskaner-Mönch **Eulogius Schneider** wie folgt:

Eulogius Schneider, geboren am 20. Oktober 1756 zu Wipfeld bei Würzburg widmete sich dem geistlichen

Stande und trat zu Bamberg als Novize in das dortige Franziskaner-Kloster. Er benützte die Zeit, welche er im Kloster zubrachte, vorzüglich auf Sprachstudium und Philosophie, denn er zeigte großes Talent für Beredsamkeit. Er war auch einige Zeit in dem Franziskaner-Kloster zu Salzburg und Augsburg. Sein Geist war immer sehr bewegt und unruhig, er schwärmte, sang und dichtete immerwährend in der stillen Klosterzelle vom Völkerglück und vom Glück der Liebe. Die Armuth des Kloster war sein Haß, Wohlleben seine Freude, die Keuschheit sein Aergerniß, im Gegentheil war er ein großer Anbeter und Verehrer des weiblichen Geschlechtes. O welch' ein großer Fehler, sich einem Stande zu widmen, welcher seinen Ansichten schnurgerade zuwider ist. Ovids Werke und andere erotische Schriften sind ihm lieber gewesen, als alle Legenden der Heiligen und Evangelische Erzeugnisse. Im Jahre 1786 erhielt er die Stelle eines Herzoglich Würtembergischen Hofpredigers in Stuttgart. Allein der Herzog war mit seinen gar zu auffallenden Predigten nicht lange zufrieden, deswegen legte Schneider diese Stelle wieder nieder und ging im Jahre 1789 nach Bonn um daselbst an der neu errichteten Universität als Professor die griechische Sprache und Eloquenz zu lehren. Diese neu errichtete Universität war weiter nichts als ein Heerd falscher Aufklärung für das katholische Deutschland. Eulogius Schneider spielte nun in Bonn den Aufklärer im höchsten Maaße und suchte sein falsches irreführendes Licht nach allen Seiten hin zu verbreiten. Dem damaligen Kurfürsten und Erzbischofe von Köln, obwohl selbst ein sehr lichtfreundlicher Herr, mißfielen aber doch die gar zu freien Aeußerungen und Revolutions-Predigten so sehr, daß sich Eulogius Schneider gezwungen sah, von Bonn wieder abzumarschiren. Im Jahre 1791 wanderte Eulogius Schneider nach Straßburg und wurde daselbst bei dem constitutionellen Bischof Vikar. In Straßburg erregte er durch seine freisinnigen und aufrührerischen Reden großes Aufsehen und wurde nachher für die Provinz Elsaß bei der Armee zum Cicilcommissär befördert und bald darauf erhielt er das Amt eines öffentlichen Anklägers bei dem peinlichen Tribunal des Nieder-Rheines. An der Spitze einer Revolutions-Armee und

begleitet von einer Köpfmaschine durchzog er nun das schöne Land Elsaß, als Loosungswort führte er stets im Munde „zum Wohl des Vaterlandes,“ und überlieferte auf die Aussage zweier nichtswürdiger Agenten, welche grundschlechte Kerl waren, Menschen jeden Alters, jeden Geschlechtes, alt oder jung, Schuldige wie Unschuldige dem Blutgerüste. Eulogius Schneider wurde nun ein erschrecklicher Wütherich, ein Tiger in Menschen-Gestalt. Oft hörte man, wenn Unschuldige geköpft worden sind, von diesem Unmenschen und seinem abscheulichen Anhange rufen: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Gleichheit! Es lebe die Bruderliebe! Ein ganzes Jahr lang ließ man diesen abscheulichen blutdürstigen Wüthrich, sein erschreckliches, blutbeflecktes Amt ausüben, ohne ihn zur Verantwortung zu ziehen. Eulogius Schneider hatte sich bei seinem schändlichen Handwerke und durch seine abscheulichen Schlechtigkeiten große Reichthümer gesammelt. Aber durch sein üppiges, wohllüstiges und verschwenderisches Leben und durch seinen Stolz erhielt er zahlreiche Feinde.

Am 20. Dezember 1793 als er nach Straßburg zurückkehrte, ließen ihn die beiden Commissäre des Convents St. Just und Lebas in's Gefängniß setzen. Den folgenden Tag wurde er auf einem Blutgerüste mehrere Stunden öffentlich zur Schau ausgestellt, darauf nach Paris transportirt und nachdem er mehrere Monate im Gefängniß war, zum Tode verurtheilt und am 1. April 1794 wurde er auf der Guillotine oder Köpfmaschine enthauptet. Dieser abscheuliche Bösewicht erhielt nun auch für seine schändliche Thaten, seinen wohlverdienten Lohn, er mußte seine schwarze teuflische Seele am Schandgerüste aushauchen.

Auf diese schaudervolle Art endete dieser sonderbare Mann als ein warnendes Beispiel, wohin Stolz, Habsucht und Selbstsucht den Menschen führen können. L.



Christoph von Schmid,
Domkapitular in Augsburg, Jugendschriftsteller.

Christoph v. Schmid erblickte am 15 August 1768 in Dünkelsbühl, einer Stadt in Mittelfranken in Bayern, das Licht der Welt. Er war der älteste Sohn eines Beamten der beim deutschen Orden angestellt war. Er vollendete das Studium der Theologie zu Dillingen unter der Leitung seines Gönners und nachmaligen Freundes Johann Michael Sailer, welcher später Bischof von Regensburg wurde. Christoph v Schmid hatte in seiner Jugend mit Armuth und Nahrungssorgen zu kämpfen, bis er seinen Zweck erreichen konnte. Am 17. August 1791 empfing er die heilige Priesterweihe,

wurde nach einiger Zeit Pfarrhelfer und hierauf Schulbeneficiat in dem Marktflecken Thanhausen an der Mindel. Während er in seinem Amte segensreich wirkte, entwickelte sich schon die Blüthe seiner künftigen schriftstellerischen Thätigkeit. Im Jahre 1801 gab er zuerst seine allgemein bekannte in mehreren Auflagen verbreitete „biblische Geschichte für Kinder" in 6 Bändchen heraus, von welcher auch ein Auszug in 2 Bändchen erschien; dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Ermuthigt durch den ersten literarischen Versuch, welcher so glänzend ausfiel, gab er den ausgezeichneten „ersten Unterricht von Gott" heraus, welcher zu den ersten Leseübungen bestimmt ist. Gewiß viele tausend Erwachsene werden sich noch mit Freuden an ihre Jugend erinnern, in welcher sie durch den lieblichen „ersten Unterricht von Gott" das Lesen gelernt haben. 1810 erschien Genovefa; 1816 die Ostereier; 1821—1826 seine herrlichen reichhaltigen Erzählungen für Kinder, und eine große Anzahl anderer kostbarer, werthvoller Jugendschriften, z. B. das Blumenkörbchen, Rosa von Tannenburg, wie Heinrich Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam u. dgl. Im Jahre 1816 verließ Christoph v. Schmid sein geliebtes Thanhausen, in welchem er beinahe 20 Jahre segensreich gewirkt hatte und ihm bereits zu seiner zweiten Heimath geworden war; er übernahm die Pfarrei Ober-Stadion im Königreich Würtemberg, welche ihm vom Grafen Stadion verliehen wurde, und verwaltete dieselbe 11 Jahre. Den Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an der Universität in Tübingen hat er abgewiesen, eben so wenig war er zu bewegen das Direktorium des bischöflichen Priester-Seminars in Rottenburg zu übernehmen.

Seine Verdienste und Leistungen zur Bildung für die Jugend waren überall anerkannt, deswegen beförderte ihn König Ludwig, der gewiß jedes Verdienst zu schätzen weiß, im Jahre 1826 zum Domkapitular in Augsburg und wurde am 24. Mai 1827 installirt. Als im Jahre 1832 in Bayern die Kreisscholarchate eingerichtet wurden, wurde Christoph v. Schmid zum ersten Mitgliede des damaligen Ober-Donaukreises ernannt und 1837 von dem Könige durch Verleihung des Civilverdienstordens der bayerischen Krone ausgezeichnet. Jede Stunde

welche der überaus thätige Mann neben seinen vielen Amtsgeschäften erübrigen konnte, verwandte er zur Verfassung von Jugendschriften; von Morgens 4 Uhr, sowohl im Winter als im Sommer, saß er an seinem Arbeitstischchen in seinem traulichen Studirzimmer. Er sagte oft: „Nur die Zeit von Morgens 4 bis 8 Uhr gehört vom Tage mir, darum muß ich sie benützen."

Von seinen Schriften erschien eine Gesammtausgabe in vielen Bändchen sehr schön und elegant gedruckt, mit sehr schönen Titelbildern in der Wolff'schen Buchhandlung in Augsburg. Auch erschienen früher von seinen Schriften auswärts verschiedene Nachdruck-Ausgaben. Dieselben wurden auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. In Frankreich, Italien, Spanien, England wurden viele Ausgaben veranstaltet und in vielen tausend Exemplaren verbreitet. Selbst über dem Weltmeer in Amerika erhielten Schmid's Schriften die günstigste Aufnahme und wurden häufig gelesen. Es soll sogar eine Ausgabe in brasilianischer Sprache erschienen sein.

Im Jahre 1841 feierte Christopb von Schmid sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, und zwar auf den Wunsch der Bürgerschaft in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, die alles aufbot, den Jubelgreis feierlich in ihren Mauern zu empfangen. 1847 am 15. August feierte Christoph v. Schmid seinen achtzigsten Geburtstag, und zwar wurde derselbe auf das Festlichste begangen, mit großer Freude unter zahlreicher Theilnahme von Jung und Alt und von beiden Confessionen, bei welcher Gelegenheit auch eine ansehnliche Deputation aus seiner Vaterstadt Dünkelsbühl erschien um ihm Glückwünsche darzubringen. Der vortreffliche Augsburgische Künstler Herr Neuß verfertigte zum Andenken dieses Tages eine meisterhafte sehr gelungene Denkmünze, welche dem edlen Jubel-Greise in Gold überreicht wurde. Das Jahr darauf beehrte ihn die Universität Prag, aus Veranlassung ihrer fünfhundertjährigen Jubelfeier, mit dem Diplom der theologischen Doctorwürde, und im Jahre 1850 schmückte Se. Maj. König Maximilian von Bayern die Brust des verdienten Mannes mit dem Commenthurkrenz des Verdienstordens vom heil. Michael.

Als Christoph v. Schmid schon über achtzig Jahre alt war, war er noch immer sehr thätig und spendete

von Zeit zu Zeit noch Früchte seines Fleißes, die das Anzeichen eines beständig ewig jugendlichen Geistes verriethen. Die ganze Stadt Augsburg ehrte und liebte den heitern freundlichen Greis, und wenn ihn die Kinder auf der Straße sahen, so liefen sie auf ihn zu, um ihm die Hand zu küssen. Er wußte jedem Kinde bei solcher Gelegenheit mit freundlich lächelnder Miene eine gute Lehre zu geben, welche mit so herzlichem Vortrage geschah, daß die Kinder oft bis zu Thränen gerührt wurden und sehr gerne die Worte des ehrwürdigen Greises befolgten.

Im Jahre 1853 erschien seine letzte noch unvollendete Schrift: „Erinnerungen aus meinem Leben", in 2 Bändchen, von denen das zweite vorzugsweise Erinnerungen an seinen Lehrer Sailer enthält. Obwohl im hohen Greisenalter verfaßt, sind sie mit einer seltenen Gedächtnißtreue und Frische geschrieben. Christoph v. Schmid fühlte sich verpflichtet, diese Erinnerungen Sr. Majestät dem König Ludwig, als einem der ausgezeichnetsten Verehrer Sailers zu übersenden. König Ludwig schrieb dem Verfasser eigenhändig am 15. Januar l. J. nachstehende huldvolle Worte zurück: „So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendigt. Thränen stehen in meinen Augen. Es ist ein neues Verdienst, das Sie zu ihren vielen Verdiensten fügen — diese Ihn und Sie ehrenden Erinnerungen. Schmid's Kinderschriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segenverbreitend sein. . . Daß Sie aus Sailers und daß Sie aus ihrem Leben diese Erinnerungen aufgezeichnet, ist nutzreich und erfreulich! Mit diesen Gefühlen Ihr Ihnen wiederholt dankender Ludwig."

Kurz vor seinem Tode wurde ihm noch eine Freude zu Theil, welche wie ein letzter Abendsonnenblick den Schluß seines Lebens verklärte. Es erwiesen ihm nämlich fast sämmtliche HH. Bischöfe Bayerns bei ihrer letzten Anwesenheit in Augsburg die Ehre eines Besuchs. Als sie wieder scheiden wollten, sagte Christoph v. Schmid, sich an den Hrn. Erzbischof von München wendend: „Ich stehe nahe dem Grabe, und es wird mir das hohe Glück in diesem Leben nie mehr zu Theil werden, meine HH. Kirchenfürsten zu sehen; ich bitte

Ew. Excellenz mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu ertheilen." Er ließ sich sofort auf ein Knie nieder, die in ihren bischöflichen Gewändern anwesenden Würdenträger umstanden ihn, und der Herr Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick.

Als im Jahre 1854 der liebe Gott die erschreckliche Geißel, nämlich die furchtbare Cholera-Krankheit auch über Augsburg kommen ließ, wodurch mehr als 1500 Menschen in zwei Monaten als Opfer fielen, wobei so viele Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern, Verwandte und Bekannte beweint wurden. Leider unter diesen Opfern befand sich auch unser unvergeßlicher Christoph v. Schmid, er wurde eine Beute der grausamen unerbittlichen Cholera. Er verschied am 3. September Morgens halb 8 Uhr und wurde am 6. desselben Monats begraben. Der edle Jugendfreund, der bis jetzt unübertroffene Jugendschriftsteller, der große Pädagoge, der nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in fremden Ländern so einflußreich auf gute Erziehung und Sitte der Jugend wirkte, wurde beweint und betrauert von Jung und Alt der ganzen Stadt Augsburg.

Zum Schlusse der Biographie des edlen Greises will der Guckkastenmann noch den Wahlspruch des menschenfreundlichen Königs Heinrich IV. von Frankreich in Anwendung bringen, welcher hieher so gut paßt und so lautet:

„Von einer guten oder schlechten Erziehung der Jugend hängt das Wohl oder Wehe ganzer Völker und Staaten ab." L.

Das Schreiben eines Wahnsinnigen.

Es werden vielleicht schon viele unserer verehrten Leser den höchst traurigen Zustand wahnsinniger Menschen oder sogenannter Irren gesehen haben. Mit solchem Namen bezeichnet man gewöhnlich solche unserer Mitmenschen, bei denen es im Kopfe, als dem angenommenen Sitze der Geisteskräfte, nicht mehr richtig, mehr oder minder, hergeht, bei welchen die geistigen Kräfte,

der Verstand, mehr aber noch die Vernunft oder Beurtheilungskraft sehr zerrüttet und in großer Unordnung sich befinden. Es ist dieses offenbar eine Seelenkrankheit, worunter freilich auch immer der Körper, wenn er keine besondere Pflege von gescheidten Leuten erhält, sehr leidet.

Schrecken verursachende, plötzliche Eindrücke von außen können selbst nervenstarke Menschen in solchen Zustand versetzen. Die Geschichte der Menschen erzählt uns viele Beispiele hievon zur Warnung vor schlechten Witzen und muthwilligen Neckereien. — Ferner geben Veranlassung zum Irrewerden verschiedene Krankheiten und Uebel, wobei unordentliche Cirkulation des Blutes oder auch Erschütterung der Kopfnerven stattgefunden haben. Ein einziger Tropfen gestockten Blutes im Gehirn kann den Wahnsinn zur Folge haben. — Viele sind schon irre geworden durch den Genuß narkotischer Gifte, welche das Blut verderben, durch plötzlichen Eindruck von Freude; mehr aber noch durch unmäßige Traurigkeit, Kummer und Sorgen, was man gewöhnlich Alteration nennt. — Menschen melancholischen Temperaments sind hiezu am meisten geneigt, ja selbst ein düsteres Klima (wie z. B. in London), eine besondere Lage des Wohnortes machen Eindruck auf solche Leute. —

Bewiesen ist es indessen auch, daß das Streben nach dem, was des Menschen Geist zu erfassen niemals im Stande ist, manchen Kopf schon irre gemacht hat; denn die göttliche Weisheit hat jedem geschaffenen Wesen seine Gränzen vorgezeichnet, über welche hinauszuschreiten den größten Schaden bringt. — Obgleich wir eine unsterbliche Seele besitzen und berufen sind zur Gottähnlichkeit, so müssen wir dabei doch niemals vergessen, daß wir dem höchsten Wesen gegenüber Staub sind, daß wir weniger als Engel sind und daß wir in irdischer Hülle und auf irdischer Scholle uns befinden, die es uns bis zur Trennung der Seele von dem Leibe unmöglich machen, jetzt schon, wie geistige Wesen, überirdische Räume mit Klarheit, Schnelligkeit, Durchdringlichkeit und Unsterblichkeit (den vier Haupteigenschaften der seligen Geister) durchwandeln oder bewohnen zu können, welches wir von unsern

vorausgegangenen Lieben mit Gottes Gnade hoffen. — Die Religion sagt uns ja: Je nachdem der Mensch seine irdische Bestimmung erfüllt hat, wird er auch im Jenseits verherrlicht werden oder seinen Lohn empfangen. Die Gottheit hat uns schon geoffenbart, was unserm Geiste zu unserer irdischen Pilgerfahrt zu wissen angemessen ist. Wir haben zu prüfen, ob die Geister aus Gott sind, und die Wahrheit wird bald unverhüllt vor uns stehen. — Jeder Mensch kann seine Seelenkräfte nach seinem Stande und Berufe ausbilden lassen, wenn er nur guten Willen dazu hat, und Gottes Geist wird ihn dann unterstützen.

Eitelkeit des Geistes, unbegränzter Ehrgeiz, übertriebene Leidenschaften, wie Geiz, Zorn, romantisch verliebte Gefühle ohne Maaß und Ziel, waren oft schon Erzeuger des Wahnsinns, welcher daher auch oft Strafe des Höchsten ist. Vorsichtig müssen wir sein, in diesem Punkte ein Urtheil zu fällen; denn nicht uns, sondern dem Herrn gebührt das Gericht. Die heilige Geschichte erzählt uns ein Beispiel an dem stolzen Könige von Assyrien, Nabuchodonosor — sein eigenes Bekenntniß — wie stolz er gewesen auf seine Thaten und auf die Erbauung seines prächtigen Babylons; wie er sich Gott gleich schätzte, wie ihn jedoch dieser Gott und Herr mit Wahnsinn schlug, daß ihm Haare und Nägel wuchsen und er das Futter der Ochsen fraß; wie er sich zum Herrn bekehrte und wieder vernünftig wurde. Diese merkwürdige Geschichte ist zu lesen beim Propheten Daniel, Kapitel IV. Vers 1—34.

Wie denkt der Mensch, wenn er keinen Verstand mehr hat? — Seine Reden beweisen das Labyrinth der Gedanken in seinem Gehirne, mehr aber noch seine Schreibart. — Da es sehr selten ist, daß ein Wahnsinniger viel schreibt, so hat das Schreiben eines solchen für Psychologen besondern Werth. —

Der Schreiber des nachfolgenden Briefes war ein geschickter Juwelier, Gold- und Silberarbeiter im besten Mannesalter, verehelicht und kinderlos. Vor ungefähr 22 Jahren starb er als Wahnsinniger im Krankenhause. Wie wurde er wahnsinnig?

Es wurde bei ihm einst eine große silberne Vase bestellt, welche er, weil er ehrgeizig war, mit großem

Fleiße fertigte. Nachdem sie vollendet, wurde sie ihm vom Besteller abscheulich getadelt und abgezwackt, wie man zu sagen pflegt, worüber sich der Künstler sehr kränkte und bald darauf in eine hitzige Fieberkrankheit fiel, worin er viel phantasirte. Von Stunde an, selbst nachdem der Körper genesen, wurde der Geist mehr und mehr zerrüttet. — Seinem Geschäfte konnte und wollte er nicht mehr vorstehen, und seine arme Ehefrau war ihres Lebens nicht mehr sicher. Die Seinigen waren genöthigt, ihn in Verwahr und ärztliche Behandlung dem Krankenhaus zu übergeben, denn damals war eine Irrenanstalt in dortiger Gegend noch nicht eingerichtet.

Er gewöhnte sich bald an das Krankenhaus, betrachtete dasselbe als seinen Palast mit Gärten; die männlichen Patienten als seine Diener, die weiblichen Patienten als Frauen und Mädchen seines Harems, die Aerzte als seine Minister und Generaladjutanten, sich selbst aber als den türkischen Kaiser, zu andermalen als den Pascha von Egypten, als Schah von Persien, dann wieder als Großmogol von Indien, oft auch als kriegführenden Antiochus auf der ganzen Erde. — Obgleich wahnsinnig, las er gerne Zeitungen, sprach über Politik, Staatswesen, Kriege, über den Prinzen Louis Napoleon, wovon er in den Zeitungen las, u. dgl., und spielte ausgezeichnet gut Tarok. — Mit einfacher Kost und Wohnung war er zufrieden, hatte auch ein gesundes Aussehen, uüd erschien in seinem Schlafrocke mit schönem langem Barte und edlen Gesichtszügen, das Haupt mit einem Käppchen bedeckt, wie nochmals ein Pascha oder Morgenländer, nur durfte man ihm nicht viel widersprechen, sonst gerieth er gewaltig in Zorn, rief seine Leibwache und kommandirte Kriegsheere.

Er schrieb auch öfters und mit vielem Interesse erhielt auch ich als Nachbar einst ein Schreiben von ihm auf vier Quartseiten, welches Aktenstück uns ein Bild von der Verwirrung seiner Denkkraft gibt, obwohl es Spuren frühern Studiums mancher Wissenschaften, seines Geschäftslebens und seiner Belesenheit zeigt. Dieses Schreiben hatte keine Adresse, keinen Datum und keine Anrede. Wir wollen es hier mit allen seinen orthographischen Fehlern, also buchstäblich, wiedergeben und zwar zur Warnung für Jene, welche im Besitze von

Reichthum oft übermüthig sind, und einem Künstler oder Geschäftsmann bei Bestellung von Arbeiten oft unnöthigen Tadel bei deren Ablieferung aussprechen und ihn durch geiziges Abzwacken am Verdienste kränken. — Ferners ist es mir und meinen Freunden eine Mahnung, stets demüthigen Geistes zu sein und die von Gottes Vorsehung aufgelegten Kreuze und Beschwerden des Lebens mit Geduld zu ertragen — sich nicht so thöricht zu kränken, daß man in schwere Krankheiten falle, die bisweilen Irrsinn nach sich ziehen. Der liebe Gott bewahre uns vor solchen Uebeln und gebe dem längst Hingeschiedenen klare Erkenntniß in den Wohnungen des ewigen Friedens. — Das sehr leserliche Schreiben in deutscher und lateinischer Schrift lautet:

„Eine aus Cataranien 4 mahl 100,80000 Meilen von hier aufgefangene wilte Schacht-Mauß erleget heute Nacht die gantze offene Welt mit sammt ihren Schätzen, Cuntonantischen Rewenüen und anstantenen Natur Aussteuern mit 40238 goltenen Kayser Reichen und 8 Groß Monarchische Kayser und Große Königreiche mit Goltenen Schatullen, Caßen und einrollirten Fäßern mit 8 fachen Erzeugnißen und 4 fachen Fässern mit Cananentischen Severin Thlern Moguls Plänschlen und runten Golt-Stangen von 12000 mill Millionen-Grätigen Golt, in Nominal ein Ducaten 4 mahl 100,80000 Millionen (und in Temtamuntas Cananentas in Umniarum 80000 Millionen Tonnen Goltes in Sancta Munta Neminis, et in Umniorum et arum Amen, nebst eine vom feinsten Pergament erstantene Natur-Sch-rifft arbeitet am Canal Tyoreminas mit goltenen Buchstaben und von Prillant-Steinen beschlagenen Rahm bei Gottes Heiligkeiten 218 Jahr in Verwahrung gegebenes Tepositum als Unterpfant von 228 Goltenen Gottheiten und 4 großen Allmachten mit Leib und Lewen Amen. Eine Vierfüßige Katze ebenso weit her erleget 4 mahl 100, und 80000 große Goltene Königreiche und 2000 Amatisten Heiligkeits Reiche mit Prilliantirten Thlrn, Hananentischen Schätzen, und Ignanenischen Cumunications Schatz-Cammer Schätzen auf Eleonora Mantanta Curantanas 628 Amatisten Kayserlichen Herrlichkeiten und Ernestum de Ludovicum als großen Allmächtigen Allweisen und Allwißenden Schöpfer Himmels und der Er-

ten Caninanisches Vermögen, Aussteuern und Montantische Crönungs Cronen, erlegen alle Heilige Cronen, Nawalentische Schatz Cammern und Indianische allerreichsten Schätze, Cumunications Reiche und Pantitten Cassanen Reiche auf immer und ewiges Leben Amen.

Eine Kuh in Malta und eine Wölfin in Peßanenien halten die Hypotecken auf diese zwey Thierer ieten Gulten Nominal mit 800000 Luitoren und beentigen übermorgen in der Fruh um 6 Uhr mit Feuer Pech und Schwefel und mit Donner Plitz und Hagel auf Tyatrana Corona in Umniarum Amen.

Ein prillianterner Pflaster Stein und ein Beiligen Stock in Mintelheim ersetzen 300000 mille Mill. mahl mehr in 18 großen Golt-Meeren und 628 Struteln mit Majorin von Anhalt Teßau und Cananena Tawella Matisicranas von Priiliant Stein mit samt ihren Schätzen, Vermögen und Mantantischen Aussteuern und entiget in der 2ten 24 Stunte nach Absolvierung des großen Allmosenier mit 3 großen Donnerschlägen Abfeurung aller großen Welt Canonen Pumpertemang von 3 mahl 24 Stunten mit Feurigen Kugeln und Pummen muß alles abgelöset werten und mit großen Krachen und Granaten Feuer wilt der große Helt de Ludovicus Napoleonus seine große Astronomische Feuer und Lufft Regierung antreten und zur Großen Canarianas Menthamentioras Incurantementinorum Umniarum Amen.

Am ersten Pfingst-Feuertag werten alle Theilnehmente wilte Mohren und Ananentische Christliche Hayten in dieser offenen Welt erscheinen, um ihren Neugelösten Allmächtigen Grausamen Helten aller Helten von der 18 Jährigen Hottentotten Juten und Schimmeles Gefangenschaft erlösen, und mit ihm einziehen in ein neues Reich, das man dazu bereitet hat, und übergeben an de Ludovicum Napoleonem alle heilige Gemahlinen Allmonantische Gottheiten und Höchst Dero Christliche Heiligkeiten mit samt und sonters Amen. Aurorus de Deorum, Caimancus Tellanentas et in Umnis Cumanentississimorum Umniarum Amen. Auf de Deum Mantantas, Cumanentas Umnias et Mantana Corona Awella, Indiana Teller et Messipoteminus Mantantus in Umnispotentississimorum Umniarum Amen Bezahlen den Abmarsch mit Massamuntas Collanctenes in Aliarum Max-

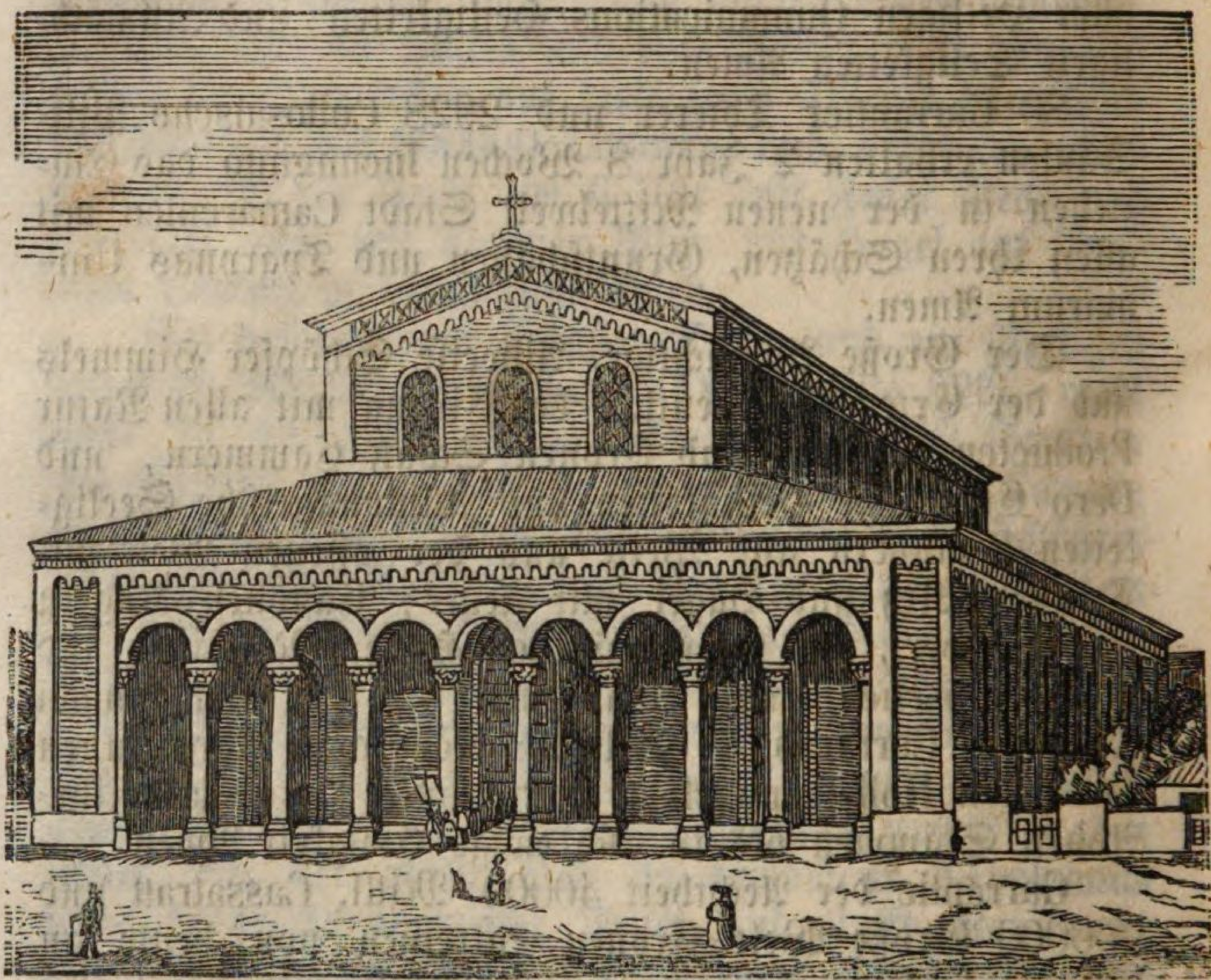
imas et in Mynanus Mantantus Umniorum et arum Amen, mit Vermehrung sämmtlicher Schätze, Hypoteken und Cuntoranische Schatullen Cronen und Hollantentischen Magistrats Schätzen und Pinctorantisches Vermögen mit aller Heiligen Qumunications Heiligkeiten und Allmächtigen Seligkeiten Amen.

80 Garrantier Thierer und 2928 Collosaische Pilt-Säulen erhalten 2 Jahr 8 Wochen Incungnito das Einziehen in der neuen Mittelwelt Stadt Camarenien mit allen ihren Schätzen, Gruntschätzen und Tygrynas Umniarum Amen.

Der Große Allmächtige, Allweise Schöpfer Himmels und der Erten Gott entläßt den Einzug mit allen Natur Producten, Cronen und Cronen Schatz Cammern, und Dero Christliche Heiligkeiten und Allmonantische Seeligkeiten bezaubern alle Weise aus der offenen Welt mit Donner Plitz und Hagel mit Feuer, Canonen-Kugeln und Schwert, mit Caminanischen Höllen Maschinen und Temtonanischen Creutz Maschinen auf Tya Mantamunta Eleonora Carracas 3 Heiligen Römischen Kayserinnen und allen Hollantentischen allerreichsten Ahnen und Uhr-Ahnen Stämmen bis in alle ewige Ewigkeit Amen.

Garrantie der Aechtheit 40000 Mill. Cassatratt und 900000 Große Welt-Cronen entreißen von heute an den de Ludovicum aus seinem Arrest mit Sanitantas Memorianes in Aliorum Umniorum et arum Amen. Als General Major in allen Reichen der Welt und als Kriegsführenten Antiochus auf der ganzen offenen Welt." P.

Die Pfarrkirche zum heiligen Bonifacius in München.



Zu dieser am 24. Nov. 1850 eingeweihten, vom Bauinspector Ziebland nach dem Vorbild römischer Basiliken des 5. und 6. Jahrhunderts gebauten Prachtkirche, gewöhnlich Basilika genannt, wurde der Grundstein am 12. Oct. 1835 zur Feier der silbernen Hochzeit König Ludwigs gelegt. Sie gehört zu den wesentlichsten Zierden Münchens, ihre Tiefe beträgt 300,′ ihre Breite 120′, ihre Höhe 80′, das Innere wird durch 64 graue Marmorsäulen in 5 parallellaufende Schiffe getheilt, die offene Dachrüstung bildet die Decke, deren Gebälk mit Gold und Farben verziert ist, an der innern Dachseite glänzen auf blauem Grunde goldene Sterne.

Die Chornische ist durch Freßkomalerei von H. v. Heß geschmückt, Christus in der Glorie, Maria Johannes und die hauptsächlichsten Heiligen und Martyrer Bayerns (Bonifacius, Benediktus, Kilian, Cor-

binian, Rupertus, Emmeran und Willibald) darstellend, die vier Evangelisten im Tribunenbogen sind gleichfalls von H. v. Heß.

Des Mittelschiffes obere Abtheilung bedecken 36, von den Schülern H. v. Heß's gemalte Legenden und Geschichten aus dem Leben der Verbreiter des Christenthums in Deutschland bis zu Bonifacius von 284 — 800. Sie stellen dar:

1) Der heil. Maximilian, Bischof von Lorch in seiner Vaterstadt Cilly ermordet 284. 2) Der heil. Gereon und die Seinen hingerichtet zu Cöln 286. 3) Der heil. Florian zu Lorch in die Ens gestürzt 303. 4) Der heil. Quirin auf einem schwimmenden Mühlstein errettet 303. 5) Die heil. Afra in Augsburg verbrannt 304. 6) Der heil. Ambrosius unterrichtet Königin Fritigil im Christenthum 397. 7) Der heil. Vigilius, Bischof von Trient in Tyrol erschlagen 400. 8) Der heil. Valentinus, Bischof von Rhätien predigt in Passau 440. 9) König Gibuld ertheilt gefangenen Christen die Freiheit auf Veranlassung des heil. Severinus 466. 10) Der heil. Remigius von Rheims tauft König Chlodwig 496. 11) Der heil. Fridolin erweckt Urso zur Zeugschaft aus dem Grabe 509. 12) Die heil. Radigunde vom Bischof Medardus zur Diakonissin geweiht 545. 13) Theodolinde von Bayern bekehrt ihren Gemahl, König Autharis zum Christenthum 598. 14) Der heil. Columban zersprengt ein dem Wodan geweihtes Gefäß 610. 15) Der heil. Gallus unterrichtend 614. 16) Eustachius und Aiplus, Schüler des heil. Columban predigen in Bayern 617. 17) Der heil. Rupertus tauft den Bayernherzog Theodo 628. 18) Die heil. Ehrentrudis Aebtissin in Salzburg als Wohlthäterin 628. 19) Der heil. Emmeran bei München ermordet 652. 20) Der heil. Magnus gründet Kloster Füssen 655. 21) Dem heil. Kunibert, Bischof von Cöln setzt sich eine weiße Taube während des Meßopfers auf die Schulter 660. 22) Der heil. Erhard, Bischof, tauft die blinde Ottilia, Herzog Ethico's Tochter, die dann sehend wird 667. 23) Der heil. Arbogast, Bischof von Strasburg erweckt Sigebert, König Dagobert's Sohn vom Tode 675. 24) Der heil. Wulfram, Bischof, rettet zwei Jünglinge vom Ertrinken 685. 25) Der heil.

Kilian und seine Gefährtin in Würzburg ermordet 687. 26) Der heil. Corbinian trennt die unerlaubte Ehe des Bayernherzogs Ehrimoald zu Freising 718. 27) Die heil. Walburga kommt mit ihren Gefährtinnen aus England 726. 28) Der heil. Sebaldus überschreitet auf einem Mantel stehend, die Donau 740. 29) Der heil. Alto gründet Kloster Altomünster 743. 30) Die heil. Walburga heilt ein todtkrankes Mädchen durch Gebet 745. 31) Der heil. Willibald kommt aus Palästina nach Eichstädt zurück 745. 32) Der heil. Willehod unterrichtet friesische Edle im Christenthum 773. 33) Zwei Jünglinge beschützen die Kirche zu Fritzlar gegen heidnische Sachsen 773. 34) Der Heerführer Wittekind zu Altigny getauft, Karl der Große Taufzeuge 785. 35) Karl der Große hält eine Kirchenversammlung zu Frankfurt 794. 36) Karl der Große in Rom zum Kaiser gekrönt 800.

Die untere Abtheilung enthält 12 größere und 10 kleinere bildliche Darstellungen aus dem Leben des heil. Bonifacius, Frescomalereien von H. v. Heß, Joh. Schraudolph und J. C. Koch, sie zeigen (die größern Bilder sind mit römischen, die kleineren mit arabischen Ziffern bezeichnet):

I. Winfried's (Bonifacius) Vater genest durch seines Sohnes Gebet von einer schweren Krankheit, und gelobt ihn dafür dem geistlichen Stande. (v. Heß.)
1. Bonifacius durch den Abt des Klosters Nuscella in England als Benediktiner eingekleidet.

II. Bonifacius Abreise aus England. (von Heß.)
2. Ankunft am Römischen Ufer.

III. Bonifacius von Papst Gregor II. zum Apostel der Deutschen geweiht. (von Koch.)
3. Er geht mit seinen Gefährten über die Alpen.

IV. Er predigt den heidnischen Friesen das Christenthum. (von Schraudolph.
4. Er wird durch einen päpstlichen Boten nach Rom berufen.

V. Bonifacius in der Peterskirche zu Rom vom Papst Gregor II. zum Bischof geweiht. (v. Schraudolph.)
5. Er wird durch einen Vogel mit einem Fisch gespeist.

VI. Er fällt Thor's geheiligte Eiche im Thüringer Walde. (von Schraudolph.)
VII. Bonifacius gründet vier Bisthümer. (v. J. C. Koch.)
6. Er gründet mit Sturmius das Stift Fulda.
VIII. Er weiht das Stift Fulda ein. Sturmius erster Abt. (von Koch.)
7. Ein Knabe (heil. Gregor von Utrecht) ihm Erziehung übergeben.
IX. Bonifacius salbt Pipin von Herstall zum König von Frankreich. (von Schraudolph.)
8. Er erhält das Pallium als Erzbischof von Mainz.
X. Er entsagt dem Erzbisthum und geht als Benediktinermönch zur Bekehrung der Friesen. (von Heß.)
9. Gebet mit seinen Gefährten.
XI. Er erleidet den Martyrertod. (von Heß.)
10. Sein Leichnam nach Mainz gebracht.
XII. Sein Leichnam mit dem erzbischöflichen Pallium bekleidet in der Stiftskirche zu Fulda beigesetzt. Sturmius küßt seine Hand, Bischof Lullus verrichtet das Gebet, die heil. Walburga mit ihren Nonnen steht trauend dabei. (von Schraudolph.)

Unter diesen Darstellungen aus dem Leben des heil. Bonifacius befinden sich zwischen den Rundbogen in Medaillonform die Bildnisse von 34 Päpsten.

Die Gemälde der Seitenaltäre sind ebenfalls von H. v. Heß und stellen dar: 1. die heil. Jungfrau auf dem Throne von anbetenden Engeln und den Namensheiligen der Kinder König Ludwig I. umgeben, 2. die Steinigung des heil. Stephan.

Der Fußboden ist von Marmormosaik. Die unter dem Chor befindliche Krypta ist bestimmt für die Gräber der Benediktinermönche, denen die Pastoration dieser Kirche und dieses Stadttheils übergeben ist und die an die Basilika anstoßend ihr Benediktinerstift besitzen. Im Refectorium desselben befindet sich ein großes Freskobild von H. v. Heß, das heilige Abendmahl vorstellend.

Der dankbare Löwe.

Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Wenn so manche unserer gefühlvollen Schönen ihr allerliebstes Schooßhündchen mit Kaffee und Zuckerbrod nährt, und ihm eine weiche Schlafstelle vergönnet, so ist es gar nicht zu bewundern, wenn dieser kleine vierpfotige Liebling auf eine Weise durch Hüpfen, Schmiegen und Schmeicheleien Gefühle der Liebe und Dankbarkeit äußert, seine Gönnerin auf das sorgsamste bewacht, und den Zudringlichen wohl gar oft ungeheißen in die Wade zwickt, der sich ihr etwas mehr zu nahen erkühnt. Wenn uns aber die Geschichte ähnliche Beweise der Erkenntlichkeit von einem grimmigen, blutdürstigen Ungeheuer aus den Jahren der Vorzeit darstellt, dann staunen wir, bei so einem Thiere das zu finden, was wir, leider! bei so vielen unserer Menschenbrüder vergebens suchen.

Unter jenen schwärmerischen Helden, welche am Ende des eilften Jahrhunderts die Mauern Jerusalems erstiegen, und das Grab des heiligsten Erlösers den Händen der Söhne Muhameds zu entreißen, befand sich Gottfried von Thurn in Bayern, einer der Tapfersten unter jenen Tausenden. Unglückliche Liebe trieb ihn von den väterlichen Fluren, und brachte ihn zu dem Entschlusse, nach einem fernen Welttheil zu wandern, und sein freudenleeres Leben für die Sache des Glaubens verdienstlich hinzuopfern.

Der Gegenstand von Gottfried's sehnender Liebe war Edeline von Siebenegg, das Fräulein mit den süßlockenden Vergißmeinnicht-Augen. Die Nacht vor dem Tage, an dem ihr geitziger Vater sie an den alten aber reichen und mächtigen Grafen von Ortenburg vermäckelte, drückte er den bittersüßen Kuß einer ewigen Trennung auf Edelinens thränenbeperlte Wangen. Als sie am folgenden Tage zur Trauung ging, da drängte er sich zum Altar vor, und schwur eine Pilgerfahrt zum Grabe des heiligsten Erlösers unternehmen zu wollen. Der Priester schmückte seinen Mantel mit dem Kreuze, und er von dannen eilend, faßte hastig die Hand des liebenden, mit Ohnmacht kämpfenden Mädchens: „Gott segne deine Ehe, Edeline! Lebe wohl! — Unter Jeru-

salems Mauern such' ich Ruhe diesem blutenden Herzen." Dieß die Worte, so er leise ihr zuflüsterte. — Er verschwand, enteilte den Gefilden seines Vaterlandes, und kam bald zu jenen Hunderttausenden, an deren Spitze der große Gottfried von Bouillon, das Muster der Fürsten, der Helden Zierde, glänzte.

Lang, gefahrvoll, von Mangel und zahllosen Beschwerden bestürmt, war die Wanderschaft dieser ungeheuren Schaaren, die Europas Länder entvölkerten. Gottfried von Thurn führte das vordere Treffen; denn Bouillon bewunderte seine Tapferkeit, verehrte seine Tugend. Die erste Sarazenen-Veste, die sie an Palästinas Gränzen erreichten, war Marcha; stark durch Mauern — noch stärker durch die Zahl ihrer tapfern Besatzung. Der kühne Thurn harrte nicht der Ankunft des Feldherrn, und der ihn geleitenden Fürsten. Mit der geringen Schaar seiner tapfern Gefährten erstieg er bei stürmischer Nacht im wüthenden Kampfe die Wälle, und war der Erste, der auf Marcha's Mauern die Fahne des Kreuzes aufpflanzte.

Groß waren die Vortheile dieser ersten Eroberung. — Die Seelen der Krieger entflammte neuer Muth, dessen sie wohl nie so sehr bedurften, als jetzt, da übermächtige Sarazenen-Heere ihnen wie Wogen des Oceans entgegen brausten. Kein Tag der Ruhe! Kämpfe auf Kämpfe — Schlachten auf Schlachten! Thurn, immer voran, übte Wunder des Heldenmuthes. Er suchte den Tod in den dichtesten Reihen der Feinde; aber der, den er suchte, schien ihn zu fliehen.

Siegreich drangen die christlichen Schaaren bis Antiochia, welches vierzig Tausend der Diener Muhameds bewachten.

Sieben Monate währte die Belagerung. Hunger und Durst, und die krummen Damaszener der Feinde vertilgten so manchen der Kämpfer; nur der unglückliche Ritter blieb unversehrt. Endlich mußte auch diese Stadt der beharrlichen Tapferkeit der Abendländer unterliegen. Jubelnd war der Einzug, süß die Ruhe nach so rastlosen Mühen.

Aber ihm allein lächelte sie nie, diese wohlthätige Gottheit. Von innerem Harm getrieben, floh er Menschengewühl, suchte Einsamkeit, und irrte oft mehrere

Tage lang in fernern Wäldern und Büschen umher. Edeline war der stäte Gedanke seiner Tage; Edeline der Traum seiner schlummerlosen Nächte. Ihr Bild war der treueste Gefährte seiner Wanderungen in Asiens Gefilden.

Einst, als er schon am dritten Tage in einer schauerlichen Wildniß umherirrte, und bei den Ruinen eines verfallenen Tempels hinsank, um sich an einer Quelle, die aus deren Mitte hervorsprudelte, zu erquicken, überfiel ihn ein sanfter Schlummer, in dem ihn die lieblichsten Träume umgaukelten. Schon schloß er Edelinen an sein liebepochendes Herz; schon wollte er mit ihr zum Traualtar eilen; als plötzlich ein gräßliches Gebrülle seinen Schlummer störte, und all' die schönen Bilder der trügerischen Hoffnung wie Seifenblasen verschwanden.

Es war das klägliche Geheul eines Löwen, welches ihn weckte. Furchtlos und unbesorgt für die Erhaltung seines lästigen Daseins, besann sich der Kühne nicht lange. Er zog sein Schwert und eilte dahin, woher ihm die Stimme ertönte. — Welch ein fürchterlicher Anblick! Ein grimmiger Löwe, kämpfend mit einer ungeheuren Schlange! Dicht hatte ihn dieselbe dreifach umwunden, und er wälzte sich mit entsetzlichem Geschrei unter den Bäumen umher. Ein gewaltiger Hieb des Ritters zerhaute die Schlange; er befreite den Löwen von seiner gefährlichen Feindin. Dieser staunte bewundernd den unbekannten Erretter an, schmiegte sich, gleichsam dankend, vor ihm, leckte dessen Füße und Hände, und, als sich der Ritter entfernte, folgte er mit freudigen Sprüngen der Spur seines Befreiers.

Gottfried wandte sich mühsam durch die Gebüsche, den verlornen Pfad zur Rückkehr zu finden. Er kam auf einen freien Platz, rings von Bäumen umgeben. Plötzlich stürzte ein Trupp Sarazenen in voller Wuth auf ihn los. Der Ritter riß sein Schwert aus der Scheide, und spaltete mit dem ersten Hiebe einen riesengroßen Mohren vom Kopf bis zum Gürtel, als er an der Feinde Spitze heransprängte.

Nun ward er von den wüthenden Heiden gänzlich umrungen; Hieb auf Hieb, Schlag auf Schlag schmetterte auf ihn los. Vergebens stürzte bald dieser, bald jener vom Blitze seines Schwertes getroffen, und wälzte

sich blutend am Boden. Der zahlreichen Menge wäre der Tapfere sicher erlegen, aber der dankbare Löwe brauste nun grimmig unter die Sarazenen-Schaar. Roß und Mann erlagen seiner Stärke. Seine Klauen, sein Rachen und seine Mähne waren schrecklich gebadet in ihrem Blute. Nur wenige entkamen durch eine schimpfliche Flucht.

Hin nach Antiochia geleitete der Löwe den Ritter, von nun an sein treuester, unzertrennlicher Gefährte und Wächter. Des Nachts schlief er vor seinem Zelte, geleitete ihn stets, wenn die Trompete zur Mannsschlacht rief, kämpfte gleich einem Krieger an seiner Seite, und rettete ihn oft, wenn Tod und Gefangenschaft dem zu kühnen Franken drohten.

Nach vielen blutig errungenen Siegen wurden nun endlich Jerusalems Mauern stürmend erobert, und das Grab des heiligsten Erlösers ward den Söhnen Muhameds entrissen. Der Tapfersten Erster, Gottfried von Bouillon, bestieg den Thron des neu eroberten Reiches, und erfüllt war nun das Gelübde dieser langen gefahrvollen Wanderschaft. Viele eilten jetzt zurück in die väterliche Heimath, in die Arme ihrer ängstlich harrenden Gattinnen und Kinder. — Nur Gottfried von Thurn dachte an keine Wiederkehr. Seiner wartete keine zärtliche Gattin, keine liebende Braut. Er war allein, in der weiten Schöpfung allein. — Wohlthätig gegen seine Menschenbrüder, floh er sie stets, und hatte keinen Freund, als jenes dankbare Thier, das überall mit ungemeiner Anhänglichkeit ihm folgte.

Einst, als er in schauerlicher Mitternachtsstunde, am heiligen Grabe betend, auf seinen Knien lag, und um Balsam für die Wunde seiner Seele flehte, erhielt er durch einen Abgesandten aus Bayern für ihn die fröhliche Nachricht, daß Graf von Ortenburg gestorben und Edeline dadurch Wittwe geworden sei. — Edeline von Siebenegg erwartet nun mit Sehnsucht den Ritter Gottfried von Thurn. Diese Sprache war eine Wonne für den Ritter und belohnte den abgesandten Boten reichlich.

Kaum graute der Morgen, so eilte der Liebende, ein Schiff zu suchen, das ihn wieder in's geliebte Vaterland Bayern zurückbringen sollte. Bald gelang es ihm, eines zu finden, eben im Begriffe, die Anker zu

lichten. Willig nahm man ihn auf, als aber auch sein treuer Gefährte ihm zu folgen versuchte, eilten die Schiffe hastig vom Gestade, und ließen den Löwen zurück.

Brüllend stürzte sich dieser in die Wogen des Meeres, folgte schwimmend dem Schiffe, klammerte sich fruchtlos an dessen Seite hinan, und schien mit kläglichen Geberden die Aufnahme in dasselbe zu fordern. Thränen des Mitleids flimmerten in den Augen des gerührten Ritters. Vergebens war sein Flehen, die Furchtsamen, taub und fühllos, hörten ihn nicht, bis endlich der Verlassene, von langem Schwimmen entkräftet, ihm den letzten Blick der Erkenntlichkeit zusandte — und in den Abgrund versank. —

Erfüllt ward die Kunde des Pilgerjünglings; Edeline, die Wittwe, eilte ihrem Gottfried mit dem Kusse der zärtlichsten Liebe entgegen, und gab ihm ihre Hand — ihre Schätze.

Nie vergaß der Ritter seines treuen Unglücksgefährten. In einem einsamen Haine, unter dem Schatten einer alternden Eiche, ließ er ihm ein Denkmal errichten. Er besuchte dieß oft in Gesellschaft seiner liebenden Gattin und äußerte nicht selten den Wunsch: „Möchten doch alle Menschen in der Liebe, so wie in der Freundschaft, an Dankbarkeit und Treue diesem Löwen gleichen!“ K.

Die Macht des bösen Gewissens.

Ein Juwelier von großem Vermögen in Holland mußte seiner Geschäfte wegen eine Reise unternehmen, und nahm seinen Bedienten mit. Er hatte einige seiner herrlichsten Juwelen und eine starke Summe Geldes bei sich. Das wußte der Bediente, und seine Geldgierde verleitete ihn zu der schrecklichsten Handlung. Er sah sich eine Gelegenheit ab, als sein Herr unterwegs vom Pferde steigen mußte, nahm eine Pistole aus dessen Sattel und erschoß ihn auf der Stelle. Darauf nahm er ihm seine Juwelen und sein Geld ab, hängte ihm einen schweren Stein um den Hals und warf ihn in

den nächsten Kanal. Mit seinem Raube begab er sich in eine kleine Stadt in England, wo er glaubte, daß weder er noch sein Herr bekannt sei.

Hier fing er zuerst einen ganz kleinen Handel an, damit er kein Aufsehen machen möchte. Mit der Zeit schien er auf eine natürliche Art zu Vermögen und auch dadurch zu Ansehen zu gelangen, so daß sein gutes Glück sowohl die Wirkung, als auch der Lohn seiner Emsigkeit und Tugend zu sein schien. Er nahm von beiden das äußerliche Ansehen so sehr an, daß er guten Kredit erlangte und in eine gute Familie heirathete. Da er nun nach und nach seine verborgenen Schätze, so wie es die Gelegenheit gab, an den Tag brachte, auch gegen Jedermann freundlich und gefällig war, so bekam er in der Folge Antheil an der Stadtregierung, und wurde selbst Bürgermeister. In allen diesen Aemtern erlangte er einen guten Namen und verwaltete sie mit Beifall, bis zu dem Tage, da er einstmals mit seinen Amtsgenossen zu Gericht saß, und ein Missethäter vor ihnen erschien, der angeklagt war, seinen Herrn ermordet zu haben. Die Zeugen wurden abgehört; die zwölf Geschwornen gaben ihr Urtheil, daß er schuldig sei; und die ganze Versammlung wartete mit Ungeduld, daß er als Oberrichter den Ausspruch thun sollte. Aber, was geschah? Die Macht des bösen Gewissens war nicht zu überwältigen; er litt die schrecklichste Qual, änderte die Gesichtsfarbe, und zitterte mehr als der Missethäter selbst. Man staunte, und vermuthete eine plötzliche Krankheit; aber man traute seinen Augen kaum, als er jetzt von seinem Sitze aufsprang, sich vor die Schranken dem Mörder zur Seite stellte, und mit folgenden Worten an die Richter wandte: „Geschworne! Ihr seht heute ein Beispiel von der gerechten Strafe des Allmächtigen. Dieser Tag stellt euch nach einer Verhehlung von dreißig Jahren einen größern Verbrecher dar, als dieser Angeklagte ist.“ Und nun fing er eine vollständige Erzählung seines Mordes an, und bekannte dabei alle Umstände, die seine Gräuelthat noch vergrößerten, indem sein Herr ihn aus dem Staube erhoben, erzogen und das größte Vertrauen auf ihn gesetzt habe. Er erklärte, wie er sich bisher der gerechten Strafe entzogen und seine Schuld vor aller Welt verborgen habe.

Aber jetzt fuhr er fort, war meine Stunde gekommen. Ich konnte nicht mehr aushalten unter den Menschen; eine Höllenangst überfiel mich und mein Gewissen war meine Folter. Der ewige Richter aller Schandthaten will nicht, daß ich länger ungestraft bleibe. Sprecht mein Urtheil; ich habe den Tod verdient! — Der Unglückliche wurde in's Gefängniß gebracht, es wurden die Beweise seiner Selbstanklage durch schriftliche Zeugnisse aus Holland bestätigt und der Verbrecher enthauptet.

Das redliche Mädchen.

Ein Fuhrmann aus Wien verlor am 4. des Erntemonats 1813 Abends um halb 8 Uhr in einem Sacke 755 fl. auf seiner Abfahrt von Straubing nach Aitershofen. Das zehnjährige Mädchen des Hausknechtes beim Bierbräuer Scharl zu Straubing, Anna Maria Geyer, fand dieses Geld an der Landstraße außerhalb dem Ludwigsthor, und dasselbe wurde des andern Tages durch den braven Vater dieses redlichen Kindes unversehrt und in vollkommenen Zustande auf das königliche Polizeibureau gebracht. Der geängstigte Fuhrmann, welcher das Unglück hatte, dieses Geld zu verlieren, und der, da es noch dazu sein Eigenthum nicht war, es seinem Herrn hätte ersetzen müssen, und schon voll Verzweiflung zu einem unglücklichen Schritte sich wollte hinreißen lassen, war durch die Ehrlichkeit des braven Vaters der redlichen Finderin so sehr erfreut, daß er sie mit einem seinem Vermögen angemessenen ansehnlichen Trinkgelde beschenkte und gerne noch mehr gegeben hätte, wenn er es bei seinen ohnehin gehabten Ausgaben vermocht hätte. Er verdankte seine Rettung der Redlichkeit des braven Kindes und des wackern Vaters, und schon dieses gewissenberuhigende Bewußtsein ist vor Gott und allen redlichen Menschen eine freudige Belohnung. Möchten alle Menschen so handeln und sich nie durch Unglücke Anderer zu bereichern suchen!



Pater Abraham von Sancta Clara,

Barfüßer-Augustiner-Mönch, kaiserlicher Hofprediger in Wien, vom Volke auch Pater Fabelhans genannt.

Am 4. Juli 1642, am Feste des heiligen Bischofs Ulrich wurde P. Abraham à Sancta Clara in dem schwäbischen Marktflecken Krähenheimstädten, zwei Stunden von der Stadt Mößkirch, geboren. Er stammt aus dem Geschlechte Megerle, welche Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben hatte, und heißt nach seinem Familiennamen Ulrich Megerle. Er trat zu Maria-Brunn in Unter-Oesterreich, noch nicht achtzehn Jahre alt in den Orden der Barfüßer-Augustiner, studirte in Wien in dem Kloster der Augustiner Philosophie und Theologie, kam dann nach Vollendung seines Noviziates nach Kloster Taxa in Oberbayern (Taxa war ein sehr

besuchter Wallfahrtsort und ehemaliges Barfüßer-Augustiner-Kloster im Landgerichte Dachau in Oberbayern. Mit keinem Kloster in Bayern wurde während der Säkularisation so wüthend und mit einem solchen Vandalismus verfahren, als wie mit Taxa. Der Kloster-Aufhebungs-Commissär, den die bayerischen Bauern nur den wilden Heuteufel nannten, war nicht zufrieden, die Mönche zu verjagen und das Vermögen des Klosters einzuziehen, sondern ließ auch sämmtliche Klostergebäude mit Einschluß der prächtigen Kirche, welche mit drei schönen Thürmen und einem herrlichen Geläute versehen war, niederreißen, bis auf die letzte Spur vernichten und der Erde gleich machen), bekleidete daselbst zwei Jahre lang die Stelle als Feiertagsprediger, allwo er von weit und breit großen Zulauf hatte und sehr gern gehört wurde, deßwegen gehört P. Abraham auch unserm Vaterlande Bayern an. Im Jahre 1669 wurde er als kaiserlicher Hofprediger nach Wien berufen, wo er vierzig Jahre lang mit größtem Ruhme predigte und sich so Kaiser Leopold I. und seiner Großen Achtung und Liebe erwarb. Seine Beredtsamkeit, seine Durchschauungskraft, seine großen Kenntnisse, verbunden mit einer seltenen Belesenheit, überhaupt seine gute Laune erhoben ihn zum moralischen Schriftsteller. Seine Predigten zeichnen sich durch bizarren und burlesken Witz aus und sind mit den seltsamsten Einfällen reichlich ausgeschmückt. Diese Eigenschaften, welche zu dem Geiste der damaligen Zeit gut paßten, verschaften ihm eine ungeheure Menge von Zuhörern, und da seine Predigten mit einer großen Popularität verbunden sind, blieben sie nicht ohne Wirkung. Da P. Abraham selbst einen reinen und untadelhaften Lebenswandel führte und weit über die Schwachheiten seines Zeitalters erhaben war, konnte er mit mehr Freimüthigkeit dem Laster die Larve vom Gesichte reißen und der Thorheit die Schellenkappe aufsetzen. Von seinen Ordensbrüdern, denen er wesentliche Dienste leistete, wurde er geliebt und geschätzt, deßwegen erhoben sie ihn zum Prior Provincial. Als solcher machte er eine Reise nach Rom und wohnte daselbst dem General-Ordenscapitel bei. In Rom predigte er auch öfters mit großem Beifall. Um seine Verdienste zu lohnen, erhielt er die Würde eines Definitor Proventiae. Unter

seiner Anleitung wurde auch das Augustiner-Kloster zu Maria-Brunn gebaut. Er starb in Wien am 1. Dez. 1709 im achtundsechszigsten Lebensjahre.

Hiermit führe ich auch die Titel seiner hinterlassenen Schriften an, welche den darin herrschenden Ton hinlänglich charakterisiren:

Narrennest oder kuriose Werkstatt mancherlei Narren und Närrinnen. — Merks Wien, Lösch Wien. — Judas der Erzschelm. — Wohlangefüllter Weinkeller. — Geistlicher Kramerladen. — Huy und Pfuy. Ein Gemisch-Gemasch. — Reim dich oder ich ließ dich nicht. — Lust und Liebe zu einem Ding macht viele Mühe und Arbeit gering. — Ga, ga, Gack, ein Ey sagt, was die Kirchfahrt und Kloster Taxa sey. — Die Todtenkapelle. — Merks wohl Soldat. — Oesterreichisches Deo gratias. — Die große Todtenpriesterschaft. — Abrahamitisches Bescheidessen. — Gehab dich wohl. — Ein Karren voller Narren.

Pater Abraham à Sancta Clara, zu seiner Zeit einer der geschätztesten Schriftsteller, heut zu Tage blos von wenigen Kennern aus dem Dunkel des Alterthums hervorgesucht, verdient um so mehr der Vergessenheit entrissen zu werden, je seltener seine Werke, eine Schatzkammer großer Menschenkenntnisse, origineller Einfälle, beißender Satyre und witziger Einfälle, werden *). Wer kann irgend ein Werk dieses geistreichen Schriftstellers ohne Befriedigung seines Geistes, wenn dieser nach Erheiterung sich sehnt, weglegen? Wer muß nicht staunen über die Kühnheit, mit welcher P. Abraham über die Gebrechen und Laster der Menschen jeden Standes seine satyrische Geißel schwingt; wessen Zwerchfell kann unerschüttert bleiben bei seinen oft komischen Gleichnissen, bei seinen witzigen, nicht entlehnten, sondern originellen Einfällen? P. Abrahams Werke liefern eine reichhal-

*) Vor einigen Jahren erschien eine neue Ausgabe von Pater Abrahams sämmtlichen Werken bei dem sehr thätigen Buchhändler Herrn Stettner in Lindau.

tige Quelle zur Unterhaltung und Erheiterung ihrer Leser, daß sie unerschöpflich bleiben werden.

Nachstehend folgen einige Aufsätze aus P. Abrahams Schriften, um zu zeigen, daß Abraham unstreitig ein witziger Kopf war, wofür ihn auch der scharfsinnige Schriftsteller Flögel gehalten hat; er war ein Mann von Belesenheit, ein Genie, das zum Satyriker und nicht zum Redner geschaffen war. Daher findet jede Gattung von Lesern in seinen Schriften etwas zum Vergnügen und zu ihrer Unterhaltung, denn sie sind wirklich eine Fundgrube des Witzes und launiger, origineller Einfälle. Es liegen die trefflichsten Ideen zu satyrischen Gedanken in diesen Werken.

Pater Abraham wurde auch oft sowohl vom Adel, wie von Bürgern und Bauern zu Gaste geladen, überall war er gern gesehen, überall hörte man seine lustigen Histörchen, seine Anekdötchen, seine Verse, Schwänke mit größtem Vergnügen, da er selbe immer mit solcher guter Laune und Witz und strenger Moral vereinigt, vorzutragen wußte, daß selbst die ärgsten Melancholiker, die man sonst das ganze Jahr nicht lächeln sah, in P. Abrahams Gesellschaft aber lachen mußten, daß man geglaubt hätte, ihr ganzer Körper müßte aus den Fugen gehen. Deswegen erhielt er auch vom Wiener Volke den Spitznamen Pater Fabelhans, hie und da wurde er auch der geistliche Hanswurst genannt.

Verschiedene Gedanken, Auszüge, Anekdoten, Fabeln, Mährchen, Geschichtchen, Schwänke, Verschen u. s. w. aus P. Abrahams Schriften.

Die Stotterer. In einer kleinen Stadt in Schwaben war ein Barbier, welcher den Naturfehler hatte, stark zu stottern. Einstens trat ein fremder Mann in seine Barbierstube, welcher ebenfalls sehr stark stotterte und sprach: Gu, gu, gu, gu, guten Morgen! Wollen sie so gut sein und mich bar, bar, bar, bar, barbieren! Der Barbier glaubte, der fremde Mann wolle ihn ausspotten und rief heftig: Was, Sie wollen mich ausspo, spo, spo spo, spotten? Nein, erwiederte der Fremde, i, i, i, i, ich will Sie nicht ausspo, spo, spo, spo, spotten

— Sie sollen mich bar, bar, bar, bar, barbieren! Und so ging das gegenseitige Stottern noch eine Weile fort; endlich warf der Barbier aus Zorn dem Fremden das Barbierbecken an den Kopf; hierauf gerieth der Fremde in solche Wuth, daß er den Barbier bei den Haaren rieß. Dadurch entstand ein heftiges Handgemenge zwischen Beiden und sie balgten sich in der ganzen Barbierstube herum und zum Schlusse prügelten sie sich noch so spektakelhaft herum, daß Beide Mordio schrieen und die Leute aus der ganzen Nachbarschaft zusammenliefen und abwehren mußten. Der Fremde lief unbarbiert zur Barbierstube hinaus und der Barbier hatte sich über diesen tragischen Vorfall so schrecklich geärgert, daß er vierzehn Tage lang das Bett hüten mußte.

Böse Weiber. Böse Weiber sind wahrhaft eine große Plage; will der Mann in die Predigt gehen, so liest sie ihm zu Hause die Epistel vor; will er zur Beicht gehen, so wirft sie ihm, ehe er aus dem Hause gehet, alle seine Sünden vor und er findet in ihr seinen Beichtspiegel. Ein böses Weib kann brummen wie ein Bär, heulen wie eine Eule, tanzen wie eine Katze, ja es kann weinen, wenn es will, wie ein Krocodill.

Die untauglichen Freier oder Heiraths-Kandidaten.

Die meisten Gelehrten sind untaugliche Heirathskandidaten, denn sie lieben die Bücher mehr als ihre Frauen; sie vergessen der Bücher wegen sehr leicht ihre Frauen. Die Frau eines Gelehrten sagte einst im Scherze zu ihrem Manne: Ich wollte, ich wäre ein Buch, so hättest du mich viel lieber wie jetzt. Hierauf antwortete der Gelehrte: Dann wünschte ich, du wärest ein Kalender, dann hätte ich doch alle Jahre eine Abwechslung. — Die meisten Dichter sind untaugliche Heirathskandidaten; denn sie leben immer nur in eingebildeten, erträumten Welten, wo Alles ganz vollkommen ist, weßwegen sie die kleinsten verzeihlichsten Fehler und Schwachheiten ihrer Frauen nicht ertragen können. Ein großer Dichter ging einstens in der Faschingszeit mit seiner Frau auf den Ball, kam aber zeitig, weil er sich auf dem Ball wenig unterhielt, und zwar allein nach Hause. Gnädiger Herr! fragte die Magd sogleich, wo ist denn die Frau Ge-

mahlin? Ei, ei! rief der Dichter, indem er sich die Stirne rieb, mir sind so schöne Ideen eingefallen, welche ich zu Hause gleich niederschreiben wollte und hierüber habe ich vergessen, meine Frau mit nach Hause zu nehmen. — Die meisten Kaufleute sind untaugliche Heirathskandidaten; denn die Waaren liegen ihnen am meisten am Herzen, weßwegen sie auch gewöhnlich ihre Frauen als Waare betrachten, daher die Kaufleute meistens nach dem Gewicht heirathen; denn eine Braut mit 50,000 Gulden zieht eine mit 25,000 Gulden weithin. — Sehr viele Soldaten sind untaugliche Heirathskandidaten; denn entweder werden sie feig und weichlich, oder recht ungetreue Ehemänner; denn bei ihnen herrscht meistens das Sprichwort: Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Der tapfere König Karl XII. von Schweden sagte: Mit verheiratheten Soldaten kann man keine großen Dinge ausführen. Deßwegen war sein ganzes Leibregiment ohne Ausnahme, vom Oberst angefangen bis zum Tambour herunter, im ledigen Stande.

Es gibt Soldaten, die bloß den Namen führen. Mancher ist sehr gern beim Haasenwirth in Quartier und der nächste Metzger muß ihn mit Herz versehen. Mancher versteht sich besser auf Pasteten als auf Basteien. Manchem ist die Schlafmütze lieber als der Helm, die Krüge lieber als der Krieg, die Flöte lieber als die Flinte, die Sabine lieber als der Säbel.

Jene Soldaten sind die besten, vor denen der Feind zittert, nicht aber, vor denen die Kästen und Komoden zittern; denn obgleich die wenigsten von ihnen studirt haben, so wissen sie doch in der Grammatik hauptsächlich die verba auferendi.

Alte Männer und alte Junggesellen sind schlechte Heirathskandidaten, weil ihre Mitgift gewöhnlich in bald herannahenden Krankheiten und wunderlicher übler Laune besteht und ihre Frauen keine andere Hoffnung haben, als daß sie bald Krankenwärterinnen machen müssen.

Das Geld macht schön Ist eine am rechten Auge blind, so lege sie 1000 Dukaten darüber, so wird dieser Fehler nicht mehr gesehen.

Wenn eine am linken Fuße hinkt, so nehme sie zum rechten einen Geldsack; dieser macht durch die Schwere,

daß der Leib im gleichen Gewichte bleibt. Dieß ist gewiß ein großer Vortheil.

Ist eine bucklig wie eine Kameel, ein angefüllter Ranzen mit Geld drückt den Höcker nieder und ebnet Alles.

Hat ein Mädchen auch einen doppelten Kropf, so kommt sie doch an den Mann, wenn sie kropfete Geldbeutel hat.

Hat eine große und tiefe Blatternarben nur auf jede Narbe einen Dukaten gelegt, so bekommt sie ein goldenes Gesicht.

Die Liebe zur Nationaltracht. Manche Nationen haben eine große Liebe zur Nationaltracht, daß sie dieselben oft an den Altären in den Kirchen anbringen, besonders kaun man dieß in Spanien sehen, wo manches Altarblatt, die Mutter Gottes, das Jesus-Kind, den heil. Joseph und viele andere Heilige in spanischer Kleidung darstellt. — Ebenso halten auch die Ungarn viel auf ihre Nationalkleider und auf Nationalgebräuche. So kann man in manchen ungarischen Dorfkirchen den heil. Jüngling Alois von Gonzaga mit einem großen Schnauzbart abgemalt sehen.

Die Reichen. Die Reichen könnten Götter dieser Erde werden, wenn sie die himmlischen Gefühle, Unglückliche glücklich gemacht zu haben, recht innig jemals empfinden möchten.

Meinungen über die Weiber. Viele erhöhen die Weiber zu den edelsten Perlen der Natur, zu dem höchsten Meisterwerk der Gottheit; andere erniedern sie aber zu Teufeln, zu feuerspeienden Drachen und dergleichen mehr, indem das Srüchwort sagt: „Wer eine Tochter hat, dem hat der Teufel ein Ei ins Haus gelegt.“ Sei nun wie es wolle, so gibt, es gewiß recht viele brave Weiber, aber wahr ist es, daß ein schönes und böses Weib ein Satan ist, die viele brave Männer in die Hölle zu stürzen versteht; aber ein braves, häusliches, arbeitsames Weib kaun mit einer goldenen Schatzkammer verglichen werden.

Die Maus in der Einsamkeit. (Eine Fabel.) Eine Maus war über das Weltgetümmel überdrüßig und entschloß sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nun

aber war ihre Frage: wohin soll ich meine Zelle bauen? Hierüber stellte die Maus Betrachtungen an; jetzt fiel ihr plötzlich ein: Ei ich werde meine Zelle in einen großen Käslaib in der benachbarten Speisekammer errichten, daselbst werde ich mein Leben in Einsamkeit und Stille zubringen. Glücklicher hat wohl die Maus nie gelebt als in dieser neuen Zelle, denn Eßwaaren und besonders Käse gehörten ja von jeher zu ihren höchsten Genüssen und eine Wohnung von Käse erhob die Maus zum höchsten Glücke.

So entstand auch manches Kloster, umgeben von trefflichen Weinbergen, gesegneten Feldern, fetten Wiesen, fischreichen Seen 2c. Unsere noch lebenden Greise erinnern sich noch mit Freuden an das goldene Zeitalter der Klöster, besonders der reichen Abteien, deren reichliche Einkünfte so wohlthätig auf ihre Unterthanen zurückfloßen; die Armen jener Gegenden fühlten gar nicht, daß sie arm waren. Deswegen heut zu Tage noch das Sprichwort gilt: unter dem Krumstab war gut zu leben.

Die Mutter. König David verglich eine Mutter mit einem Weinstock, denn ein Weinstock trägt nicht lauter gute Trauben, sondern bisweilen auch faule. Eine Mutter hat auch nicht immer lauter gute Kinder, sondern bisweilen auch faule und böse Kinder — Leider Gott, man muß es gestehen, heut zu Tage gibt es fast in jeder Familie ein reudiges Schaaf.

Die Vorzüge des Alters. Der alte Wein ist gesünder als der junge, das alte dürre Holz ist besser als das junge grüne Holz, ein alter Freund ist mir lieber als ein neuer, ein altes Gebäude ist stärker als ein neues, gutes altes Bier ziehe ich dem jungen Bier vor, aber ein junges Weib wäre mir doch viel lieber, als ein altes Spital-Weib.

Der Reiche und der Arme. Leider Gott! der Arme gilt heut zu Tage gar nichts mehr, der Reiche aber gilt Alles. — Der Reiche ist der Papagei, der Arme die Henne. Der Papagei hat seine Wohnung in den herrlichsten Palästen, er wird liebkoset, man reicht ihm das beste Zuckerbrod, aber die arme Henne sucht ihre Nahrung auf den Misthäufen. Nach dem Tode wird die Henne erst in Ehren gehalten; man trägt sie

auf die Tafel, legt sie nicht selten auf einen silbernen Teller, indeß der vornehm gewesene Papagei nach seinem Tode auf den Mist geworfen wird und den Galgenvögeln zur Nahrung dient. — Der Reiche gilt Alles, vermag Alles. Sagt mir doch ihr Thoren! ist der Reichthum bleibend? ist auf dem Gelde die Beständigkeit geprägt? Ihr reichen Wucherer! ihr reichen Geizhälse! wer wird eure glänzenden Goldstücke in fünf und zwanzig Jahren zählen? wenn eure Leiber von den Würmern aufgespeist worden sind???

Physische Liebe verschiedener ekelhafter Phantasten. Ein verliebter Narr erhandelte den Pantoffel seiner Herzgeliebten von ihrer Kammerjungfer um theures Geld, ließ ihn eine delikate Brühe machen und zernagte ihn nachher, als wäre es das feinste Wildpret. — Ein anderer Narr bezahlte einen Floh von seiner Geliebten um dreißig Gulden. — Ein Phantast ließ den ausgebrochenen Zahn seiner Theuersten unter Edelstein in Gold fassen und trug ihn immerwährend am Halse. — Einer befahl, daß man ihn nicht mehr Herr Moriz, sondern Herr Katharina nach dem Namen seiner Allerliebsten nennen sollte. — Ein anderer Phantast bezahlte der Wäscherin sechs große Thaler, wenn sie ihm das Wasser brachte, worin die Hemden seiner Geliebten gewaschen wurden. — Ein Thor in Italien ließ seiner Geliebten zu Ehren allen Fässern den Boden ausschlagen, daß der köstlichste Wein ausrann. — Ein Hesse ließ sich seiner Dulcinea zu Liebe wöchentlich von ein Paar handfesten Kerlen tüchtig durchprügeln.

Der Maler. Der Maler macht Adler und Gimpel in der Luft; er macht Pferde und Esel auf Erden; Hechte und Stockfische im Wasser; Rosen und Knospen im Garten; Birnen und Feigen auf den Bäumen; Lämmer und Schweine im Felde; Bäume und Stöcke im Wald; Teufel und Engel an der Wand; Doctoren und Narren unters Fenster; dumme und unwissende Beurtheiler der Autoren in den Stuben; Krumme und Gerade auf dem Platze; Kappen und Hüte auf dem Kopfe; Gläser und Scherben auf die Tafel; Hunde und Katzen in die Küche. Der Maler malt an die Stauden Dornen, und wenn er will, auch unter eine Nase eine Feige; an die Stirn

einen Sporn; in der Hand eine Geige; in der Hand einen Zügel, und auf den Rücken einen Stock, und einen reichen Schwelger, wie ihn der Teufel holt.

Das böse Gewissen. Das böse Gewissen ist einer Uhr gleich, welches den Verbrecher immer verräth; es mag noch so kalt sein, so fühlt dieser doch eine außerordentliche Hitze; er mag Honig saugen, so fühlt er doch Bitterkeit; er mag auf Flaumen liegen, so drückt ihn doch das harte Gewissen; es mag alles mäuschenstill sein, so schreit doch das böse Gewissen. Das böse Gewissen ist ein Hund, der allezeit bellt; ein Hahn, der immer kräht; eine Glocke, die immer läutet; ein Fluß, der immer rauscht; eine Orgel, die immer pfeift; ein Fuhrmann, der immer schnalzt; eine Küche, die immer raucht; ein Wagen, der immer knarrt; ein Puls, der immer schlägt.

Die Jugend. Die Jugend gleicht ganz der Erde, wenn man sorgfältig über sie wacht. Da wird zwischen Tugend und Jugeud, zwischen Kleinen und Kleinoden ein geringer Unterschied sein; mangelt dieß, so wird aus der Blume das Plumpe, aus der Narcisse ein Narr, aus der Rose ein Knopf; aus der Lilie ein Bengel, und aus dem Veilchen ein Flegel.

Der Zauberer. (Ein Studentenschwank.) Ein junger Landgerichtsschreiber vernarrte sich in eine Müllerin und machte derselben öfters Besuche während der Abwesenheit des alten Müllers und ließ sich bei ihr recht wohl geschehen. Einst wurde für den Herrn Galan ein vortrefflicher Abendschmaus zubereitet; derselbe bestand in einigen gebratenen Hühnern, Salat und harten Eiern, Aepfelkuchen, gebackenen Karpfen und Torten, zum Trank einige Flaschen Neckar-Wein und eine Flasche alten Würzburger Leisten-Wein. Ein lustiger Student, welcher eben nach Hause reiste, sprach bei der schönen Müllerin um ein Viatikum und um eine Nachtherberge an, was ihm aber ruud abgeschlagen wurde. So sehr dies den Studenten ärgerte, so kam doch keine Klage aus seinem Munde; er sah aber durch das Fenster, was im Kabinet der Müllerin vorging, — die aufgetragenen Leckerbissen uud der köstliche Wein entgingen ihm nicht. Der musterhafte Landgerichtsschreiber hatte sich eben mit

der jungen Müllerin an den schwer beladenen Tisch ge-
setzt, um das Maul und die Gurgel in Activität zu
setzen. Auf einmal pochte man tüchtig an der Haus-
thüre; o jerum! o jerum! Man hörte die Baßstimme
des alten Müllers, der nochmal nach Hause kam, indem
er etwas vergessen hatte. Man kann sich die Angst und
den Schrecken der beiden verliebten Narren vorstellen.
Schnell versteckt die Müllerin, so gut es in der Ge-
schwindigkeit möglich war, die Gerichte und den Wein.
Der saubere Landgerichtsschreiber mußte sich unter den
Backtrog verstecken. Hierauf öffnete die Müllerin die
Thüre. Der Student bat, nachdem der Müller in seine
Behausung eingetreten war, nochmal um eine Herberge,
die ihm der wackere Müller sogleich zusagte; nur ent-
schuldigte er sich, daß er ihn nicht so bewirthen könnte,
wie er es wünschte, weil sein geliebtes treues Weib
nicht vermuthete, daß er heute noch nach Hause kommen
würde; an einem einfachen geringen Nachtessen könne er
Antheil nehmen. Als nun der Müller und der fidele
Student am Tische saßen und zu essen anfingen, gab
der Letztere vor, daß er sich so ziemliche Kenntnisse in
der Zauberkunst erworben habe, und mit Vergnügen be-
reit sei, einige Proben seiner Fähigkeit an den Tag zu
legen. Der alte Müller, welcher ein Freund der ge-
heimen Wissenschaften war, wünschte sehnlichst, daß der
Student einige Stücklein der Zauberkunst vornehmen
möchte. „Lieber Müller!" sagte jetzt der Student mit
gravitätischer Miene, „ich werde Euch jetzt ein Nacht-
mahl herzaubern, mit dem Ihr gewiß zufrieden sein
werdet." „Nicht möglich," rief der hungrige Patron
und konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er die
herrlichen Speisen erhalten sollte, so sehr wässerten ihm
schon die Zähne darnach. Der Student fängt also mit
dem Tone eines Mannes, der einem Philadelphia Ehren
machen würde, die Beschwörung mit folgenden Worten
an: Arengis, Kreoust, Jzett, Amales, Ostedet, Ocales!
Herab vom Ofen mit einer Schüssel gebratener Hühner!
Der Müller steht auf, sucht und findet wirklich das Ge-
richt zu seiner größten Verwunderung. Der Student
fährt fort: Farlefanz, fanztanz, heolanz! Geschwind
eine Schüssel Salat mit harten Eiern von der Himmel-
Bettstadt herab! Der Müller sucht wieder und findet

zu seinem Erstaunen Salat und Eier und trägt sie auf den Tisch. Der Student brummt wieder: Crebi, omiles, Fomatlak quebsamiole! und ruft: Unter der Bank ist ein herrlicher Apfelkuchen nebst Torten und gebackenen Karpfen. Der Müller findet alles am bezeichneten Platze und verstummt vor Erstaunen. Der schönen Müllerin wurde jetzt um ihren Landgerichtsschreiber äußerst bange, der sich in seiner schlimmen Verborgenheit nicht rühren und biegen und nicht schnaufen durfte. Kalte Schweißtropfen liefen ihm über die Stirne und er durfte nicht den geringsten Laut von sich geben; das Herz pochte ihm und er glaubte schon, der Backtrog werde sein Sarg werden. Schon glaubte er, der Student werde ihn auch verrathen, allein dieser war in jeder Rücksicht edler, als der moralisch sein sollende Gerichtsschreiber. Der Student fuhr mit seiner Beschwörung fort: Prognon, Gnabalos, Winglanson, Feauzeauth! Herr Müller! in den Speiseschrank habe ich einige Flaschen Wein hineingezaubert; holet selbe hervor! Der Wein wurde richtig daselbst gefunden. Als der Student und der Müller sich den Schmaus recht wohl schmecken ließen, fragte der Student den Müller, ob er nicht auch den Teufel sehen wollte? „Ich habe schon längst den Wunsch gehabt, den Teufel zu sehen,“ antwortete der Müller, „aber wenn er nur in keiner gar zu abscheulichen Gestalt erscheint, damit ich nicht vor Schrecken in Ohnmacht falle?“ „Gut,“ rief der Student, „ich werde den Teufel in Menschengestalt erscheinen lassen und Ihr werdet Euch nicht zu fürchten haben, nur versehet Euch mit einem tüchtigen Stock oder Ochsenziemer, im Falle der Teufel Euch nahe kommen sollte, so hauet ihn ordentlich auf seinen Rüsel. Nun will ich ihn beschwören: Rebzanti Schnebetti, Mareasmos, Anthezion! Hurtig Teufel! schnell krieche aus dem Backtrog hervor, packe dich zum Hause hinaus, wenn du nicht eine Tracht Schläge haben willst; ich beschwöre dich, laß dich in dieser Mühle niemals mehr sehen!“ Der Backtrog fing an sich zu bewegen, der elende Tropf kriecht aus seinem Käfig und nimmt eiligst die Flucht zum Fenster hinaus. „Um Gotteswillen!“ ruft jetzt der alte Müller, „der Teufel sieht ja unserm Herrn Landgerichtsschreiber so ähnlich, wie ein Ei dem andern!“

Als der Müller sich von seinem Schrecken erholt hatte, nahm der Student herzlichen Abschied. Der Müller schenkte ihm noch ein Stück Geld und er reiste nachher zu seinen Eltern, und hielt bei selben fröhlich die Vakanz-Zeit.

Die Hochzeit im Zuchthaus. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Wien ein reicher Kaufmann mit Namen Leopold Frohberg. Er war ein rechtlicher Geschäftsmann und ein guter Hausvater, war aber etwas abergläubisch. Er verlor durch eine plötzliche Krankheit seine Gattin, welche er zärtlich liebte. Der Tod seiner getreuen Lebensgefährtin schmerzte ihn bitter, um so mehr, da er bald einsah, daß ohne Gehilfin sein Hauswesen bald den Krebsgang gehen müsse. Es war kein anderes Mittel, seine Wirthschaft aufrecht zu erhalten als noch ein Mal in den Ehestand zu treten. Der Entschluß zur zweiten Heirath war bei ihm schon reif; nur wußte er noch nicht, welche Person er wählen sollte. Seine Dienstmagd, die Jungfer Appolonia, welche schon längere Zeit bei ihm im Dienste war und nach dem Tode seiner Gattin sein Hauswesen besorgte, dachte auf Mittel und Ränke, diesen fetten Fisch in ihr Netz zu bringen und sündigte auf den Aberglauben des Herrn Frohberg. Um dies zu bereiten, zog sie in der Nacht ein schwarzes Kleid an; über den Kopf that sie ein weißes Tuch, das Gesicht rieb sie mit Mehl ein, und in diesem Costüm erschien sie, klagend und seufzend, vor dem Bette ihres Herrn, welcher so sehr darüber erschrack, daß er des andern Tags sogleich zu seinem Beichtvater P. Willibald, einem Capuziner ging, um sich Raths zu erholen. Der Capuziner P. Willibald schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Lieber Herr Frohberg! diese Erscheinung wird wohl nur eine Einbildung gewesen sein, oder vielleicht haben Sie einen recht lebhaften Traum gehabt; das Ganze halte ich für ein Mährchen, wenn nicht vielleicht gar ein Betrug dahinter steckt," bemerkte der ehrwürdige Pater. „Sollte Ihnen der Geist nochmal erscheinen, so fragen sie ihn, was sein Begehren sei." Die Erscheinung kam in der folgenden Nacht richtig wieder. Mit Zittern redete er den maskirten Geist an, die kalten Schweißtropfen liefen ihm über die Stirne. Die Erscheinung antwortete: „Ich bin der Geist deiner treuen Gattin und habe unerträgliche

Leiden zu erdulden. Hochmuth und Hoffart müssen bestraft werden," sagt der Ewige; „ich habe in meiner Lebenszeit beiden Lastern sehr gefröhnt; darum muß ich jetzt büßen. Uebe nun ein Werk der Demuth aus, wenn du willst, daß ich aus meinem peinlichen Kerker erlöst werde! Heirathe deine fleißige und getreue Magd Appolonia! In der fürchterlichsten Angst und Schrecken versprach Herr Frohberg, es zu thun. Hätte die geschwätzige Jungfer Appolonia das Geheimniß für sich behalten; wahrscheinlich hätte sie ihren schlauen Plan durchgesetzt und sie würde sicher glücklich geworden sein; aber so erzählte sie den Geisterspuck einer alten Frau Base, welche in ihrer Nachbarschaft wohnte. Diese erzählte es wieder der Milchfrau, die Milchfrau erzählte es der Obstfrau; diese erzählte es einer alten Trödlerin; die Trödlerin erzählte es einer Stiefelwichserin; diese vertraute es einer Bäckenmagd, welche die Semmeln zum Frühstück brachte; die Bäckenmagd erzählte es ihrem Bräutigam, dem Oberkellner Paul im Weinhaus zum goldenen Schnabel, wo es sehr guten Kloster-Neuburger, Grinzinger und Weidlinger Weine gab, von diesen Weinsorten war auch Herr Frohberg ein Liebhaber und er sprach oft im goldenen Schnabel ein. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ihm der Oberkellner Paul den Gespensterspuck der Jungfer Appolonia, worüber Herr Frohberg so entrüstet wurde, daß er seine Dienstmagd gerichtlich belangen ließ; sie gestand die betrügerische Geister-Comödie ein und wurde sonach vom Gericht auf ein Jahr in's Zuchthaus verurtheilt.

Anekdote. Ein schlechter Maler, der seine erbärmlichen Gemälde gar nicht verkaufen konnte, verließ die Kunst, die er entehrte, und wurde ein Arzt. Als man ihn fragte, warum er dieß that, gab er zur Antwort: „In meinen Gemälden konnte man die Fehler bald entdecken, darum ergriff ich den Stab des Aeskulaps, wo man sie um so weniger sieht, als man sie gleich begraben und mit einer Handvoll Erde leicht zudecken kann.

Sprüchwörter.

Wer hoch steigt, fällt tief.
Allzu spitz bricht gern.
Munt're Leute, gute Leute.

Wer läuft, kommt geschwind zum Ziel,
Wer langsam geht, kommt sicher zum Ziel.

Heute an mir, morgen an dir.
Heute roth, morgen todt.
Heute am Altare, morgen auf der Bahre.
Heute in die Welt, morgen aus der Welt.

Und doch gibt es so viele thörichte Menschen, die solche Anstalten in ihrem Leben treffen, als ob es ewig dauern würde.

Ehestandsliedchen.

Sagt er ja, so sag' ich nein.
Will er aus, so will ich ein.
Will er dieß, so will ich das.
Singt er Alt, so brumm ich Baß.
Greift er zum Prügel, so nehm' ich die Schlüssel.
Wirft er mit Krügen, so fecht ich mit der Schüssel.
Macht er's zu grob und ich bin zu schwach,
So lauf' ich davon, verberg' mich unter's Dach.
Zeig ihm den Rücken und weis' ihm die Feigen,
Müßt ich nicht laufen, so würd' ich nicht schweigen.

Ermahnungen an die Mädchen. Versteht ihr wohl, was das Wörtchen Tauben heißt? Ihr sollt ganz taub sein, und nicht hören, was auf allen Plätzen vorüber geht; nicht hören, was an allen Orten Neues geschieht; nicht hören die glatten, verborgenen, verzuckerten, goldenen, süßen Worte eines oder des andern Freiers-denn solche Worte sind nur Stricke, die euch fangen; Pfeile, die euch verwunden; nur Wege, die euch verführen; Diebe, die euch stehlen.

Was paart sich? —

Roß und Wagen,
Ehestand und Plagen.
Acker und Pflug,
Wasser und Krug.
Durstige Brüder,
Zecher und Lieder.
Ofen und Stuben,
Rettig und Ruben.
Kirchen und Pfaffen,
Sind für einander erschaffen.

Krankheiten verschiedener Stände.

Der Arzt leidet gewöhnlich an der Einbildung.

Der Rechtsgelehrte an einer Verhärtung des Herzens.

Der Kaufmann an der Geldsucht.

Die Weinwirthe an der Leberverhärtung und Wassersucht.

Die Fleischhauer (Metzger) an der Fettsucht.

Accidentien.

Mancher gibt vor, daß er eine kleine Besoldung habe; allein die Accidentien tragen ihm etwas Ehrliches, mit denen er zuletzt doch zufrieden sein kann. Wenn man mit den Leuten umgeht, wie der Gärtner mit dem Buchsbaum, so hat man Accidentien.

Wenn man die Unterthanen schröpft, wie der Bader die Haut eines alten Weibes, so hat man Accidentien.

Wenn man die Handwerker behandelt, wie die Beißzange die Hufnägel, so hat man Accidentien.

Wenn man sein Amt treu verwaltet, wie die Katze, der die Speisekammer anvertraut ist, so hat man Accidentien.

Wenn man die Ausgabe für die Herrschaft mit einer längern Elle mißt als den Empfang, so hat man Accidentien.

Wenn man Niemand weder Gehör gibt, noch den Zutritt gestattet, es sei denn, der Opferstock habe seine Visite, so hat man auch Accidentien.

Ein Cavalier, der außer andern Tugenden auch die Freigebigkeit besaß, hatte einen Kammerdiener, der gerade das Gegentheil seines Herrn war; ein Jeder, der von dem Letztern etwas empfing, mußte ihm meistens die Hälfte davon geben. Dieß hatte ein schlauer Geselle in Erfahrung gebracht, und weil er zu dem Cavalier nicht anders gelangen konnte, als er verspräche dem Kammerdiener die Hälfte dessen, was er empfangen würde, so that er es auch. Der Cavalier gab indeß dem Schlaukopf eine ansehnliche Beisteuer.

Als er diese erhalten hatte, bat er sich eine Gnade aus, die in dem bestand, daß er, (der Cavalier) ihm eine

Maulschelle geben möchte; er würde sie, sagte er, von einer so freigebigen Hand gern ertragen. Der Cavalier, welcher sich lange geweigert hatte, ihm diese Maulschelle zu geben, willigte endlich doch in sein Begehren, und gab dem schlauen Menschen eine kleine kaum empfindliche Maulschelle. Als nun der Kammerdiener den mit Gnaden Begabten aus dem Gemache seines Herrn heraustreten sah, fiel er gleich über diesen her und drang auf die Erfüllung seines Versprechens. Gleich sollt ihr die Hälfte des Empfangenen erhalten, sprach jetzt der Schlaukopf, und gab dem Kammerdiener eine so derbe Maulschelle, daß er zu Boden stürzte. Der Cavalier, welcher den Fall in seinem Zimmer hörte, lief herbei und sah seinen Kammerdiener noch am Boden. Nachdem er die Umstände dieses Verfahrens hörte, billigte er die Bestrafung seines Dieners und entließ denselben auf der Stelle seines Dienstes.

Die wahren Freunde. Ein guter Bruder soll wie ein Ruder sein; dieß braucht man meistens, wenn ein ungünstiger Wind ist. Ein guter Gespan (Gefährte) soll sein wie ein Span, der zum Leuchten nöthig ist, wenn die Dunkelheit einbricht. Ein guter Kamerad sollte einem Rade gleichen, welches bei üblen Wegen ausdauert. Der wahre Freund muß sich in der Noth bewähren.

Die Ehemänner wie sie sein sollten. Fraget einmal die Bienen, in welchen Blumen sie den meisten Honig finden — wenn selbe sprechen könnten, würden sie wahrscheinlich antworten: Die meisten Süßigkeiten erhalten wir von den Rosen. Ebenso sollte ein Mann gegen sein Weib sein, wie die Rosen gegen die Bienen, nicht grob und bitter, sondern süß und freundlich.

Der gute Hausvater. Ein guter Hausvater ist das Symbol Gottes. So wie der gütige Gott mit seiner Liebe und Güte den ganzen Erdball und alle auf ihm lebenden Geschöpfe umfaßt, so weiht ein guter christlicher Hausvater sein ganzes Leben und Wirken mit Liebe und treuer Sorgfalt seinem Weib und seinen Kindern.

Der Zweck des Heirathens. Einer heirathet, um eine getreue Magd zu bekommen, ein anderer hei-

rathet um gemächlich und bequem leben zu können, ein Dritter um durch seine Frau reich zu werden, (bei solchen heißt's: Geld Schatzerl, ich hab' dich lieb), ein vierter um zu Ruhm- und Ehrenstellen zu gelangen, ein fünfter (ein Alter) heirathet um eine Krankenwärterin zu erhalten. Aber nur wenige heirathen aus wahrer Liebe und wahrer Herzensneigung, die auf Freundschaft und gegenseitige Achtung beruht.

Die alten Jungfrauen. Die alten Jungfrauen, die gern noch heirathen möchten, berathschlagen sich mit dem Spiegel. Lange und oft besehen sie sich in demselben. Alle Mähler, alle Flecken, die sich im Spiegel an ihrem altväterischen Gesicht sehen, selbst die kleinsten, reiben sie aus, wie einen Schmutzfleck aus einer schmutzigen Bettdecke. Das ganze Angesicht, alle Kleider, alle Mienen, jede Bewegung des Leibes stellen sie sich in dem Spiegel dar; auch der einfältigste Mensch hält sie für Närinnen. Wollen sie die Haare aus den Augenbraunen reißen, so sehen sie in den Spiegel; wollen sie Härchen ober der Lippe wegzupfen, so sehen sie in den Spiegel, stehen sie vom Schlafe auf, so wird in den Spiegel geguckt; ich glaube, die meisten sehen sich noch vor dem letzten Hauche des Lebens in dem Spiegel.

Verstellung. Die Ziegen lecken die Bäume, und mit dem Lecken trocknen sie solche aus. Man sollte glauben, sie küssen den Baum, allein sie vergiften ihn.

Die Wahrheit ist seltene Waare. Morgen, sagt der Schuldner, gewiß Morgen! Haben Sie nur bis Morgen Geduld, da will ich ehrlich bezahlen; ich weiß, daß Sie schon lange warten, es thut mir herzlich leid. — Es sind schwere Zeiten; man hat sehr viel Ausgaben; aber Morgen will ich Richtigkeit machen. Ja, ja! warte nur darauf.

Auf die andere Woche, sagt der Advokat oder Rechtsgelehrte, geht der Proceß zu Ende; die Sache ist richtig und klar; die Zeugen haben geschworen, die Acten sind collationirt, Alles peremptorisch clausulirt. Es kann nicht anders sein, der Gegentheil muß verlieren. Ja, ja! warte nur darauf.

Diese Nacht wird es mit dem Patienten besser werden, spricht der Arzt; der Puls hat seinen ordentlichen

Gang, die Pillen operiren sehr gut; es kommt schon wieder eine lebhafte Gesichtsfarbe; der Kranke hat Appetit. Ja, ja! warte nur, was kommen wird.

Das Geld.

Wer nicht zum Schiffmann hat das Geld,
Der schifft unglücklich in der Welt.
Eine Scheune ohne Getreide,
Eine Heerde ohne Weide,
Ein Pferdstall ohne Heu,
Ein Weib ohne Treu,
Ein Hirt ohne Feld,
Ein Mensch ohne Geld
Ist nicht geachtet in der Welt.

Die Vergiftung. Eine Bäuerin hatte einen großen Topf Honig gesammelt und sagte zu ihrem Sohne, einem Knaben von zehn Jahren: Ich warne dich, von diesem Topfe Nichts zu essen; Josephle, es ist das stärkste Gift darin; wenn du nur ein klein wenig davon versuchtest, so müßtest du plötzlich sterben. Josephle, merk' es wohl! Indessen mußte die Bäuerin in Geschäften ausgehen und trug ihrem Buben auf, er möchte wohl Achtung geben, daß kein Raubvogel die Hühner stehle. Er thut, was ihm befohlen wurde, war aber doch so unglücklich, daß ihm ein Geyer ein Paar Hühner wegfischte. Um nicht noch einmal in Schaden zu kommen, band er mit einem Spagat alle Hühner zusammen und glaubte nun, daß das Geflügel nicht mehr auseinander laufen könne und der geflügelte Hühnerdieb keinen Schaden mehr verursachen würde. Allein der Dieb kam bald wieder und nahm alle zusammengebundenen Hühner mit sich in die Luft. Da nun der Knabe befürchtete, von seiner Mutter tüchtig gestraft zu werden, so aß er aus Verzweiflung den ganzen Honigtopf aus in der Meinung, daß er nun bald sterben werde. Als die Bäuerin heimkam, vermißte sie sogleich alle Hühner und merkte bald, daß ihr Sohn Ursache sei. Erzürnt ergreift sie einen Stock und will den Knaben züchtigen; er aber fällt auf die Knie und ruft flehend: Ach, Mutter! Mutter! schlage mich nicht mehr! ich muß ohnehin gleich sterben. Warum? Schelm! fragte die Bäuerin. Weil ich, antwortete der Knabe zitternd, weil

ich den ganzen Topf Gift ausgegessen habe aus lauter Verzweiflung. Die Mutter wußte nun nicht, ob sie über die Einfalt des Knaben zürnen oder lachen sollte. Sie gab ihm die Lehre, daß er aus einem kleinen Uebel ein viel größeres gemacht habe.

Vermeinte Tugend. Wer sich schon für gut hält, weil er einiges Gutes thut, wie z. B. den Vormittag andächtig betet und Nachmittag schrecklich flucht; wenn einer am Freitag gewissenhaft fastet und sich am Sonntag toll und voll säuft; wenn einer am Samstag ein Almosen gibt, und am Sonntag seinem Dienstboten unverschuldet doppelt soviel abzieht, dessen Tugend ist nur elendes Flickwerk.

Das Laster. Das Laster hat viele Geschwister; wer an einem Gefallen findet, wird auch mit den übrigen betraut. Besonders trifft dieses bei Demjenigen ein, der sich dem Laster des Trunkes ergibt; denn im Rausche wird der Mensch seiner Vernunft beraubt und er ist zur Vollbringung jedes Lasters fähig, sobald sich ihm Gelegenheit darbietet.

Das Geld. Das Geld richtet Alles; das Geld schlichtet Alles, das Geld bindet Alles; das Geld überwindet Alles; das Geld entschuldiget Alles; das Geld befördert Alles; das Geld verblendet Alles. Das Geld streicht dem Laster eine Farbe an, es legt allen Wunden ein Pflaster auf, es macht alle schiefen Händel gerade. Das Geld gleicht der Sonne; wenn diese nicht scheint, ist trübes Wetter. Der dummste Kerl ist gescheidt, so lange er Geld hat.

Thränen Christi. Einem Schwaben, der nach Italien kam, wurde von dem Weine Lacrymae Christi genannt, dergleichen er noch niemals getrunken hatte, vorgesetzt. Was ist denn das für ein Saft? Das ist was Kostbares! das schmeckt! sagte der Schwabe. Es sind Lacrymae Christi (Christi Thränen), antwortete sein Freund. O mein Gott! fing er an, mit gegen Himmel gehobenen Augen, und dem Glase in der Hand, warum hast du nicht auch in unserm Schwabeland geweint!

Der Schwabe auf dem Schiff. Auf einem Schiffe, das zu scheitern in Gefahr war, befand sich

ein Schwabe. Dieser betete sehr eifrig, und da die Gefahr immer größer wurde, ergriff er das auf dem Schiffe befindliche Sprachrohr, und rief, daß ihn Gott desto eher hören sollte: O lieber Gott! ach hilf uns doch aus dieser Noth!

Der Schneider. Mancher Schneider weiß die Kleider meisterhaft zuzuschneiden und zwar so vortheilhaft, daß von einem Stück Tuch so viel überbleibt, daß er für sein Weib ein Mieder und für seine Buben Kappen machen kann.

Ein Traum. Einem Jäger träumte, er sei in einem dichten Eichenwalde. Ein fürchterliches Wildschwein lief auf ihn zu und er schreit im Schlaf: Hui Sau: Seine Frau, welche eben wachte, rief: was willst mir, lieber Schatz?

Wie vielerlei Gattungen Schneider gibt es? Die bekanntesten Sorten sind folgende: Es gibt Herrenschneider, Frauenschneider, Krautschneider, Leistenschneider, Holzschneider, Sauschneider; die lustigsten sind die Aufschneider, die gefährlichsten sind die Beutelschneider, die verächtlichsten und elendesten aber sind die Ehrabschneider, vor welchen man sich besonders hüten und in Acht nehmen muß und die größte Verachtuug verdienen. Einige Naturforscher wollten auch die Krebse der Schneider-Zunft beizählen, weil die Krebse auch lange Scheeren haben und damit tüchtig zwicken können; jedoch andere Naturforscher verwerfen diese Ansicht und zählen sie blos unter die Reaktionäre.

Der lustige Musikant in der Todten-Grube. In einer großen Stadt hatte sich ein lustiger Musiker während der herrschenden erschrecklichen Cholera in einem Weinhause toll und voll angetrunken, vielleicht aber nur um das Schreckliche der Zeit zu vergessen. Als er nach Hause gehen wollte, fiel er vom Weine betäubt auf der Straße nieder und blieb liegen. Die Todtengräber, welche nachher vorbeifuhren, hielten ihn für todt, legten ihn auf den Leichenwagen und warfen ihn mit den übrigen Todten in ein allgemeines Grab, er lag die ganze Nacht unter den Leichnamen. Als er des Morgens nüchtern erwachte, konnte er gar nicht be-

greifen, wo und in welcher Gesellschaft er sich befinde. Zu seinem Glücke hatte er eine Flöte an sich hängen, auf dieser fing er an, einige artige Stücklein zu spielen, dann sang er auch das lustige Lied: Wer niemals hat gehabt ein Rausch, der ist kein braver Mann u. s. w. Dadurch liefen Leute herbei, die ihn mit größter Verwunderung aus der Grube herauszogen.

Wer schmiert, der fährt. Ein Schriftsteller, den ich nicht nennen darf, sagt, daß Lucifer, wenn er zu Zeiten sein Höllenministerium zur Tafel ladet, diesem vor allen andern vier leckerhafte Gerichte in eben so viel Schüsseln aufstellen läßt. In der ersten finden sie lauter Zollbeamtenfinger in einer gelben Sauce; in der zweiten grobe und böse Männerzungen in einer Sulze; in der dritten lauter Wuchererhirn in gebackenen Semmelschnitten, und in der vierten lauter gebratene Advokatenohren.

Warum Zollbeamtenfinger? Weil sich diese gern ausdehnen.

Warum böse und grobe Männerzungen? Weil sie über manches gute Weib (es gibt doch mehr als ein solches?) herstürmen und es tyrannisiren.

Warum Wuchererhirn? Weil Tag und Nacht die Wucherer spekuliren, wie die Menschheit ganz zu Grunde zu richten sei.

Warum gebratene Advokatenohren? Weil einige unter ihnen einen so gräulichen Betrug spielen, daß, wenn man nichts gibt und nichts zuschickt und sie den Geldklang nicht hören, kein glücklicher Ausgang des Rechtshandels, er mag noch so gerecht sein, zu hoffen ist, und zwar nach dem Grundsatze: Der nicht schmiert, der fährt nicht. Diesen Grundsatz kannte ein einfältiger Bauer, der seinem Nachbar rieth seinen Advokaten zu schmieren im engsten Sinne, ging zu seinem Sachwalter, griff nach einem Hafen voll Oel und Wagenschmiere, den er mit sich nahm. Der Herr Doctor der Rechte ging eben auf seinem Zimmer auf und nieder, als der Bauer eintrat. So oft sich der Erstere umkehrte, ging der Letztere hin und bestrich den Sachwalter mit seiner Salbe die Hände, der das gleich verstand, was sein Client wollte und es seinee Gemahlin sagte. Die verschmitzte Doctorin ließ sich bald sehen und redete den

Bauer so an: Ihr thut nicht übel, mein lieber Freund, daß ihr meinen Gemahl mit eurer Salbe bestreicht; nur müsset ihr auch ein Stück feiner Leinwand bringen, damit er sich die Hände abtrocknen könne. Ihr werdet sicher mit dem Trocknen mehr ausrichten als mit dem Schmieren.

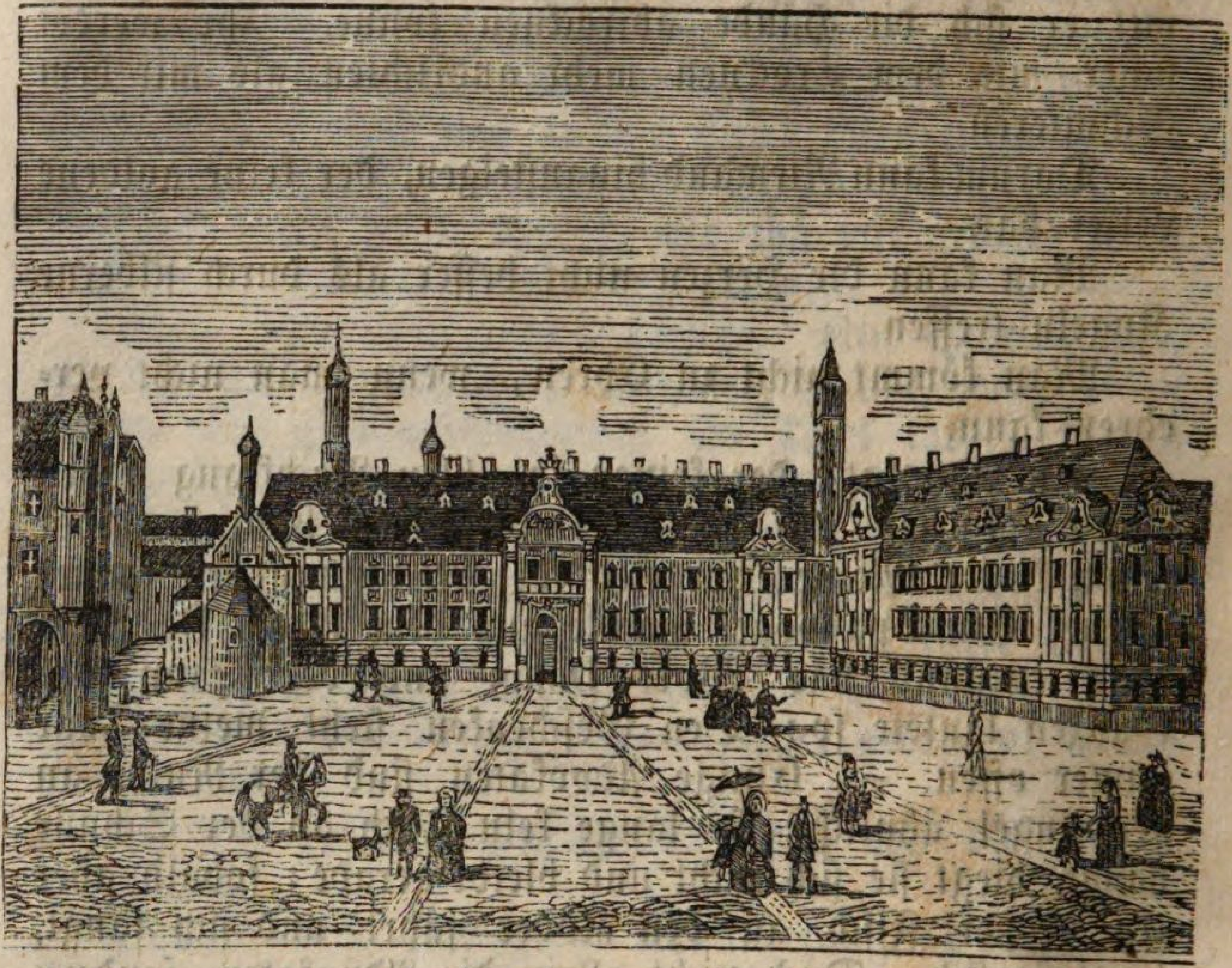
Darum kann Niemand hinansteigen, der keine goldene Leiter hat.

Man kann die Herzen nicht besser als durch silberne Kugeln treffen.

Man kömmt nicht zu Ehren, wenn man nicht verehren kann.

Ein Advokat, der keinen so üblen Nachklang haben wollte, schrieb auf seine Studirstube: Bonis semper patet, d. i.: Meine Thür steht den Rechtschaffenen immer offen. Ein Spaßvogel machte aus dem B ein D. Daraus entstand das Wort Donis und der Sinn des Ganzen lautete so: Den Geschenken steht meine Thür immer offen. — Einige Advokaten sind der Ruthe an der Angel ähnlich; so lange kein Fisch an der Schnur hängt, biegt sie sich nicht und bleibt gerade; sobald aber ein großer Fisch an den Köder fährt und sich fängt, biegt sie sich. Doch nicht allein die Advokaten, sondern auch andere Herren von Einfluß sind Freunde des Nehmens. Da komme Einer mit der Beredsamkeit eines Cicero, dem Verstande eines Aristoteles, den Geberden eines Cato, mit der Redlichkeit im Herzen; Niemand beugt sich vor ihm, sind seine Hände leer. Hängt aber etwas an der Angelschnur, kömmt ein schwerer Geldbeutel; so beugt sich gleich alles, alles geht nach Wunsch. Ja, ja, ja! sagt man dann, es kann sein! Mit ein Paar Dutzend Thalern, Scudi, Kronen, Ducaten läßt sich alles durchsetzen. Wer schmiert, der fährt.

Die königlichen Residenzgebäude in Augsburg



auf dem Frohnhof, ehedem die bischöfliche Residenz, auch bischöfliche Pfalz, kaiserliche Pfalz genannt. — Zu der königlichen Residenz sind nur noch die Zimmer des Haupt-Gebäudes, an welchem sich der Haupt-Eingang befindet, der Saal in der Ecke und der untere Theil in dem anstoßenden Flügel-Gebäude, wo sich die Küche und die Wohnung des Schloßverwalters befinden, so wie die im Hofe stehenden Stallungen, Wagenremisen, Reitschule und der Schloßgarten verwendet.

Ueber dem Hauptthore befindet sich ein Balkon, auf welchem die königl. Majestäten gewöhnlich vom Volke begrüßt werden, wenn sie Augsburg besuchen, und eine Denkschrift auf die Anwesenheit des Papstes Pius VI. im J. 1782, der von diesem Balkone aus dem zahlreich versammelten Volke den heil. Segen ertheilte. — Unter der oben auf dem Dache stehenden Krone sind die Schlagglocken zu der weiter unten befindlichen Uhr angebracht. Ueber der Haupttreppe, an der Seite

gegen die Stallungen, sieht man ein Deckenstück von Johann Bergmüller, welcher auch die architektonischen Malereien an den Seitenwänden verfertigte. Von eben diesem Maler sind auch die Malereien in der St. Lambrechts- oder Hofkapelle, und das Deckenstück, sowie die Darstellungen der vier Monarchien in den vier Ecken des Saales; die Bildnisse einiger Kaiser und Churfürsten dagegen theils von Zisenis, theils von Meitens, des Marees und de Derichs.

Merkwürdig ist dieses Gebäude noch in geschichtlicher Beziehung durch die darin im Jahre 1530 geschehene Bekanntmachung der Augsburgischen Confession und den im J. 1818 daselbst abgelegten Constitutionseid. — Erstere fand am 25. Juni Nachmittags 3 Uhr statt in dem großen Saale vor dem Kaiser Karl V. und den Reichsständen, wobei der jüngere sächsische Kanzler Dr. Christian Bayer das von Luther verfaßte und von Melanchthon in Ordnung gebrachte Bekenntniß, das hernach das Augsburgische genannt wurde, in deutscher Sprache so deutlich und laut ablas, daß dasselbe selbst dem auf dem Frohnhofe in dichten Haufen versammelten Volke vernehmlich war. — Zu bemerken ist jedoch, daß damals der Frohnhof vor der bischöflichen Pfalz nur halb so groß, wie heutzutage und durch Gebäude auch gegen Osten begränzt war. —

Das übrige Lokal der ehemaligen bischöflichen Residenz hat die königliche Regierung des Kreises Schwaben und Neuburg mit den dazu gehörigen Aemtern im Besitz, wozu auch die übrigen Gebäude der vormaligen Pfalz, mit der nun geschlossenen St. Veits-Kapelle gehören. — In dem Flügelgebäude sind die Direktorial- und Sitzungs-Zimmer und in den Pfalz'-Gebäuden steht die Registratur. Der ebenfalls zu diesen Gebäuden ehemals gehörige Burggrafen-Thurm, gegen die Johannisgasse, jetzt Peutingerstraße, bildet gleichfalls ein Eingangs-Thor zu dem Frohnhof, welcher im Jahre 1811 zu einem Parade- und Exercier-Platz hergestellt wurde. Zwischen dem Haupt- und Flügelgebäude dieser Residenz befindet sich ebenfalls ein hübscher viereckig gebauter Thurm, der ein Schlagwerk hat.

P.

Der Herzog von Reichstadt.

Nie wurde wohl ein Mensch bei seinem Eintritte in's Erdenleben mit mehr Pracht und Jubel begrüßt als Napoleon Franz Karl Joseph, der einzige Sohn des Kaisers Napoleon I. und Enkel des Kaisers Franz I. von Oesterreich. In seiner Wiege wurde er schon zum Könige von Rom ernannt und es umstanden Könige und Fürsten und die größten Helden der heldenreichen Kaiserzeit seine Wiege. Mit seiner Geburt (am 20. März 1811) ging Napoleons sehnlichster Wunsch in Erfüllung, er hatte nun einen Erben seiner Macht und es schien dadurch dem mächtigsten Reiche der Erde eine dauernde Zukunft gesichert. Napoleon stand damals auf dem höchsten Gipfel seiner Macht und seines Glückes! — Der junge König von Rom wurde von den Franzosen angebetet und vortrefflich erzogen; er gab schon in frühester Jugend Proben eines großen Geistes!

Aber diesem jungen Prinzen war keine ruhmreiche, große Zukunft vom Schicksale bestimmt. Drei Jahre nach seiner Geburt geschah der tiefe unerhörte Fall seines Vaters, stürzte dessen Weltherrschaft zusammen, er selbst wurde später auf ein einsames Eiland im großen atlantischen Ocean verbannt unter die heiße afrikanische Sonne und auf dem öden Felsen von St. Helena wie ein gefangener Prometheus angekettet, bis er endlich am 5. Mai 1821 daselbst starb.

Seine Gemahlin und sein Sohn wurden von ihm getrennt; seitdem die verbündeten Monarchen den Boden Frankreichs betreten hatten, sah er Beide nie wieder, und so sehr er sich auch in seinem Unglücke, in seiner Verbannung nach dem Anblicke seines Sohnes sehnte, er blieb ihm versagt! —

Bei Ankunft der Alliirten vor Paris floh die Kaiserin mit ihrem Sohne; vergeblich sträubte sich der junge dreijährige Napoleon in dunkler Vorahnung, die Tuillerien zu verlassen und klammerte sich zuletzt noch an die Vorhänge an, er mußte gewaltsam mit hinweg geführt werden, und sah die Tuillerien, sah Paris, sah seinen Vater nie wieder, ja es wurde seit 1814 aus seinem Vornamen sogar der Name Napoleon weggestrichen! —

Der junge Prinz wurde nun am Hofe seines Groß-vaters, des Kaisers Franz I. erzogen, er erhielt den Titel eines Herzogs von Reichstadt. Der Kaiser Franz hatte den Sohn des Helden sehr lieb und be-schäftigte sich viel mit ihm. Der junge Napoleon wuchs stattlich heran, reich an Talenten und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend; die begeisterten Anhänger seines Vaters nannten den Jüngling nur den „Sohn des Mannes“ und knüpften ihre glühendsten Hoffnungen an ihn.

Seine eigentliche Erziehung war dem sehr unter-richteten Grafen Moriz von Dietrichstein übertragen, der sich angelegen sein ließ, seinen Zögling zum Militär zu bilden. Deswegen gehörten auch ausgezeichnete Of-fiziere zu den Umgangsfreunden des jungen wißbegierigen Herzogs, darunter der Ritter Prokesch von Osten. In seinen reifern Jahren verfolgte er mit unverwandtem Blick die Geschichte des Tages, besonders die von Polen und Frankreich, deren Sprachen ihm auch am geläufigsten waren. In Warschau soll schon 1829 eine Münze ge-schlagen worden sein mit dem Bildnisse des Herzogs und der Umschrift: „Napoleon Franz Karl Joseph, König von Polen.“ Wie alle Napoleoniden erfüllte auch ihn die Juli-Revolution mit den glänzendsten Hoff-nungen. Wirklich erging auch von verschiedenen Seiten die Aufforderung an ihn, sich an die Spitze der großen Bewegung zu stellen. Aber Lätitias hohem Sinn und seines Vaters Stolz angemessen, antwortete er: „Ich kann nicht als Abenteurer dahin zurückkehren. Möge mich die Nation rufen und ich werde Mittel finden, zu ihr zu gelangen.“ Als er diese Worte sprach, ging er seiner körperlichen Auflösung schon entgegen. Unheilbare Schwindsucht, die lange keimende, entwickelte sich schnell und zehrte seine Kraft auf. Eine Erkältung, die er sich bei einem Spazierritt im Prater zuzog, warf ihn am 22. Juli 1832 dem Tode in die Arme. Den letzten schwachen Lebensathem hauchte er in Schönbronn, dem-selben Schlosse aus, wo sein Vater, der Held des Jahr-hunderts, einst vor 22 Jahren in der Fülle seiner Macht und Herrlichkeit, die denkwürdigsten Decrete erließ und wo er die Verbindung mit dem alten Hause der Habs-burger schloß. Der junge Fürst besaß eine einnehmende,

edle Gestalt und zeichnete sich durch Gewandtheit in ritterlichen Uebungen, durch Ernst und Sicherheit des Urtheils aus. So lange er lebte, war die Furcht vor dem Namen dessen, vor dessen Machtworte alle Kronen und Throne des Festlandes von Europa bebten, nicht ganz beseitigt.

Es ist allerdings ein höchst merkwürdiges Ereigniß, wenn man darüber nachdenkt, daß nun bereits mehr als zwei hundert Jahre verflossen sind, daß kein französischer Kronprinz mehr den Thron Frankreichs bestiegen hat. Ich will hierüber nur seit der erschrecklichen französischen Revolution, welche Ende Juli 1789 ausgebrochen ist, eine kurze ernsthafte Betrachtung über das Schicksal der französischen Kronprinzen anstellen. Da diese traurigen Geschicke nicht allen Lesern dieses historischen Werkchens bekannt sein dürften.

Ludwig der XVI. dieser gute, edle, französische König, dem so sehr das Wohl seiner Nation am Herzen lag, mußte am 21. Januar 1793 unschuldig auf der Guillotine sein Blut verspritzen. Dieser Ludwig mußte, was seine Vorfahren und besonders die beiden Ludwige XIV. und XV., was diese alten Sündenböcke verschuldet hatten, büßen. Nach dem erschrecklichen Tode Ludwigs XVI. wurde dessen Sohn, der Dauphin oder Kronprinz, vom Convente einem rohen und ungebildeten Schuster Namens Simon einem argen Jakobiner zur Erziehung übergeben. Der unglückliche königliche Knabe hatte bei seinem sogenannten Erzieher, diesem Unmenschen, das allerhärteste Leben, er mußte die gemeinsten Dienste verrichten, mußte harte Züchtigungen aushalten, mußte Hunger leiden und erhielt oft tüchtige Schläge. Auf diese Art wurde er langsam zu Grunde gerichtet. Er ist am 8. Juni 1795 zehn Jahre alt 'gestorben. Es wurde von Vielen behauptet, der Schuster Simon hätte dem Prinzen Gift beigebracht. Jedoch ist es nicht gewiß zu bestimmen, er kann ja auch an den Folgen der großen Mißhandlnngen gestorben sein.

Wie es Napoleons I. Sohn ergangen ist, ist aus obiger Erzählung genügend erläutert.

Als Napoleon Bonaparte I. durch die Verbündeten gestürzt war, wurden die alten Bourbonen wieder zurück berufen, dann bestieg des hingerichteten Ludwig XVI.

ältester Bruder der Graf von Provence den französischen Thron; derselbe hieß nun Ludwig XVIII. Dieser Ludwig starb am 16. September 1824 ohne Nachkommen. Diesem folgte sein Bruder Carl, Graf von Artois auf den Thron und hieß nun als König, Carl X. Dieser Carl hatte zwei Söhne, nämlich den Herzog von Angouleme und den Herzog von Berry; weil aber Ersterer keine Nachkommen hatte, so wurde Letzterer schon als Dauphin oder Kronprinz betrachtet. Der Herzog von Berry wurde aber, als er am 13. Februar 1820 aus dem Opernhause trat, von dem Sattler-Gesellen Peter Ludwig Louvel mit einem Dolche erstochen. Louvel war ein wüthender Feind des Königthums, er wurde aber ungeachtet, daß der edle Herzog von Berry noch vor seinem Verscheiden um Gnade für seinen Mörder bat, bald darauf durch die Guillotine hingerichtet. Der ermordete Herzog von Berry hatte einen Sohn Namens Heinrich, dieser war nun Dauphin oder Kronprinz von Frankreich und erhielt den Titel Herzog von Bordeaux. Als aber sein Großvater der König Karl X. im Jahre 1830 die unglückseligen Ordonnanzen erließ, wodurch er die Charte verletzte, wurde er des Thrones für verlustig erklärt und aus Frankreich verbannt, gleiches Loos hatte auch der Kronprinz Heinrich Herzog von Bordeaux; der Letztere lebt heut zu Tage im Schlosse zu Frohsdorf in Nieder-Oesterreich einige Meilen von Wien entfernt, (unter dem Titel Graf von Chambord), woselbst er einen kleinen Hofstaat führt. Nach dem Sturze des Königs Karl X. wurde der Herzog Ludwig Philipp von Orleans von der französischen Nation auf den Thron erhoben und nahm den Titel an Ludwig Philipp I. König der Franzosen. Dieses neu erwählten Königs ältester Sohn war nun Kronprinz, er hieß: Philipp Ferdinand von Orleans. Dieser Kranprinz hatte aber das Unglück bei einer Spazierfahrt aus der Kutsche herauszustürzen, und hat sich durch den Fall an einem Stein die Hirnschale zerschmettert, worauf der Tod erfolgte. (An der Stelle, wo dieser Prinz verunglückte, ließ sein Vater der König Ludwig Philipp eine prächtige Kapelle erbauen.) Dieser unglückliche Kronprinz war ein sehr edler und volksthümlicher Mann und wurde

deswegen von der französischene Nation sehr geliebt. Dieser unglückliche Fürst hinterliß einen Sohn, nun war dieser Kronprinz und hatte den Titel Graf von Paris. Als aber auch der König Ludwig Philipp I. das Unglück hatte vom Throne gestossen zu werden, und aus Frankreich verbannt wurde, traf auch den Grafen von Paris das harte Loos mit seinem Großvater ins Exil zu gehen, er lebt nun mit seiner Mutter, welche eine sächsische Prinzessin ist in Gotha.

Nach dem Sturze des Königs Ludwig Philipp von Orleans, war Frankreich wieder mehrere Jahre eine Republik. Ludwig Bonaparte, ein Sohn des ehemaligen Königs vou Holland, gleiches Namens, der ein Bruder des Kaisers Napoleon I. war, wurde dnrch Stimmen-Mehrheit zum Präsidenten der neuen Republik Frankreich erhoben.

Als solcher schwang er sich wieder zum Kaiser hinauf, er stellte das Kaiserthum seines Onkel wieder her und heißt jetzt Napoleon III. Kaiser der Franzosen. Dieser neue Kaiser hat nun auch wieder einen Sohn, dieser ist gegenwärtig Kronprinz von Frankreich und würde einstens Napoleon IV. heißen. Dieser kleine Kronprinz wird bisher auch das Kind von Frankreich genannt und war schon Korporal, weil er aber ein Mal sehr ungehorsam war, wurde er wieder zum Gemeinen dekretirt. Ob nun dieses Kind von Frankreich einstens den französischen Thron besitzen wird, oder ob es ein ähnliches Schicksal treffen wird wie seinen verstorbenen Vetter den Herzog von Reichstadt, der in Wien begraben liegt, dies kann kein Mensch prophezeien, dies wird die Zukunft lehren, denn in das Buch der Zukunft läßt die weise allgütige Vorsehung keinen Sterblichen hinein blicken. Die Zukunft hat die weise Vorsehung mit einem dichten Schleier behängt.

Ich habe nun die traurigen Geschicke der französischen Kronprinzen, seit dem Tode des unglücklichen Königs Ludwig XVI. in meinem Guckkasten vorüberziehen lassen, ich will mit dieser Tragödie meine historischen Darstellungen beschließen und den Vorhang fallen lassen. Wenn diese historischen Darstellungen dem Zuschauer gefallen haben, so werde ich bald wieder einige vorführen, welche ebenso interessant uud merkwürdig sein werden, wie diese.

Inhalt.

Inhalt.

Stadtbibliothek Augsburg

In demselben Verlage von **Leonhard Doll,** Firma **Anton Herzog,** Buchhändler am Perlachberg im Bäckerhause in **Augsburg** sind kürzlich folgende Bücher erschienen und zu haben:

Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. Herausgegeben von **Franz Seraph. Muchitsch,** Pfarrer in Sachsenburg in Kärnthen. Zweite verbesserte Auflage mit einem Stahlstiche. Mit Approbation des hochwürdigsten Fürstbischofs von Gurk. 37¼ Bogen in 8. 592 Seiten auf ganz weißem Papier. Ladenpreis 54 kr. in Reichsmünze. Die Approbation des hochwürdigsten Fürstbischofes von Gurk zur zweiten Auflage lautet so:

An den Wohlehrwürdigen Herrn Franz Muchitsch, Pfarrer zu Sachsenburg!

Auf das unterm 30. Oktober l. Js., erhalten den 2. November, anher gestellte Ansuchen um die kirchliche Approbation des von Ihnen aus den besten katholischen Andachtsbüchern gesammelten und in zweiter verbesserter Auflage im Verlage bei Anton Herzog in Augsburg in diesem Jahre herausgegebenen Gebet- und Erbauungsbuches betitelt: „Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit“ findet das fürstbischöfliche Ordinariat Folgendes zu erwidern:

„In Erwägung des reichhaltigen in 592 Seiten geordneten, „und mit lesbarem Drucke versehenen Stoffes, der sorgfältigen „Auswahl der im echt kirchlichen Sinne verfaßten, den Bedürf- „nissen eines Belehrung und Erbauung suchenden Katholiken ent- „sprechenden Gebeten und Betrachtungen, so wie der den Unter- „scheidungslehren vorstehenden für Katholiken an paritätischen Orten „willkommen faßlichen und eindringlichen Belehrungen, welche nichts „anders, als eine wünschenswerthe Aufklärung im Sinne der heil. „katholischen Kirche bezwecken, nimmt das fürstbischöfliche Ordi- „nariat keinen Anstand, die kirchliche Approbation diesem Gebet- „buche anmit zu ertheilen.“

Indem es unter Einem für Ihre zum Wohle des katholischen Landvolkes hierbei verwendete Mühe Ihnen die verdiente Anerkennung hiemit offen ausspricht, wird es Ihrer Bitte, um Empfehlung dieser neuen und verbesserten Auflage an den Diocesanklerus seiner Zeit zu entsprechen nicht entstehen.

Fürstbischöfliches Z. und P. Ordinariat zu Klagenfurt am 10. November 1859.

Valentin m. p.

Fürst-Bischof.

Herr erhöre mein Gebet! Gebet- und Betrachtungsbuch für fromme katholische Christen. Größtentheils aus den Schriften der Heiligen **Alphons Maria Liguori, Franz von Sales,** des gottseligen **Thomas von Kempis** und andern frommen Schriftstellern älterer und neuerer Zeit gezogen. Mit einem Stahlstiche, gr. 18. Ladenpreis 12 fr.

Jesus mein Verlangen! Gebet- und Andachtsbüchlein für fromme katholische Christen. Zum täglichen Gebrauche eingerichtet. Herausgegeben von einem Weltpriester. 16. Ladenpreis 6fr.

Im Laufe des Jahres 1861 werden bei **Leonhard Doll** noch folgende sehr interessante Schriften erscheinen, welche hiemit vorläufig angezeigt werden:

Herr, bleibe bei uns es will Abend werden. Ein katholisches Gebet- und Trostbuch für bejahrte Leute, bei denen der Abend des Lebens bereits begonnen hat. **Mit ganz großer Schrift.** Enthält: Morgen-, Abend-, Meß-, Vesper-, Beicht- und Communion-Gebete, Kreuzweg-Andacht und mehrere Litaneyen und andere verschiedene Andachtsübungen, nebst sehr schönen Betrachtungen über die vier letzten Dinge des Menschen als **Tod, Gericht, Hölle** und **Himmelreich.** Aus den Schriften des **heil. Alphons Liguori** gezogen. 8. circa 23 bis 24 Bogen Ladenpreis 36 fr. — Ferner:

Historisches Panorama. Enthält eine Auswahl interessanter historischer Darstellungen aus dem Leben großer und merkwürdiger Männer und Frauen aus verschiedenen Jahrhunderten, außerordentliche Thatsachen pikanter Charaktere, überraschender Momente, merkwürdige Criminalgeschichten, besondere Denkwürdigkeiten aus dem Leben berühmter Bürger, Bauern und Juden, seltene Urkunden und andere seltsame Ereignisse. Neu bearbeitet und herausgegeben von **Johann Nepomuck Moser.** Mit vielen xylographischen Abbildungen. 8⁰ mit geschmackvollem Umschlag broschirt. Ladenpreis circa 36 fr.

☛ Denkwürdigkeiten ☚

aus dem Leben der sehr schönen und geistreichen **Madame Lavallière,** in ihren jungen Jahren **Maitresse Ludwigs des Vierzehnten, Königs der Franzosen,** in ihren älteren Jahren **Karmeliter Klosterfrau und strenge Büßerin.** Ein Musterspiegel für Solche, welche die Bahn der Sünde verlassen und den Weg zur Buße, Besserung, Tugend und Frömmigkeit antreten wollen. Eine geschichtliche Erzählung für das Volk. Nach dem Französischen der Wahrheit getreu neu bearbeitet und herausgegeben von **Johann Nepomuck Moser.** Mit zwei merkwürdigen Abbildungen nach Pariser Originalen.

Gedruckt bei Albr. Volkhart.

8° gs.
Moser

K

Moser, Johann Nepomuck

Historischer Guckkasten enthält eine Reihe geschichtlicher Erzählungen, Anekdoten, Bonsmots, Charakterzüge, interessante Auftritte und Nachrichten aus dem Leben grosser und merkwürdiger Männer und Frauen aus allen Zeiten. Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, Feldzüge, Kriege, Schlachten, Belagerungen und viele andere merkwürdig-

Augsburg 1861

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6686
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249224-8